Deutsche sage im Elsass

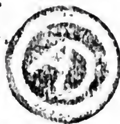
Wilhelm Hertz

Deutsche Sage im Elsaß

von

Wilhelm Hertz.

Dieß ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten!



Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1872.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Vorrede.

Das Elsaß wird von wenigen deutschen Landen an manichfaltiger Fruchtbarkeit erreicht, an Schönheit der Natur und Kunst, an geschichtlicher Bedeutung von keinem übertroffen. [1] Aber auch keines hat dem großen Mutterland so viel Schmerzen bereitet. Welcher Deutsche, der — noch im vorigen Jahr — von den schwäbischen Bergen hinüberschaute nach dem blauen Höhenzuge der Vogesen, wandte nicht zuletzt seinen Blick in Wehmut und zürnender Scham hinweg? War doch das schöne verlorene Land am Rhein in all seiner Herrlichkeit ein Bild der entschwundenen Herrlichkeit des Reichs, das Kleinod unserer nationalen Ehre, verpfändet an den raubgierigen Nachbarn. Die Nachwelt wird uns beneiden, daß wir den Tag der Abrechnung erlebt, wo dieses Pfand mit Schwertschlägen wider eingelöst, die alte Schmach mit jungem Heldenblute getilgt wurde. Jetzt, da sich unserem Andenken an die große Vergangenheit unseres Volks kein schmerzliches Gefühl mehr beimischt, mögen wir auch an dem widergewonnenen Grenzland in alter Liebe, in altem Stolz unser Auge weiden und uns der urvererbten Züge deutschen Volkstums erfreun, welche die zweihundertjährige Fremdherrschaft troz aller Gewalttätigkeit darin nicht zu verwischen vermochte.

Während der deutsche Gelehrte wie der deutsche Tourist die seinem Vaterlandsgefühl peinliche Berührung des Elsaßes

vermied und verwälschte Elsäßer von den deutschen Erinnerungen ihres Landes nichts wissen wollten, ja ihr Vorhandensein geradezu leugneten, widmete sich eine Anzahl elsäßischer Männer mit patriotischem Eifer der Erforschung ihrer altheimischen Sitte und Sage und sammelte die zerstreuten Ueberlieferungen mit solch unverdrossenem Fleiß, solch liebevoller Sorgfalt, wie sie nur deutschem Geiste eigen ist. Das Hauptverdienst gebührt Professor August Stöber in Mülhausen und dem verstorbenen Archivar Ludwig Schneegans von Straßburg, neben denen Heitz, Gustav Mühl, Ringel, Stoffel (Christophorus), Zetter (Friedr. Otte) rühmend zu nennen sind.

„Der Wanderer, sagt August Stöber (Oberrheinisches Sagenbuch 6), wird nicht wohl einige Stunden durch unser Land gehen können, ohne an einen von der Sage besungenen, durch Dichtung oder Geschichte verherrlichten Ort zu kommen.“ Ein redendes Zeugniß hiefür ist seine reichhaltige, wohlgeordnete, mit sachkundigen Erläuterungen und einer schönen Sagenkarte ausgerüstete Sammlung: Die Sagen des Elsaßes, 2. Ausgabe, St. Gallen 1858.

Es war eine trübe Zeit, in welcher sich diese deutsch fühlenden Männer um das bedrohte vaterländische Fähnlein schaarten, wohl bewuſt, daß sie der von oben unaufhaltsam vordringenden Verwälschung gegenüber für eine hoffnungslose Sache kämpften. Nicht ohne Bewegung liest man die wehmütigen Worte, welche der schon auf den Tod erkrankte Ludwig Schneegans einem Freunde schrieb: Wir alle müssen ausharren bis zum Ende, fest und unerschütterlich. Wie schwierig und wie wenig lohnend es auch immerhin sein mag, dem reißenden Strom sich entgegenzustellen, der allmälig unsere ganze Vergangenheit unterwühlt und unser altes, ehrwürdiges Nationalelement mit sich fortspült, mit dem wir noch so innig und un-

auflöslich mit unserem ganzen geistigen Sein und Wesen verwoben sind, so bleibt dies doch stets eine edle und uns ehrende Tat. Mich wenigstens soll die täglich wachsende Strömung dennoch nie zum Weichen bringen. Attinghausens Wahlspruch und Zuruf soll der meine bleiben bis zum letzten Atemzuge: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an! — In einem andern Briefe äußert er über die von wälscher Seite geheuchelte Bewunderung und Zärtlichkeit für deutsche Sprache und deutsches Nationalelement im Elsaß: All dieß, vergessen wir es nicht, ist eitel Hohn und Spott. Es ist genau, als ob ich einen Krieger sähe, der dem von ihm erschlagenen, sterbend am Boden liegenden Feinde das Schwert noch einmal in die Hand gibt und ihm in schön gewählten Phrasen zuruft: Jetzt, mein Bester, verteidige dich; ich gebe dir dazu die vollständigste Freiheit. Ach, er der Sieger hat ja nichts mehr zu befürchten von dem Gegner: bluttriefend und bereits mit dem Tode ringend liegt letzterer ja am Boden, und bald wird das Auge ihm brechen im Sterben! (Gustav Mühl, Ludwig Schneegans, eine biographische Skizze, Mülhausen 1864, p. 38 und 40).

Mit solch drückenden Gedanken ist der pflichttreue Forscher dahingegangen. Wie nahe die Hilfe war, konnte er nicht ahnen. Hat doch auch unsere kühnsten Hoffnungen die neue Zeit gewaltigen Schrittes überholt. Wie der Riese Antäus, wenn er seine Mutter, die Erde, berührte, wird das Deutschtum im Elsaß sich verjüngen in unüberwindlicher Kraft. Uns aber geziemt es, dem edeln Kämpfer für deutsches Wesen im Elsaß einen Ehrenkranz auf sein frühes Grab zu legen.

Ich glaube nicht allein, einem Interesse der Zeit entgegenzukommen, sondern auch eine patriotische Pflicht zu erfüllen, wenn ich die Aufmerksamkeit deutscher Leser auf die Leistungen dieser

Männer hinzulenken und die Früchte ihrer Arbeit übersichtlich zu gruppieren versuche.

Der nachfolgenden Abhandlung liegt ein von mir im Frühjahr gehaltener öffentlicher Vortrag zu Grunde. Die Rücksicht auf einen meinem damaligen Publicum entsprechenden weiteren Leserkreiß hat mich bestimmt, alle zusehr ins Einzelne gehenden Ausführungen und literarischen Belege in den Anhang zu verweisen. Wenn dieser besonders durch einige beigegebenen sagengeschichtlichen Excurse über Gebühr angeschwollen ist, so wird mir, wie ich hoffe, der freundliche Leser, im Falle er dem Gegenstand dieser Schrift wärmere Teilnahme schenkt, Indemnität nicht versagen; im andern Falle wird er mir wenigstens zu gute halten, daß ich ihm alles an einzelnen Punkten sich häufende und dadurch den cursorischen Gang der Darstellung hemmende Material aus dem Wege geräumt habe.

München im December 1871.

Der Verfasser.



a. Keltische Zeit.

Drei große Völker haben dem Boden und der Erinnerung des Elsaßes ihre Spuren eingedrückt: Kelten, Römer und Germanen.

In ferner Vorzeit, vor mehr als 2000 Jahren, bespülte der Rhein an beiden Ufern die kuppelförmigen Holzhäuser keltischer Ansiedler. In unbestimmbaren Jahrhunderten aus dem Osten vorgedrungen saßen hier die Gallier, jenes merkwürdige Muttervolk der Franzosen.

Schnurrbärtige Krieger mit gefärbtem Haar, eitel und putzsüchtig in auffallender buntgestreifter Tracht und weiten Hosen, mit goldenen Halsketten, Armbändern und Fingerringen über und über bedeckt; die Rüstungen mehr zum Prunk als zur Abwehr geschaffen, Helme mit hohen Aufsätzen, ellenlange Spereisen, riesige buntbemalte Schilde; von Charakter nicht bösartig und gastfrei, aber von leichterregter Wildheit und barbarischen Gewohnheiten: sie schnitten den Männern die Köpfe ab und schonten „selbst der Frauen" nicht; bildsamen, beweglichen Geistes und kunstsinnig, doch ohne gesunden Menschenverstand und in bigottem Aberglauben befangen; von einfacher Lebensweise und dennoch berüchtigt durch unnatürliche Laster. Leidenschaftliche, unruhige Parteigänger voll reizbarer Empfindlichkeit kamen sie schnell in Zwist und liebten den Zweikampf. Ebenso rasch bereit zu abenteuerlichem Beginnen als unbesonnen in der Ausführung

vermochten sie weder ihre eigene Kraft noch die des Feindes zu schätzen. Kindisch neugierig und leichtgläubig für Sensationsnachrichten faßten sie auf bloßes Hörensagen hin die tollsten Beschlüsse; immer hochtrabend im Ausdruck und tragisch gespreizt und gerne drohend; tapfere Männer, besonders im Norden, aber ihre Tapferkeit selbst durch bombastische Prahlerei in Schatten stellend; nie redseliger, als wenn es galt, sich selber zu loben und den Gegner zu schmähen, blieben sie trotz allen tatsächlichen Gegenbeweisen dabei, kein Volk auf Erden könne sich ihnen an Tapferkeit vergleichen; immer ohne Maß, jetzt tollkühn, jetzt verzagt; übermütig im Glück, weinerlich im Unglück, und doch auch nach großen Niderlagen mit kleinen Trophäen sich brüstend; furchtbar im stürmenden Anprall, aber der eisernen Ausdauer und scharfsinnigen Kriegskunst der Römer nicht gewachsen.

Diese Züge entlehne ich nicht etwa den Erfahrungen der jüngsten Zeit, sondern den Schilderungen des Cäsar, Strabo und Diodor. [2]

Drei Stämme dieses zahlreichen Volkes saßen am Oberrhein: Die Rauriker im südöstlichen Sundgau, die Sequaner im übrigen Sundgau und im Oberelsaß, die Mediomatriker im Unterelsaß. [3] Von ihnen hat das Elsaß die wichtigsten Namen seiner Berge und Flüsse (Vogesus oder Vosegus, Belchen, Donne 2c.; Rhein, Ill, Moder 2c.) und die ersten Städte erhalten. [4] Im Gegensatz zu den in Einödhöfen zerstreut wohnenden Germanen liebten die Kelten das Zusammenleben in größeren Ortschaften. Mehr als zum Ackerbau zeigten sie frühe Neigung und Geschick zum Handel, zum Bergbau und zur künstlerischen Verarbeitung von Erz und Silber. Eine ihrer bedeutendsten Metallwerkstätten war zu Helvetus (oder Hellelus) an der Ill im Unterelsaß. Ueber das ganze Oberrheintal verbreiten sich durch Wälder und Fluren die Hügelgräber dieses

Volks, halbkugelförmige Erdaufwürfe von 30—60 Fuß Durchmesser, mit unverbrannten Leichen, Waffen, Schmuck und Gefäßen. Unter dem Volke heißen sie Heidengräber, Heidenbückel, Hünengräber, Lei-Hubel (Lei, mhd. lê Grabhügel und Hubel — Hügel), auch schlechtweg Hubel, so der rote Hubel, der Espenhubel in der Rixheimer Haart, Todtenberge, Todtenköpfe. Die Bedeutung des Wortes Hüne (Riese) ist im Volke vergessen, daher die häufige Entstellung von Hünengrab in Hünergrab. Ein Hünerberg ist im Badischen bei Lörrach, ein Hünerhubel im Elsaß in der Nähe von Mülhausen. Der letztere, von Bäumen übergrünt, ist eine verrufene Stätte; selbst am hellen Tage droht dort Gespensterspuk; Schatzgräber wühlten in seinen Tiefen. Ein alter General, meinten Einige, liege darin mit vielem Geld. Beim Nachgraben fanden sich ein männliches und ein weibliches Gerippe mit den üblichen Beigaben. [5]

Keine bestimmte Ueberlieferung hat sich im Elsaß von dem Volke erhalten, das in diesen grünen Hügeln schläft. Glanz und Ruhm, wornach es so leidenschaftlich begehrt, sind im Grau der Zeiten erloschen. Die Heldenlieder seiner Barden, woran sich dereinst sein nervöser Nationalstolz berauscht, sind spurlos verschollen und mit ihnen seine Helden und Weisen. Nur an einzelnen Mauerresten haftet noch ein verdunkeltes Andenken. Das merkwürdigste Denkmal aus keltischer Zeit ist die sogenannte Heidenmauer auf dem Odilienberg südwestlich von Straßburg, wohl die heiligste Stätte des Landes, im Frieden ein Festplatz, ein Volkslager im Krieg. [6] Besonders reich an keltischen Altertümern ist das wildromantische Dachsburgerland (am Westabhang der Vogesen gegen Kaufmanns-Saarbrück).

Auf den waldigen Berghöhen, wo die keltischen Priester, die Druiden, einen geheimnißvollen schaurigen Götterdienst mit massenhaften Menschenopfern zu feiern pflegten, ist es noch heute

dem Volke nicht geheuer. Noch sieht man in den Steinkreißen auf dem Bollenberg bei Ruffach weiße Frauen um nächtliche Feuer tanzen (Stöber, Sagen p. 64). Eine bekannte keltische Opferstätte ist der Druidenkreiß der Ziegenburg bei Niederbronn über dem Schlachtfeld von Wörth; unbehauene Felsblöcke, ohne Mörtel auf einander geschichtet, umgeben im Dreieck den steinernen Opfertisch, eine ungeheure Felsplatte, die etwas abwärts geneigt und unten mit einer Rinne zur Aufnahme des Blutes versehen ist. (Steger, das Elsaß mit Deutsch-Lothringen. Leipzig 1871, p. 59). [7] Ein dritter Steinkreiß von hundert Schritt im Durchmesser auf dem Berge bei Wisch im Breuschtal heißt der Feengarten. Auch dort erscheinen, so erzählen die französisch redenden Talbewohner, zur Nachtzeit weißgekleidete Jungfrauen, Feen, und tanzen den Reigen. Sie hatten in uralter Zeit unternommen, von Berg zu Berg über das Breuschtal Brücken zu bauen; allein der Sturz ihrer Macht unterbrach den Bau, von dem nur noch die vielen zerstreut liegenden Steine Zeugniß geben. (Schweighæuser, Bas-Rhin 92.)

Im Feenglauben mischen sich Erinnerungen an keltische Göttinnen und ihre Priesterinnen. Der Name Fee, fata (Femininform aus fatum gebildet) Schicksalsgöttin, stammt aus römisch-keltischer Zeit. Die Sagen von den nächtlichen Feentänzen, welche zuweilen durch die Ankunft eines mit feurigen Rossen bespannten Wagens gestört werden, gehen auf alte druidische Mysterien zurück. Die Feen sind ganz eigentümlich keltisch; ihre Heimat ist Frankreich, wo sie noch in Aller Munde leben. In Deutschland wurden sie zuerst ums Jahr 1200 durch die unter französischem Einfluß stehenden höfischen Dichter der Ritterzeit, Wolfram von Eschenbach, Ulrich von Zazikhoven, Gottfried von Straßburg eingeführt. Das mittelhochdeutsche Wort war feie (oder feine); aus der Kunstsprache entlehnt

und auf verwandte deutsche Götterwesen übertragen, begegnet uns das Wort in dieser alten Form noch in einzelnen deutschen Gegenden, wie in der Mark, in Hessen und in Tirol. Das jetzt übliche Wort Fee stammt aus den neueren französischen Märchen.

Streng geographisch läßt sich das Gebiet des Feenglaubens abgrenzen: das deutschredende Volk im Elsaß weiß nichts davon; die Scheidewand bildet der Kamm der Vogesen. Diesseits tritt der Feenglaube nur in den französisch redenden Tälern auf, z. B. in Urbis (Orbey) im Oberelsaß. Dort heißt ein das Tal überragender roter Sandsteinfels lo Faudé (le faux Dieu), der falsche Gott; auf ihm sollen dereinst die in die Berge verdrängten Heiden alle Christen, deren sie habhaft werden konnten, geopfert haben. Hinter Urbis streben gewaltige Granitwände empor, welche Elsaß und Lothringen scheiden; sie heißen les fayes (fées), die Feen, und werden vom Wanderer besonders im Winter und zur Dämmerzeit gefürchtet (Alsatia 1856—57 p. 136.)[8]

Wie mit den druidischen Steinkreißen (den Cromlech) werden die Feen auch mit den einzeln stehenden Steinpfeilern, den sogenannten Menhir oder Peulvan, in Verbindung gebracht, über deren symbolische Bedeutung die Meinungen schwanken. Sie finden sich in allen keltischen Ländern, besonders häufig in der Bretagne. In der Regel heißt sie das Volk Feenspindel, Feenkunkel (quenouille de la fée), Spill- oder Spindelstein. In der Gegend von Bitsch stehen zwei dieser Menhir, der Spillstein und der Breitenstein, jetzt ihrem Heidentum zum Trotz mit christlichem Bildwerk geziert. Im Dachsburgerland standen an der roten Saar drei Obeliskensteine beisammen; der mittlere gröste war wie eine Spindel geformt und wurde auch Spille (Spindel) oder Kunkel genannt: Feen sollten ihn in der Schürze herbeigetragen und in die Erde gesteckt haben. Er wurde um

die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch einen Wetterbach unterwühlt und umgestürzt und später auf seiner Basis ein Steinkreuz errichtet. Alle sieben Jahre in der Weihnacht erscheint dort eine weiße Frau mit einem Korb voll Linnen, welche sie im Flusse wäscht. Ein anderer umgestürzter Menhir liegt im Schäfertal bei Sulzmatt im Oberelsaß und heißt der Langenstein. Dieß ist die deutsche Uebersetzung des keltischen Menhir (kymrisch mæn Stein, hir lang). In gewissen Mondnächten, altheiligen Festzeiten, richtet er sich auf, so erzählen die Bauern, dreht sich langsam um sich selber, und weiße Frauen (Feen) tanzen um ihn in der Runde. [9]

Außer den Cromlech (Steinkreißen), Dolmen (Steintischen) und Menhir (Steinpfeilern) werden noch die sogenannten Wagsteine (pierres branlantes, rockingstones, s. Kugler, Kunstgeschichte I, 4) zu druidischen Cultus- oder Rechtsbräuchen in Beziehung gebracht. Es sind dieß Felsblöcke, welche mit abgerundeter Basis auf horizontalen Steinplatten aufliegen und selbst durch einen schwachen Stoß in schwankende Bewegung versetzt werden können. Auch sie finden sich im Elsaß und heißen dort Lottelfelsen. Ein solcher liegt auf der Spitze des Schneebergs im Dachsburger Land, an dem einst nach der Sage angeklagte Frauen im Gottesgericht ihre Treue beweisen musten; leicht bewegte ihn die Unschuldige, unter den Händen der Schuldigen rührte er sich nicht. Noch erscheinen bei ihm die Feen in der Mondnacht und spielen Ball mit den umherliegenden Felsblöcken. [10]

An geweihten Orten pflegten die Druiden die Kriegsbeute, welche dem Schlachtengott gelobt worden war, aufzubewahren (Caesar, de bello gallico VI, 17). Schon griechische Reisende wusten Wunderdinge von keltischen Schätzen zu erzählen, welche auf den Grund heiliger Seen versenkt seien (Strabo IV, 3). Daran

gemahnt die Versicherung der heutigen Umwohner von Benfelden, daß im Kies der Ill das goldene Bild eines Heidengottes mit diamantenen Augen vergraben liege, mit jedem Jahr tiefer hinabsinkend. Wer so glücklich wäre, den Schatz zu finden, der könnte ganz Benfelden kaufen und Schlettstadt dazu (Stöber, Hünerhubel und Weiler Ell, Mülh. 1859 p. 69). Bis jetzt hat ihn Niemand gehoben. Nur kärglich und säumig gibt die Erde altgallischen Reichtum zurück in den mit dem Nationalsymbol, dem Pferd, bezeichneten keltischen Goldmünzen, Regenbogenschüsselchen genannt, welche der Landmann aus der abgeschwemmten Ackerfurche hervorzieht und als heilkräftig oder als Heckpfennig aufbewahrt.[11]

Jene Zeit der Alleinherrschaft keltischer Völker am Oberrhein, wovon die Gräber stummes Zeugniß geben, liegt vor der Geschichte. Die erste redende Kunde, welche von jenen Gegenden zu uns spricht, nennt bereits deutsche Stämme auf dem linken Rheinufer. Schon zu Cäsars Zeit war der Rhein nicht mehr der Grenzfluß zwischen Gallien und Germanien. Nur im Sundgau und im Oberelsaß hatten sich gallische Stämme, die Rauriker und Sequaner, im Alleinbesitz ihres Landes erhalten und blieben darin unter römischer Hoheit bis zum Einbruch der Alamannen. Das Unterelsaß hatten zum Teil germanische Stämme besetzt, die Triboker mit der Hauptstadt Brocomagus (Brumat, Brumpt) und die Nemeter, die sich nordwärts bis über ihre Hauptstadt Noviomagus (Neufeld), das heutige Speier, ausdehnten, und an welche sich weiter rheinabwärts im spätern Wormser Gau die germanischen Wangionen anschlossen. Daß diese unzweifelhaft deutschen Völker (haud dubie Germanorum populi, Tacitus, Germ. 28) nach den Kelten in diese Gegenden kamen, beweisen die keltischen Namen ihrer Städte. Die Triboker teilten zu Cäsars Zeit den Rhein noch mit den Medio-

matrikern (bell. gall. IV, 10), verdrängten sie aber später in die Berge und weiter ins heutige Lothringen, wo der neuere Name ihrer Hauptstadt Mettis, Metz, ihr Andenken bewahrt. [12]

Die älteste Nachricht, welche uns von den genannten deutschen Stämmen erhalten ist (Caes. bell. gall. I, 51), knüpft sich an einen Kampf um das linke Rheinufer. Der Markomannenkönig Ariovist war von keltischen Völkern, welche unter sich um die Hegemonie in Hader lagen, nach Gallien gerufen worden und drohte sich dort in der heutigen Freigrafschaft festzusetzen. Die Gallier, welche dereinst stärker als die Germanen gewesen sein sollen (Caes. bell. gall. IV, 24), vermochten sich jetzt derselben nicht mehr zu erwehren und riefen in ihrer Bedrängniß den Proconsul Julius Cäsar zu Hilfe. Schon handelte es sich für die Gallier nur mehr darum, wer über sie herrsche, Römer oder Germanen. Cäsars Genie und Cäsars Glück entschieden für Rom: Ariovists Heer wurde vernichtet. Nach der allgemeinen Annahme der Umwohner geschah die Schlacht bei Sennheim im Sundgau (Laguille, Histoire d'Alsace, Strasb. 1725, p. 4). [13]

---

b. Römische Zeit.

Durch Cäsars und seines Legaten Labienus Siege kam das Elsaß mit seinen keltischen und germanischen Einwohnern i. J. 57 vor Chr. unter römische Oberhoheit, und die Germanen erkannten den Rhein als die Grenze des Römerreichs an (Caes. bell. gall. IV, 16). Die überlegene Cultur des Südens hielt ihren willkommenen Einzug; mit ihr verbreiteten sich unwider=

stehlich römische Sitte und Sprache. Die Toga verdrängte den buntgewürfelten Keltenmantel ebensowohl wie das rauhe Tie[illegible] des Deutschen. Die Städte der Barbaren erblühten im Lu[illegible] des Weltreichs, besonders Argentoratum die Silberburg (irisch rath Burg, s. Bacmeister, Alemannische Wanderungen I, 115), Standquartier der achten Legion Augusta mit Zeughäusern und Waffenfabriken, das spätere Straßburg. Neben den alten keltischen treten neue römische Ortsnamen auf.[14] Ueber den Felsenrücken des Vogesus hin zogen sich römische Wachtposten;[15] römische Steinstraßen durchkreuzten das Land.[16]

Die schönen Götter der griechisch-römischen Welt folgten den Adlern der Legionen, und statt der roh geschichteten Druidenfelsen erhoben sich an den Waldufern des Rheins ihre zierlichen Säulenhallen. Der Geheimdienst der Druiden wurde von Kaiser Claudius unterdrückt und die Menschenopfer abgeschafft.[17] Die einheimischen Gottheiten erhielten römisches Aussehen, römische Namen und römische Tempel, und die verschiedenen Culte mischten sich. Im höchsten Gott der Gallier (Teutates) wie in dem der Germanen (Wodan) glaubten die Römer ihren Mercur wiederzuerkennen; sein Hauptheiligtum stand nach der Tradition an der Stelle des spätern Klosters Ebersheimmünster an der Ill unterhalb Schlettstadt. Auf der hohen Donne finden sich Trümmer seines Tempels; besonders reich an Mercurbildern ist die Gegend von Weißenburg und Wörth.[18] Nach der Lehre der Druiden war der König der Unterwelt, Dis pater, der göttliche Stammvater der Gallier (Caes. bell. gall. VI, 18). Ein ihm geweihter kleiner Altar wurde am Saum des Heiligenforstes bei Niderbetschdorf ausgegraben.[19] Andere Denkmäler geben Zeugniß von der Verehrung des Jupiter, des Apollo Grannus (grannos, heiß, war ein gallischer Beiname des Sonnengottes), des Vulcanus, des Silvanus; von einem Bilde des letz-

tern heißt ein Ort im Dachsburgischen „der kleine Mann", lothringisch-französisch le petit man. [20] Ein antikes Steinbild des Hercules steht noch heute am Münsterturm zu Straßburg; darauf bezieht sich der im Unterelsaß übliche Fluch: Potz Hercules am Münster! [21] Die Dioskuren mit ihren Rossen zeigt ein Altar von Brumat (Als. ill. Tab. I, ad pag. 437, N. 1). Auch der heilige Rhein, worin die Kelten die eheliche Geburt ihrer Kinder zu prüfen pflegten, hatte seine Altäre [22] wie der Gott der Vogesen, Deus Vogesus. [23] Nach einer Inschrift auf der hohen Donne scheint Mercur diesen Beinamen geführt zu haben, (Schweighæuser, Bas-Rhin 93) und der römisch-keltischen Diana Abnoba des Schwarzwalds entspräche somit ein Mercurius Vogesus.

Von Göttinnen erscheinen auf Inschriften und Bildwerken Juno, Minerva, Vesta, Venus, Diana, Cybele, Fortuna, selbst die sonst seltene Hecate und die keltisch-römischen mütterlichen Göttinnen, Deae Matres. [24]

Sogar die Götter des fernen Ostens, der Aegypter und Perser, wurden von den Legionen am Rheine eingebürgert. [25]

Von römischen Altertümern sei hier nur noch der Steinsarg einer Frau Namens Terentia Augustula aus dem 3. oder 4. Jahrhundert erwähnt, welcher sich bei Schöpflin (Als. ill. I, 524) abgebildet findet. Er stand lange Zeit im uralten Feldkirchlein Dompeter bei Molsheim, wo er für das Grab der heiligen Petronilla, einer Tochter des Apostels Petrus, galt und an den Fieberkranken, die sich hineinlegten, Wunder wirkte, bis ihn der Kardinal Louis Constantin von Rohan dem gelehrten Schöpflin für sein Museum schenkte (Grandidier, Histoire de l'église de Strasbourg, I, p. 52). Die wundersüchtigen Wallfahrer müssen sich seitdem mit einem Zahn der apokryphen Heiligen begnügen (Schweighæuser, Bas-Rhin 90).

Spärlich und rein örtlicher Art sind im Elsaß die Erinnerungen an die Römerzeit. Die allgemeine Ueberlieferung bezeichnet die achteckige Kirche von Otmarsheim in der Rheinebene bei Mülhausen und die Kirche von Pfaffenheim bei Ruffach als heidnische Tempel.[26] Auch bei dem Dorf Illzach hat nach der noch lebendigen Volkssage ein heidnischer Tempel gestanden (Stöber, Sagen 28). Ein Ort bei Bockenheim heißt noch heute Heidentempel; dort soll in einem Goldsarg die Leiche eines heidnischen Kaisers liegen (Bulletin II. Série I, 1, 100). Der sogenannte Königshof bei Bockenheim, wo man noch viele Trümmer römischer Bauten findet, soll einst eine große vornehme Villa gewesen sein, in welcher der Landpfleger Pilatus seine Jugend verbrachte (Alsatia 1858, p. 273). In der Nähe von Zabern am Schloß Greifenstein zeigen sich noch deutliche Ueberreste eines befestigten Römerlagers, das den Vogesenpaß zu bewachen hatte; das Volk nennt sie die Stadt ohne Namen (Alsatia 1853 p. 290). Ein Weideplatz an der Römerstraße zwischen Brumat und Selz gilt für den Roßmarkt der alten Stadt Brocomagus (Schweighæuser, Bas-Rhin 147). Ein viereckiger Platz neben einer Römerstraße bei Hüttenheim heißt die Heidenpost, weil dort nach der Ueberlieferung eine römische Poststation war (Bulletin II. Série II, 2, 132). Zwischen den unterelsäßischen Dörfern Ratzweiler und Volksberg am Westabhang der Vogesen liegt eine Heide mit Mauertrümmern; da und dort hallt es dumpf und hohl, wenn Rosse darübertraben, und Rinder brachen mit dem Rasen in tiefe Höhlen ein. Dort liegt nach dem Glauben des Volks im Grunde der Erde eine große Stadt der Heiden (Otte in den Elsäßischen Neujahrsblättern 1844 p. 185 f.). Auf die Römerzeit beziehen sich in der Regel die zahlreichen Benennungen Heidenschloß, Heidenschanz, Heidenturm, Heidenfeld, Heidengräber u. a.[27] Das

kleine Gemach beim Hochaltar der alten Franciskanerkirche zu Ell (zerstört 1774), in dessen Wand zwei römische Altäre und eine Inschrift an die Deae Matres eingemauert waren, führte davon den Namen „Heidenkämmerle“ (Grandidier, Hist. d'Als. I, 14).

Die antiken Straßen heißen Römerstraße, Römersträßle (z. B. bei Illzach und Kembs), Kaiserstraße, Heidenstraße (z. B. die von Horburg nach Ell), Heidensträßlein (z. B. die von Straßburg nach Arialbinum, Binningen bei Basel); Heidenweg, auch Teufelsweg, Teufelspflaster heißt die römische Kriegsstraße, welche auf den Odilienberg zur Heidenmauer führt. Da das christliche Mittelalter über der Bekämpfung des Islam keine Zeit fand, dessen Lehren auch nur oberflächlich kennen zu lernen, so wurden die Mohamedaner, die doch einen strengeren Monotheismus als die Christen bekennen, für Polytheisten, für Heiden gehalten. Daher heißt die Römerstraße im Schirmeckertal statt Heidenstraße Türkenstraße, Chemin des Sarrazins, wie ein heidnischer Begräbnißplatz in der französischen Schweiz cimetière des Sarrazins genannt wird (Weinhold, Todtenbestattung 93). Die Römerstraße, welche von Scherweiler durchs Weiler Tal nach Raon l'Etappe führt, hieß vom 7. bis ins 10. Jahrhundert gar Strata Sarmatorum, wobei unter Sarmaten wohl die Hunnen zu verstehen sind. Weitere Bezeichnungen der Römerstraßen im Elsaß sind: Entenweg (Ent = Riese), Dietweg (Volksweg), woraus, seit das Wort diet veraltete, Diebsweg wurde, Altweg, Altstraße, alte Gasse, Hochstraße (Hohestraß heißt ein Bezirk bei Banzenheim, Stabula, wodurch einst die römische Rheinstraße führte), Hochsträßel, Hochweg, der hohe Weg, auch Oberstraße (Oberstras heißt ein Ort bei Larg von einer römischen Straße, Als. ill. I, 200; Oberstraß hieß ferner im Mittelalter die Hauptstraße in Straßburg, früher unter den Merowingern

strata lata, jetzt lange Straße, Grand'rue genannt; es war die Landstraße, welche aus der römischen Stadt heraus nach Zabern führte), endlich Heerstraße, Heerweg, woraus wie anderwärts Herrenweg, Hartweg, Hertweg und Heerdweg geworden ist. [28]

Wie alle Ueberreste aus heidnischer Zeit, so ist auch römisches Gemäuer beim Volke verrufen. Wer Nachts daran vorbei muß, dem begegnen allerlei schreckhafte Gestalten, und wenn diese auch ausbleiben, wird man irregeleitet und oft bis zum Morgengrauen im Kreiße herumgeführt (Stöber, Sagen 319). Es sind die Schatten der todten Heidengötter, welche sich an dem abgefallenen Volke zu rächen suchen.

c. Germanische Zeit.

Ein halbes Jahrtausend erhielt sich die Herrschaft der Römer im Elsaß, bis sie den immer häufigern und mächtigern Angriffen der Germanen erlag. Wie zu Cäsars Zeit waren es Stämme der Schwaben, des ältesten deutschen Völkerbundes, welche den Oberrhein erstürmten. Seit dem dritten Jahrhundert machten sie sich unter dem Namen Alamannen dem Römer furchtbar. Im Laufe dieses Jahrhunderts durchbrachen sie den limes, setzten sich im folgenden am rechten Rheinufer fest und überfluteten das Elsaß mit verheerenden Raubzügen. Trotz blutigen Niederlagen behauptete ihre unerschöpfliche Volkskraft das Feld. Im fünften Jahrhundert waren sie Herrn des heutigen Schwabens, der deutschen Schweiz und des Elsaßes. Das Römerreich muste sich mit der Vogesengrenze begnügen. [29]

Wie sich die auf dem linken Rheinufer ansäßigen deutschen Stämme zu dieser Eroberung verhalten haben, wissen wir nicht. Der Name der Triboker verschwindet im vierten Jahrhundert. Ohne Zweifel hatten sie unter der langen Fremdherrschaft ihre Nationalität eingebüßt, und es geschah also in unsern Tagen nicht zum ersten Mal, daß dem Vaterland entfremdete Deutsche im Elsaß mit Schwertesgewalt wider zu ihrem Volke zurückgeführt wurden. [30]

Ueber dem Rhein hatte für die Alamannen Jahrhunderte lang das Ausland begonnen. Daher nannten die in der dießrheinischen Heimat zurückgebliebenen ihre ins Ausland vorgedrungenen Volksgenossen Alisâzas oder Alisâzun, Elisâzun — die draußen in der Fremde Sitzenden — ihr Land Elisâzonô lant Elsassenland, oder kürzer Elisâza Elsaß. [31]

Von da an herrscht seit vierzehn Jahrhunderten alemannische Sprache und Volksart im Elsaß bis auf den heutigen Tag. Nur im nördlichsten Teil über die pfälzische Grenze herüber ist das Fränkische bis gegen den Hagenauer Forst hin eingedrungen. Ueberdieß lassen Besonderheiten der Mundart auf eine starke fränkische Einwanderung auch im alemannischen Elsaß schließen. [32]

Nur kurze Zeit nämlich sollten die Alemannen Sieg und Freiheit genießen. Da sie in unersättlicher Länder- und Beutegier sich bis zu den Mündungen des Mains und der Mosel ausbreiteten und dort die ripuarischen Franken bedrängten, trat ihnen der salfränkische König Chlodwig, Chlodovech, der Vernichter der Römerherrschaft in Gallien, in der Nähe des Rheins entgegen i. J. 496. Als im heißen Kampfe die Schaaren Chlodwigs zu weichen begannen, da verlobte er sich, an der Hilfe seiner heidnischen Götter verzweifelnd, dem Siegesgott der Christen, und mit der darauf eintretenden glücklichen Wendung

der Schlacht war das neue Reich und der neue Glaube entschieden (Gregor. Tur. II, 30). Der Alemannenkönig fiel mit seinen besten Helden und die Ueberlebenden beugten den Leib der fränkischen Krone, die Seele der römischen Tiare.

Schon früher war durch römische Krieger das Christentum im Elsaß bekannt geworden. Die fromme Erfindung der spätern Zeit wuste viel von dem Apostel des Elsaßes, St. Maternus, zu sagen, der vom heiligen Petrus zur Bekehrung der Rheinlande ausgesandt in Eley (Ell, dem alten Helvetus, beim Geographen von Ravenna IV, 26 Alaia) gestorben, aber durch Petri Stab wider aus dem Grabe erweckt worden sein soll. [33] Ohne Zweifel hatten bereits in den ersten Jahrhunderten einzelne christliche Gemeinden im Elsaß bestanden (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 29); aber durch den Einbruch der Alemannen war das Land zum zweiten Mal heidnisch geworden. Erst die Frankenherrschaft verhalf dem Christentum zum Sieg.

Nach der Tradition gründete Chlodwig i. J. 510 an der Stelle eines alten Tempels des Kriegsgottes das Straßburger Münster. Das erste elsäßische Kloster baute Leobard, ein Schüler Columbans, um 590 in der Nähe von Zabern; anfangs nach ihm benannt, erhielt es im 8. Jahrh. den Namen Mauersmünster. [34]

Zahlreiche Legenden erzählen im Elsaß von den Heiligen der neuen Religion: von St. Amandus, dem ersten Bischof von Straßburg; vom heiligen Gallus, der mit Columban auf den Höhen des Wasgaus seine Zellen baute; von St. Arbogast, dem Patron von Straßburg, der den von einem Eber getödteten Sohn des Königs Dagobert wider ins Leben rief und sich unter dem Straßburger Galgen begraben ließ, um einen unschuldig Hingerichteten zu ehren; von seinem Nachfolger St. Florentius, um dessen Waldeinsiedelei sich das

Wild sammelte, durch dessen Wunderkraft die blind und stumm geborene Tochter König Dagoberts Gesicht und Sprache bekam und dem dafür so viel Land geschenkt wurde, als er auf einem Esel umreiten konnte, so lange der König im Bade saß; von St. Veit, dem Nothelfer gegen die Tanzwut und die fallende Sucht, zu dessen Höhlencapelle über Zabern noch heute Hilfsbedürftige wallfahren und seinem Altar eiserne Kröten opfern; vom heiligen Bonifaz, der in der Nacht seines Todes auf seine zwei Genossen gestützt in leuchtenden Gewändern im Straßburger Dom erschien, um vor seiner Himmelfahrt dem berühmten Heiligtum Marias seine Ehrfurcht zu bezeugen; von der heiligen Herzogin Emma, deren Leiche in einem Kahn ohne Fährmann von Bingen rheinaufwärts bis ans Kloster St. Stephan in Straßburg fuhr, wo sie bei St. Attala, ihrer Muhme und Freundin, bestattet wurde;[35] endlich von dem grösten Elsäßer der Kirchengeschichte, dem heiligen Pabst Leo IX, einem geborenen Grafen von Egisheim.[36]

Die berühmteste und anmutigste Legende des Elsaßes ist die von der heiligen Odilia, der Patronin des Landes. Diese, die Tochter des elsäßischen Herzogs Ettiche (666—690), wurde blind geboren und deßhalb vom harten Vater verstoßen. In ein burgundisches Frauenkloster gesandt wurde das Mägdlein durch die Taufe sehend und wuchs zu einer wunderschönen Jungfrau heran. Sie schickte ihrem Bruder durch einen Pilgrim einen in einen Scharlachknäuel eingewickelten Brief, worin sie ihn bat, daß er ihr Gnade erwerbe bei ihrem Vater; aber der Vater hieß ihn schweigen. Aus Mitleid und Sehnsucht nach der Schwester sandte ihr der junge Fürst einen schmucken Wagen, um sie ins elterliche Haus abzuholen. Doch als der wilde Herzog vom Fenster seiner Burg herab die Nahende erschaute, da schlug er den Sohn, daß er starb. Aus Reue über diese

rasche Tat gewährte er der Tochter Zuflucht an seinem Hof, wollte sie aber zwingen, einem deutschen Fürstensohn ihre Hand zu reichen. Da schlich sie sich im Pilgerkleid aus einem Pförtchen der Burg und floh — vom ergrimmten Vater verfolgt — über den Rhein. Schon hörte sie Hufschlag und Waffengeklirr hinter sich, schon sank sie kraftlos vom weiten Weg vor einer Felswand nider: da öffnete sich ihrem Flehen der Berg und entrückte sie den Augen des Vaters. Dieser, von dem Wunder betroffen, rief reuevoll ihren Namen, und die Jungfrau trat im Glanz ihrer Schönheit unter die Reiter. Noch steht der Fels offen in einer Waldkapelle bei Freiburg, von einer heilkräftigen Quelle durchrauscht. Ettiche schenkte der Tochter sein Schloß Hohenburg, wo sie ein Kloster stiftete, dessen erste Aebtissin sie wurde. Als bald darnach der Herzog starb, da betete und weinte ihn die trauernde Tochter aus dem Fegefeuer; noch heißt die Kapelle im Klostergarten die Zährenkapelle, und lange trug der Stein vor dem Altar die Spuren ihrer jungfräulichen Kniee. [37] — Es ist ein lieblicher Contrast — das sanfte Bild des schönen Fürstenkindes in der erbarmungslosen Zeit der Merowinger, die Klosterstille auf dem alten Heidenberg, der einst vom Lärme keltischer Opferfeste und dem ehernen Tritt römischer Cohorten widerhallte.

Wie die weiche Jungfrau den harten Mann, so überwand der milde Zauber der christlichen Lehre den verwilderten Götterglauben der Wanderzeit. Aber die Menschheit wechselt ihre Vorstellungswelt nicht wie ein Kleid. Langsame, in der Gegenwart kaum bemerkbare Entwicklung ist die Grundform alles Lebens in Natur und Geschichte. Nur was in sich selber kränkelt und abstirbt, vermag der Sturm einer Revolution wegzufegen; dem wahrhaft Lebendigen kann keine Gewalt an. Das germanische Heidentum war wohl in den jahrhundertelangen Kriegen aus-

geartet; aber die Geister waren ihm nicht entwachsen. Die heidnische Weltanschauung, welche auf alle Erscheinungen und Kräfte der Natur menschliche Persönlichkeit und menschliche Beziehungen übertrug, fuhr ungehindert fort, auf die naive Phantasie einen mächtigern Reiz auszuüben als die Idee eines über der entgötterten Natur stehenden geistigen Gottes, dessen Walten in der Welt die Seele anerkannte, ohne es zu begreifen. Zudem geschah die Bekehrung großentheils auf äußerliche Motive hin und in äußerlichster Art; das wirkliche Verständniß der neuen Lehre drang nur spärlich durch, von einem sittlichenden Einfluß war wenig zu verspüren.[38] Nicht besseres Wissen, nicht schärferes Denken bekämpfte im Volk auf dem Weg der Ueberzeugung die heidnischen Vorstellungen: dem Glauben trat der Glaube entgegen. Aber während der kritische Verstand seine Schlüsse zieht unbekümmert, ob sie dem Gemüte gefallen, der Glaube, auf einem Herzensbedürfniß beruhend, muß mit dem Herzen in Frieden leben; der Gedanke ist unerbittlich, das Gefühl will Versöhnung. So giengen im Volksgeist die neuerlernten Vorstellungen mit den altgewohnten, die sie nicht vernichten konnten, einen unbewusten, unwillkürlichen Bund ein; beide machten Zugeständnisse, und die Folge war weder ein reines Christentum, noch ein reines Heidentum, sondern die Verquickung von beiden, der christlich-heidnische Volksglaube, welcher bis heute neben dem dogmatischen Glauben der Kirche hergeht, selten begünstigt, häufig befehdet, meist geduldet.

Das Heidentum war keine gestiftete Religion, sondern ein notwendiges Naturproduct des menschlichen Geistes; es bezeichnet geradezu ein Entwicklungsstadium des menschlichen Erkennens. Die Mythen sind Jugendphantasien, Jugendillusionen der Menschheit. Statt die Erscheinungen der Welt Begriffen unterzuordnen, nehmen darin sogar Abstractionen vertrauliche Menschen-

gestalt an. Die Mythologie des Heidentums ist der Versuch, das Rätsel der Welt durch ein Weltgedicht zu deuten.

Wenn es das Hauptmerkmal der heidnischen Weltanschauung ist, die Erscheinungen der Dinge nach des Menschen Bilde umzuschaffen und ohne Rücksicht auf die Naturgesetze mit dem Menschen in gewünschte oder gefürchtete Beziehung zu bringen, so ist und bleibt jeder natürliche Sinnenmensch, dem nicht Wissen und Denken zu Hilfe kommt, in welcher Religion man ihn auch erziehen mag, seiner Vorstellungsart nach ein Heide. Wer daher das Heidentum als eine noch lebende Macht kennen lernen will — das weiß jeder Forscher, — der hat es nicht in den Reihen der Philosophen, wie es gewissen Religionsparteien beliebt, sondern in der Masse des naivgläubigen Volkes zu suchen.

So wuchert auch im Elsaß unter der goldenen Saat des aus dem fremden Osten gekommenen Christentums noch immer heidnisches Unkraut, das Naturkind des heimischen Bodens, in bunten Blüten fort. Nur wurde hier wie anderwärts der Mythus zur Sage, der alte Gott zum Menschen oder zum Gespenst, oder er vererbte seine Züge auf den neuen Gott und seine Heiligen. Fast unverändert erhielten sich allein die nideren Götterwesen, besonders die Zwerge und Nixen. Außer Mythen und Sagen hefteten sich an das wandelnde Jahr die Festgebräuche und der vielgeschäftige Aberglaube der Heidenzeit.

Tacitus (Germ. c. 9) sagt, daß die Germanen von den Himmlischen zu groß dachten, um sie in Tempelwände einzuschließen. Wälder und Haine waren ihre Tempel, wo sie das Brausen des Windes, das Rauschen heiliger Quellen mit der Ahnung geheimnißvoller Nähe des Göttlichen überschauerte. Noch lange nach ihrer Bekehrung brachten die Alemannen heiligen Bäumen und Wäldern Pferde und Rinder zum Opfer (Agathiae Historiarum I, 7), und Erinnerungen an Götterhaine be-

gegnen noch heute da und dort im Elsaß; soll ja das Münster von Straßburg wie das von Metz an der Stelle eines solchen erbaut sein (Stöber, Sagen 451; Alsatia 1851 p. 93). Unweit Hagenau war das ganze Mittelalter ein heiliger Forst.[39] Für alten Waldcultus spricht auch die langvererbte Sitte, auf Wurzelstöcke alter Eichen im Dunzenbruch bei Obermodern Opfergaben niderzulegen (Stöber, Sagen p. 269). Von einem Stammheiligtum im Walde hatten dereinst die deutschen Nemeter im nördlichen Elsaß ihren keltischen Namen erhalten.[40]

Daß Alemannen wie Franken und Sachsen Flüsse und Quellen verehrten, wird uns mehrfach bezeugt. Noch legen in einigen Orten der Vogesen die Knaben in der Weihnacht um zwölf Uhr Blumen- und Laubspenden an den Rand des Dorfbrunnens (Dugas de Beaulieu, Le comté de Dagsbourg, Paris 1858, p. 30). Auch im Straßburger Hain sprudelt eine heilige Quelle, in welcher nach einer localen Ueberlieferung Chlodwig von St. Remigius getauft worden sein soll. Später wölbte sich über dem Brunnen die Halle des Münsters, und fast ein Jahrtausend lang wurden die Straßburger Kinder wie die der Umgegend mit seinem Wasser getauft. Erst vor hundert Jahren vermauerte man die Oeffnung.[41]

Wasser, in bestimmten heiligen Zeiten geschöpft, galt für wunderkräftig. Das uralte Wort hiefür, heilawâc (Heilwoge), hat sich bis heute im Elsaß erhalten: Heiliwog. Es ist das erste Wasser, das in der Neujahrsnacht um zwölf Uhr aus gewissen Brunnen geschöpft wird, welche davon Heilebrunnen, im Sundgau Helgenbronn heißen. Dasselbe geschieht auch in den Nächten vor Ostern und Pfingsten, wornach das geschöpfte Wasser Ostertau, Pfingsttau genannt wird, und in der Chri
nacht, was für das 17. Jahrhundert Philander von Si
bezeugt: „Das fliessend brunnwasser, so man in der H. Weyh

nacht, so lang die Glock Zwölffe schlägt, samlet, und Heilwag genant wird, ist gut wider das Nabelwehe" (Wunderliche und wahrhafftige Gesichte, Straßb. 1667, I p. 483). Noch vor einigen Jahren gieng der Schulmeister oder sein Gehülfe in Heiligkreuz bei Colmar mit den Chorknaben, deren einer das geweihte Wasser trug, von Haus zu Haus, besprengte die Anwesenden drei mal und sprach dazu:

Heiliwog, Gottesgob,
Glück ins Hus, Unglück drus! (Stöber, Sagen 297.)

Auch dem Maiwasser, dem Maienregen werden besondere Kräfte zugeschrieben (Alsatia 1851, p. 142). Wasser, das unbeschrieen vor Mitternacht am Andreastag geschöpft wird, gebrauchen die Mädchen von Mülhausen zum Liebesorakel, zur Erforschung des kommenden Freiers.[42]

Von den Festen in jenen altheiligen Zeiten stammt noch mancher beim Volke beliebte Brauch. Ein Rückfall ins ächteste Heidentum war das Zechgelage im Münster von Straßburg am Tag St. Adolfi, dem Kirchweihfest des Münsters. Da kam, wie Schadäus in seinem Münsterbüchlein nach Wimpheling erzählt, „auß dem gantzen Bisthumb von Mann vnd Weib ein grosses Volk alhie im Münster zusammen, also daß es offt gesteckt voll war, die blieben nach alter gewonheit des Nachts im Münster vnd solten betten: aber da war kein Andacht, dann man etliche Faß mit Wein in S. Catharinen Capell legte, solches zepfte man den Frembden vnd wer dessen begert vmbs Gelt alda auß, vnd sahe der Faßnacht, Veneris vnd Bachi Spiel mehr gleich als einem Christlichen Gottesdienst. Wann einer [illegible]lieff, so stupfften jhn die andern mit Pfriemen vnd Nadeln [illegible] entstund alsdann ein gelächter, auch oftmals zank vnd [illegible] Schon Bonifaz, der Apostel der Deutschen, hatte gegen

weltliche Lieder und Gastmähler in den Kirchen Decrete erlassen müssen; das „ärgerliche Leben“ im Münster von Straßburg, wozu die gutgemeinte Weinstiftung eines früheren Pflegers des Frauenwerks, des langen Ellenhard, die Veranlassung geboten hatte, wurde erst gegen Ende des Mittelalters auf Anregung des bekannten Predigers Geiler von Kaisersberg abgeschafft. [43]

Das germanische Heidentum hatte drei Hauptfeste: um Mittwinter, Frühlingsanfang und Mittsommer. Hochheilig vor Allem war die Wintersonnwend in der zweiten Hälfte des Decembers; da feierten die Germanen ihr gröstes Fest, das Neujahrsfest, im Norden Julfest geheißen. Die schaffenden Kräfte der Natur ruhen in dieser stillen Zeit, um sich zu neuem segensreichem Wirken zu sammeln. In den ersten Stunden des neuen Jahrs aber, so glaubte man, rühren sie sich und erwachen auf einen Augenblick. Daher die vielverbreiteten Sagen von blühenden Bäumen, von reifen Früchten der Christnacht, welche auch dem Elsaß nicht fehlen. In einem Dorfe unweit Mariastein steht ein Rosenknopf, welcher nie verblüht; das Jahr über ist er geschlossen, aber in der Christnacht entfaltet er sich und wirft weithinduftend einen lichten Schein um sich (Stöber in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythol. I, 402). Ebenso blüht und duftet in der Christnacht die getrocknete Jerichorose (Alsatia 1852, p. 151). Als freudiges Symbol der nie erlöschenden Lebensmacht pflanzte man den Tannenbaum auf, der mitten im Schnee des Winters die Leibfarbe des Sommergottes bewahrt; man behängte ihn mit Fruchtopfern, mit Aepfeln und Nüssen, gleichfalls Symbolen der Keimkraft der Natur, und besteckte ihn nach gemeinem Festbrauch heiliger Nächte mit brennenden Lichtern, — der Weihnachtsbaum. Man ließ Freudenfeuer lodern auf den Bergen oder flammende Räder, Sonnensymbole, in die Täler rollen. Mythologischer Mummenschanz trieb sich in den Häusern [illegible]

Im Elsaß hat der alte Brauch, in der Neujahrsnacht sich zu verkleiden und von Schenke zu Schenke zu ziehen, zuletzt in Mülhausen aufgehört (Alsatia 1851, p. 103). Im 15. Jahrh. hielten die Edelleute zu Straßburg einen Umritt und ließen ein gutes neues Jahr anblasen (Nach Seb. Brandts Annalen bei Strobel, Gesch. III, 501). Man hielt fröhliche Gelage und Opferschmäuse, auf welche noch heute bestimmte Weihnachtsgerichte zurückgehen, Backwerk in Tier- und Menschenform. Die Heiligkeit der Sonnwendnacht wirkte fort in den zwölf ersten Nächten des Jahrs, noch heute beim Volk unter dem Namen der Zwölften hochgehalten. Da schöpfte man heilkräftiges Wasser aus den Brunnen, da erforschte man im Looße die Zukunft, da wandelten die Himmlischen als Gäste auf Erden. Zeugnisse für dieses heiligste Fest der heidnischen Vorzeit haben sich bei allen deutschen Stämmen, und so auch im Elsaß, bis in unser Jahrhundert fortgepflanzt.

Das zweite Hauptfest des Jahrs feierten die Germanen in der Frühlingszeit, wo der lange Kampf zwischen Winter und Sommer mit dem Siege des letztern endigt. Dieser Kampf, dann der Siegeseinzug des Sommers und die Flucht oder Bestattung des Winters wurden von Vermummten dramatisch dargestellt, ein Festspiel, das sich vielfach bis heute erhalten hat. Im Elsaß ist davon der Umzug des Winters am Fastnachtsonntag und Aschermittwoch und das Begraben der Fastnacht geblieben, welche an die Stelle des Winters getreten ist (Alsatia 1851, p. 114. 123 f.). In Buchsweiler wurde früher ein mit Laub und Blumen ganz umhüllter Knabe, der den Sommer vorstellte, herumgeführt, Pfingstklötzel genannt (Alsatia 1851, p. 147). Dasselbe geschah in Hürtigheim, westlich von Straßburg, beim Sommerfest am Himmelfahrtstag, das noch den rätselhaften Namen Lundibol führt (Als. 1852, p. 133).

Mit Jubel bewillkommte man die ersten Frühlingsboten; der erste Maikäfer gab das Zeichen zu einem heitern Fest, wobei Jung und Alt mit Musik und Gesang in den Wald zogen und in einer Lichtung tanzten (Alf. 1858—61, p. 141). Kinderlieder begrüßten die Blütenzeit. Noch jetzt ziehen Schaaren von Kindern im Elsaß am 1. Mai in den frischgrünenden Wald, brechen laubige Zweige ab und schmücken sich mit Blumen, schneiden sich Pfeifen und Brummeln von den Weiden und kehren mit Sang und Klang zurück (Alf. 1851, p. 139). In Thann führen die Kinder das Maienröslein umher, ein Mädchen in weißem Kleid, das einen mit Blumenkränzen und Bändern, verzierten Maien (Maibaum) trägt. Dabei singen sie:

Maieresele, kehr di dreimol erum,
Loß di bschoie rum un num!
Maieresele, kumm mer wänn in griene Wald hinein,
Merr wollenalli lustig sein!
So fahre mir vo Maie in die Rose! [44]

Die Maibäume pflanzte man auf als Siegeszeichen des Sommergottes. Auch im Elsaß standen sie dereinst mitten in den Dörfern und wurden jeden Tag im Mai von den singenden Kindern umtanzt. Schlanke Tannen mit Blumen und Bändern stellten die Bursche in der Walburgisnacht ihren Mädchen vors Fenster (Alf. 1851, p. 141 f.). Einen Maibaum voll Sträußen und Bändern tragen noch an Pfingsten Knaben umher, die Maienknechte genannt. [45] Auch in den Frühlingsnächten wurden Feuer angezündet, — die heutigen Fastnachtfeuer und die einstige Feuerweihe am Osterabend, — flammende Räder gerollt und brennende Holzscheiben in weitem Schwung vom Berg in die Täler geschleudert (Alsatia 1851, p. 120; 1858—61, p. 142). Noch heute umreiten an Pfingsten in einzelnen elsäßischen Dorfschaften die jungen Bursche vermummt auf buntgeschmückten

Rossen in munterem Festgetümmel die Markung, ein uralter vielverbreiteter Cultusbrauch (Als. 1852, p. 133 ff.).

Die Gottheit, welche in den alten Frühlingsfesten unserer Väter hauptsächlich gefeiert wurde und welche hernach dem schönsten christlichen Fest ihren heidnischen Namen lieh, war Ostara, die Göttin des Morgens und des Frühlings, ihr heiliges Tier der Hase, ihr Lieblingsopfer das Ei, beide Symbole für die Zeugungskraft der Natur. Osterhase und Osterei, welche mit der Auferstehung Christi so wenig zu tun haben als der Weihnachtsbaum mit seiner Geburt, haben auch im Elsaß wie im übrigen Deutschland die Jahrtausende überdauert, obgleich der hochweise Rat von Mülhausen im Jahr 1693 Weihnachtkindlein und Ostereier bei 10 Pfund Heller Strafe abgeschafft wissen wollte (Als. 1862—67, p. 253). In Gras und Busch versteckt, unter hellem Jubel erhascht, beglücken sie die Jugend von heute, wie sie einst die nackten Kinder des Urwalds beglückt. Mit schönen Sprüchlein beschrieben gehen die farbigen Ostereier — in Straßburg Ostergackle geheißen — selbst unter den Erwachsenen als Tauschgeschenke von Hand zu Hand. Auch die Opferkuchen der Frühlingsgöttin sind in den elsäßischen Osterfladen erhalten.

Ein wunderlicher Festbrauch ist die Weiberfastnacht im Sundgau. Am Fastnachtmontag der dort Hirztag heißt (von hirzen zechen), haben allein die Weiber und Jungfrauen das Recht, die Wirtshäuser zu besuchen. Truppenweise ziehen sie dahin und finden sie einen Mann, so pfänden sie ihn an Hut oder Mütze, welche er mit einigen Flaschen Wein einlösen muß (Als. 1851, p. 122). Ein solcher „Weibertag" war auch früher im Münstertal im Schwang; da zogen die Weiber maskiert mit [illegible]em aufgeputzten Bock und einem schellenbehangenen Pferd, das [illegible] Fässer Wein trug, durch die Straßen, und kein Mann [illegible]e sich vor Abend selbst an den Fenstern sehen lassen. Der

Brauch wurde auf Anregung des Pastors Forster im Jahr 1681 abgeschafft (Curiosités d'Alsace, Colmar 1861—62, I, p. 82). Dieser Weiberfasching ist nicht deutschen, sondern römischen Ursprungs; er knüpft sich an die Mysterien der bona Dea an, welche in der ersten Mainacht von den römischen Matronen unter Leitung der Vestalinnen mit Opfern und bacchantischen Tänzen gefeiert wurden, wobei keine Myrten und kein Mann zugegen sein durften und selbst männliche Bildnisse verhängt wurden. [47]

Das dritte Hauptfest der Germanen feierte den höchsten Stand der Sonne, die Sommersonnwend, und lebt fort in den Bräuchen des Johannistags (Sommer-Johanni, Sungihttag). Da kann man, wie das Volk behauptet, vom Sulzer Belchen aus die Morgenröte in Schwaben erglimmen sehen, sobald das Abendrot in Lothringen erloschen ist (Golbéry, Haut-Rhin 65). Auch in der Johannisnacht wurden brennende Räder gerollt, glühende Scheiben geschlagen, Feuer auf den Bergen entzündet — die Johannisfeuer — und das junge Volk sprang paarweise durch die reinigenden Flammen. Zu Straßburg wurden die Sungihtfeuer bis in unsere Zeit herein in den Straßen und auf den Plätzen angefacht trotz der Strafen, welche schon im 15. Jahrh. Meister und Rat darauf gesetzt hatten. In Thann wird das Sonnwendfeuer bis zur letzten Juninacht verschoben, wo es zu Ehren St. Theobalds, des dortigen Kirchenpatrons, auf dem Platz vor dem zierlichen Münsterturm angezündet wird. Um die herabfallenden brennenden Splitter, denen Wunderkraft zugeschrieben wird, rauft sich das Volk (Golbéry, Haut-Rhin p. 80). [48]

Heiligende, sühnende, feiende Kraft hatte das Wasser der Mittsommernacht; daher der uralte Brauch, sich schaarenweise am Johannisabend zu baden. Ein solches Bad schützte nach dem Volksglauben das ganze Jahr vor Krankheiten. Noch im

J. 1584 eiferte in Straßburg der Kirchenconvent gegen diesen abergläubischen Brauch, wobei allerdings manche Leichtfertigkeit mitunterlaufen mochte. Der Rat aber beschloß: „Man solls also treiben lassen, gehet etwas Vngebürlichs für, so hats ein Ersamer Rhat zu straffen.“ Auch die Heilbäder von Niderbronn erhielten um Johanni massenhaften Besuch, besonders vom Landvolk, „so ein tag zwen da gebliben, tag vnd nacht im wasser gesessen, in den Burgers Heusern dasselbig wärmen lassen, vnd darein in Bütten gesessen, daß das gantz Dorff voll Badgest vnd erfüllet gewesen, vermeynend, sie seien das gantz Jar hernacher von kranckheiten verwaret vnd sicher“ (Heliseus Rößlin, Des Elsäß vnd gegen Lotringen grentzenden Waßgawischen Gebirgs gelegenheit, Straßb. 1593, p. 41). Vom Brauche der Frauen zu Köln, am Johannisabend im Rhein die weißen Arme zu waschen, gibt Petrarca als Augenzeuge einen anmutigen Bericht (s. Grimm, Mythol. p. 555).

Ein Johannisfest von eigentümlicher Lustbarkeit wurde zu Straßburg auf dem Münster gefeiert. Ein Johannistag war es gewesen, an dem der Blitz das alte Münster zerstört hatte (1007), ein Johannistag wars, an welchem Meister Hans Hültz von Köln die Spitze des neuen Turms mit dem Bilde Mariä, der Schutzpatronin des Baus, krönte (1439). Von da an rief alljährlich am Johannistag die silberne Glocke das Volk auf den weiten Speicher des Münsters; dort waren Schaukeln angebracht und Fässer aufgepflanzt; man schaukelte und jauchzte, man trank und sang, und weithin über die Giebel der altdeutschen Stadt hallte der festliche Lärm der fröhlichen Menge (Schneegans in [illegible] 1851, p. 181 ff.).

[illegible] Überreste heidnischer Festbräuche mögen schließlich noch [illegible] am Dreikönigstag, der Hahnentanz nach der [illegible] Ernte und der Herbstschmaus an Martini angeführt werden.[49]

Nach Tacitus (Germ. c. 24) war der Schwertertanz das einzige Schauspiel, welches die Germanen kannten. Solche Schwertertänze übten die Straßburger Innungen bis in die neuere Zeit. Die Schuhmacher- und Schneidergesellen erbaten sich im J. 1494 vom Rat die Erlaubniß, ihren Schwertertanz mit einer Pfeife und einer Pauke zu begleiten. Noch im J. 1744 ergetzten die Straßburger Bäcker den französischen König mit einem Schwertertanz auf der Illterrasse.[50]

Die Germanen pflegten ihren Todten für den weiten dornigen Weg in die Unterwelt starke Schuhe anzuziehen. Dieser Brauch hat sich in neuerer Zeit auf die im Kindbett verstorbenen Frauen eingeschränkt, von denen die Sage geht, sie kehren sechs Wochen lang jede Nacht zurück, um ihr Kind zu säugen. Vor nicht sehr langer Zeit starb zu Ingersheim eine Wöchnerin, und man versäumte, ihr Schuhe mit ins Grab zu geben. Da kam sie in der ersten Nacht im Todtenhemd, klopfte leise ans Fenster und sagte: „Warum habt ihr mir keine Schuhe angelegt? Ich muß durch Disteln und Dornen und über spitzige Steine.“ Nun stellte ihr der Mann ein paar Schuhe vor die Türe, und sie kam von da an allnächtlich, um ihr Kind zu stillen, bis sechs Wochen um waren (Stöber, Sagen p. 99). Dieser uralt heidnische Glaube herrscht zu beiden Seiten des Rheins (z. B. im Kinzigtal, Schreiber Taschenbuch I, 326).[51]

Die meisten der angeführten Bräuche sind in neuester Zeit im Elsaß wie anderwärts ihrem Aussterben nahe, so auch der echtdeutsche Brauch der Spinnstube, wo die Bursche und Mädchen des Dorfs zu fröhlichem Geplauder und geselligen Spielen von Alters her sich versammelten. Die Benennungen dafür sind im Unterelsaß Kunkelstube, Maistube (mhd. meien sich belustigen), zu Licht gehen, im Oberelsaß Kelte oder Gwelte wie Kilt und Kiltgang in der Schweiz (von einem alten ver-

lorenen Wort, das Abend bedeutete wie das altnordische kvöld, at kveldi Abends). Die Spinnstuben beginnen, wenn auf den Wiesen die Herbstzeitlosen blühen, die daher im Sundgau Keltbliemle, Kelterle, in der Schweiz Kiltblume heißen (Stöber in Frommanns Mundarten IV, 10 ff.). Dort war von je die Lieblingsstätte der Sage; beim Schnurren der Spindeln wandelte die heimische Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht. Noch lebt die Sitte da und dort im Elsaß und im Bitscher Ländchen. Da sitzen in der Winternacht die Weiber mit den Spinnrädern um den Ofen, die Männer mit qualmenden Pfeifen liegen auf den Bänken an der Wand, und in die Besprechung der Tagesereignisse mischen sich jene innigen deutschen Volkslieder, von welchen vor hundert Jahren der Straßburger Student Goethe eine kleine Sammlung für Herder aufschrieb, die Sagen der Vorzeit und die Märchen von der Frau Holle, von den Erdmännchen, von Hänsel und Gretel, Kleinode deutscher Volksdichtung in treuherziger alemannischer Sprache. In früheren Wintern, so sagt man, kam wohl auch der Hausgeist dazu, legte sich auf den großen Kachelofen und rauchte Tabak wie die andern (Stöber in Wolfs Zeitschrift für deutsche Myth. I, 401). Da ist noch urdeutsches Volkstum, von Verwälschung nichts zu verspüren. [52]

Die treuesten Parteigänger deutschen Wesens aber sind die elsäßischen *Kinder* mit ihrem echtschwäbischen Reichtum an *Spielen*, denen zu Ehren eine Gasse in Straßburg benannt ist (Kinderspielgasse). In ihren poetischen Liederchen und Sprüchlein blüht und lacht deutsches Gemüt und deutscher Scherz in lieblicher Frische. Unter die beiläufig vierzig deutschen Kinderspiele, welche Stöber in seinem elsäßischen Volksbüchlein anführt, hat sich nur ein einziges französisches eingeschlichen, und dieses heißt ominös genug Diable vient, der Teufel kommt. [53]

1. Mythische Sage.

Götter und Göttinnen.

Vom Götterdienst zu den Göttern selbst übergehend treten wir in einen reichen Sagenwald, aus dessen mannichfaltigen Schößlingen sich leicht ein bunter Strauß wird binden lassen.

An Alter steht Ziu obenan, der altnordische Tyr. Sein Name ist der älteste Göttername der Indogermanen. In der unberechenbar fernen Zeit, wo noch die Väter der Inder, Perser, Griechen, Römer, Kelten, Slaven und Germanen ein einziges Volk bildeten, war es der lichte Himmelsgott, der „Vater Himmel", der unter diesem Namen verehrt wurde: pitâ djaus in den vedischen Hymnen, Ζεὺς πατήρ bei Homer, Djupiter Jupiter bei den Römern (Kuhn in Haupts Zeitschrift II, 231). In historischer Zeit erscheint Ziu als Schwert- und Kriegsgott, dem römischen Mars entsprechend. Die niderdeutsche Form seines Namens Tiu lebt mit abgeschwächtem Anlaut im Worte Dienstag, dies Martis. Die hochdeutsche Form hat das Alemannische bewahrt: zistag, zistig Zius Tag, im Oberelsaß Zistigh, im Unterelsaß Zisti (Alsatia 1851, p. 99).[54] Außer diesen Tagsnamen läßt sich keine Erinnerung an Ziu im Elsaß nachweisen, obwohl sein Dienst dereinst bei dem schwäbisch-alemannischen Stamm in hohem Ansehen gestanden sein muß, da die Schwaben den Beinamen Ziowari, Ziuwarii Ziuverehrer führten (Grimm, Myth. 180).

Nach Ziu war in einer spätern Periode des germanischen Götterglaubens der **Donnergott** in den Vordergrund getreten. Doch auch von ihm gibt im Elsaß nur sein Wochentag, der Donnerstag, halbverschollene Kunde: das ist ein allbeliebter Glückstag und trägt noch immer die Spuren früherer Heiligkeit, welche die Kirchenverbote des Mittelalters nicht auszurotten vermochten. Donnerkeile, Donneräxte heißen im Elsaß die Aërolithen und Belemniten, Wurfgeschosse des Donnergottes, welche, wie man glaubt, während eines Gewitters aus den Wolken fallen. Auch die keltischen Streitmeißel (Celte) werden Donnerkeile genannt.[55]

Wie Ziu von Donar, so wurde dieser in der Folge von **Wodan**, Wuotan, in Schatten gestellt.[56] Er war in der letzten Periode des germanischen Heidentums der König der Götter und Ahnherr der deutschen Stämme, der Gott der wehenden Luft, des Tatendrangs und der geistigen Erregung; gleichmäßig waltete er im brausenden Sturm, in der tobenden Schlacht und in der begeisterten Seele des Dichters. Fruchtbarkeit des Feldes und günstiger Wind, Sieg und Ruhm, Schönheit und Glück, Schrift und Weißagung, alle höchsten Güter und Gaben kamen von ihm. Als Himmelsgott charakterisiert ihn seine Erscheinung: er hat nur **ein** Auge, die Sonne, einen breiten, niderhängenden Hut, das schattende Gewölk, einen weiten blauen Mantel, die weite blaue Luft; sein schnaubendes weißes Roß ist der Wind.

So wandelt er noch immer durch die Sagen des Volks, wenn auch seine göttliche Würde vergessen ist. Bei Oberlarg im Sundgau ist eine unheimliche Stätte: da schreitet zuweilen ein schwarzer Mann mit breitem großem Lapphut den Berg hinan. Er sieht finster und fürchterlich aus und hat nur ein einziges [illegible]ge (Alsatia 1856, p. 130). Auch auf seinem weißen Rosse [illegible] er noch oft als der in allen deutschen Gauen bekannte

gespenstige Schimmelreiter. So sah ihn der Hirt von Winkel (bei Pfirt an der Grenze des Sundgaus) eines Sonntagmorgens, als er unweit des Altschlosses mit seinem Söhnlein die Heerde weidete. Plötzlich kam ein fremder Reiter auf einem Schimmel gegen die Wiese geritten. Der Hirt befahl seinem Knaben, den Zaun zu öffnen; dafür gab der Fremde dem Kind einige Geldstücke und ritt weiter dem Altschlosse zu. Die Münzen aber waren so alt, daß Niemand das Gepräge erkannte (Alsatia 1858--61, p. 250). Gewöhnlich erscheint der Schimmelreiter Nachts an gewissen Orten mit dem Kopf unter dem Arm, z. B. auf der sogenannten Meistergasse zwischen Mietesheim und Uttenhofen bei Niderbronn, wo einst der Meister, d. i. der Henker, gewohnt hat (Als. 1854—55, 214). Hier spielen in die altmythische Vorstellung Gespenstersagen von Hingerichteten herein. In der Umgegend von Schlettstadt sieht man oft bei Nacht einen Schimmelreiter, der seinen Kopf auf einem Teller unter dem Arme trägt. Er hat Offizierskleider an und reitet hin und her auf einem Felde, wo in alten Zeiten eine Schlacht vorgefallen sein soll, indem er mit ungeheuer lauter Stimme beständig kommandiert (Ernst Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben I, 124). Hier hat sich der alte Lenker der Schlachten in moderne Offiziersuniform gesteckt.

Zu Wodan als dem Luftgott kamen von je die luftigen Seelen der Todten. Als er aber in den endlosen Römerkämpfen vorzüglich kriegerische Bedeutung angenommen hatte, da waren es nur die Seelen der Helden, die Gefallenen der Walstatt, welche er in seinen himmlischen Königssaal als seine Gäste und Dienstmannen aufnahm. Mit ihnen und den lichten Wolkenfrauen, welche Schicksalsgöttinnen der Schlacht geworden waren, mit den Helden Walhallas und den Walküren jagte er durch die Lüfte in unersättlicher Streitlust. Diese wildschöne Fiction,

im sausenden Sturm die Geister des Kriegs zu vernehmen, hat ihren schaurigen Zauber auf das Gemüt des Landvolks bis heute bewahrt. Noch braust in gewissen Nächten über alle deutschen Gaue Wodans Gefolge, das wütende Heer, die wilde Jagd. Der König der Götter ist zum König der Gespenster geworden. Auch das Elsaß ist reich an solcher Kunde. Merkwürdig vor Allem ist der im Unterelsaß und besonders in Straßburg übliche Ausdruck Wütenheer, worin deutlich ein altdeutsches Wuotanher anklingt. Sprichwörtlich sagt man bei großem Lärm: Man meint, das Wütenheer (straßburgisch Wüedeheer) sei los.[57] Unvergessen ist dabei, daß es die Geister von gefallenen Kriegern sind. Im J. 1516, so erzählen Straßburger Chronisten (Trausch und nach ihm Wencker, s. Stöber, Sagen 433), wurde das „Wüetten-Hör" im Elsaß und Breisgau bei Tag und Nacht, auf Bergen und Wäldern gehört; mit Trommeln und Pfeifen und brennenden Lichtern zog die Todtenschaar durch Feld und Stadt. Der Eine trug seinen Kopf, der Andere sein Gekröse, der Dritte sein abgehauenes Bein, und voraus lief Einer, der fortwährend rief: Abweg, abweg, daß Niemand Nichts geschehe! Zu Freiburg sah eine Frau ihren Mann, der im Kriege umgekommen war, unter dem Haufen, und da ihm der Kopf auseinander klaffte, lief sie hin und verband ihn mit ihrem Schleier. Auch vom Jahr 1123 berichten elsäßische Ueberlieferungen, daß Todtenschaaren in feurigen Harnischen zu Straßburg, Molsheim, Colmar und Freiburg gesehen worden seien, darunter der kurz zuvor erschlagene Graf Emich von Leiningen mit hundert Pferden (Stöber, Sagen 122). Nach der Ansicht des christlichen Mittelalters musten alle diejenigen, welche vor ihrer Zeit einen …hen, gewaltsamen Tod fanden, noch so lange im Gespenster- …fahren, als sie auf Erden gelebt hätten. Diese Sage des …en Mannes besprach Geiler von Kaisersberg, als er am

Donnerstag nach Reminiscere 1508 im Münster zu Straßburg „von dem wütischen und Vnholden Heer“ predigte (Stöber, Zur Geschichte des Volksaberglaubens p. 20).

Noch immer zieht in Straßburg in stürmischen Herbstnächten das Wütenheer vom Norden, der alten Götterheimat, herbrausend mit wildem tollem Gebell, Jagdruf und Getöse über die Weißenturmstraße hin bis ins Finkweiler (Stöber, Sagen 433).

Ganz besonders häufig tritt das Wütenheer als gespenstiger Jagdzug auf. Die elsäßischen Benennungen hiefür sind: die wilde Jagd, das Nachtgejäg, das Pfaffengejäg, der ewige Jäger, der wilde Jäger, der Nachtjäger (Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens p. 20). Eine Lieblingsstätte des wilden Jägers ist der Moderer Wald bei Buchsweiler. Da fährt er mit Geschrei und Gebrause von Norden her über die Wipfel der Bäume und läßt in dem daranstoßenden Reiherwald seine Rosse grasen (Alsatia 1850, p. 59). Mitten aus dem tobenden Lärm heraus hört oft der einsame Wanderer seinen Namen rufen; er darf aber nicht antworten, sonst käme er in der Geister Gewalt (Stöber, Sagen 271). Auch zu Heiligkreuz bei Colmar hat das Nachtgejäg seine bestimmte Straße. Einmal zog es mit entsetzlichem Geheule zum Sengenwald, und eine Stimme rief dazwischen: Weiter, weiter! der Marbacher Hund billt schon! Damit ist die Klosterglocke gemeint: alle heidnischen Geister hassen den Glockenklang. [58] Andere Orte, wo sich die wilde Jagd zu zeigen pflegt, sind das Altschloß bei Winkel, wohin jener Hirte den fremden Mann auf dem Schimmel reiten sah (Als. 1858—61, p. 250), der Bocksfelsen beim Odilienberg (Schweighæuser, Bas-Rhin 54), der Frohwald oder Hexenwald bei Oberbronn (Stöber, Sagen 330; Alsatia 1850, p. 60), die Römerstraße zwischen Illzach und Kingersheim nördlich von Mülhausen (Stöber, Sagen 29); dort im Dorfe Illzach er[illegible]t

jedes Mal, wenn die Jagd vorübergebraust ist, ein weißes zügelloses Pferd, Wodans Roß, und säuft am Brunnen bei der Linde (Wolfs Zeitschr. I, 403).

Die weißen Hunde des Nachtjägers haben weder Augen noch Ohren. Kommt ein solcher in eine Menschenwohnung, so liegt er und winselt unabläßig und bringt Krankheit ins Haus, bis man ihn wieder an den Ort führt, wo man ihn gefunden hat (Als. 1858—61, p. 253).[59]

Mit der Sage vom wütenden Heer im nächsten Zusammenhang stehen die nicht minder verbreiteten Sagen von den *bergentrückten Helden und den kämpfenden Gespensterschaaren.* Uralte Erinnerungen aus indogermanischer Zeit, daß die Seelen aus dem Wolkenberge kommen und dahin zurückkehren und daß der Sturmgott im Wolkenberge schlafe, verwandelten sich unter dem Einfluß des germanischen Brauchs, die Todten im Hügelgrab zu bestatten, in die mythische Vorstellung, der kriegerische Sturmgott halte sich mit seinen Heldengeistern in der Tiefe irdischer Berge schlafend verborgen, bis er zu seiner Zeit hervorbreche und mit Kriegslärm durch die Lüfte fahre. Die Göttlichkeit der Schläfer im Berge wurde vergessen; bedeutende Zeitereignisse gaben ihnen geschichtlichen Halt, geschichtliche Namen: Wodan wurde zum schlafenden Kaiser, und seine Helden zu verwünschten, zauberentrückten Menschen. Es ist natürlich, daß sich solche Sage mit Vorliebe an alte Schlachtfelder knüpft, wo viele Todte unter der Erde liegen. So schlafen unter dem Ochsenfeld bei Thann, das mit dem Lügenfeld bei Sigoldsheim verwechselt wird,[60] in weithinlaufenden Höhlen die Kriegsheere der treulosen Söhne Ludwigs des Frommen. Oft hört man zu nächtlicher Stunde …pfes Waffenklirren in der Tiefe, und neben verspäteten …erern gehen oft einzelne Krieger in rasselnden Harnischen … Heide bis gegen Sennheim oder Thann. Eines Tages

öffnete sich vor einem Bewohner der Umgegend eine solche Erdhöhle, und ein Kriegsmann, der aus seinem langen schweren Schlaf erwachte, verkündete den Zeitpunkt, wo der schreckliche Bann aufhören werde (Golbéry, Haut-Rhin 79; Stöber, Sagen p. 43). Der Oberste des schlafenden Heers heißt Prinz Karl, das ist Karl der Kahle. Wenn ein Mensch aus dem Leben scheidet, sagt man in der Gegend: er ist unter die Soldaten des Prinzen Karl gegangen (Bulletin, II. Série, I, 2, 143).

Nach einer andern Version der Sage war es ein Kriegsheer Karls des Großen, das aus Uebermut seine Geschosse gegen den Himmel richtete und sofort in die Erde versank; alle sieben Jahre sieht man es auf dem Ochsenfelde exercieren (E. Meier, Sagen aus Schwaben I, 122). Einst gieng die Tochter eines Bäckers mit einem Korb voll Weißbrod über das Ochsenfeld. Da kam ein Kriegsmann auf einem Schimmel zu ihr geritten und forderte sie auf, mit ihm zu gehen, er wolle sie an einen Ort führen, wo sie das Brod gut verkaufen werde. Das Mädchen folgte ihm in einen unterirdischen Gang und kam in ein weites Heerlager; die Soldaten schliefen alle und hatten lange Bärte. Man bezahlte ihr das Brod reichlich und trug ihr auf, täglich die gleiche Menge herzubringen. Das besorgte sie mehrere Jahre lang; aber als sie erkrankte und starb, öffnete sich die Türe des unterirdischen Ganges vor Niemand mehr (Meier ebenda 123).

Mitten auf dem Ochsenfeld soll ein Felsstück liegen, der Bibelstein genannt. Darunter sitzt der Kaiser Friedrich Barbarossa, und wer das Ohr an den Stein hält, hört das Knistern seines wachsenden Bartes (Stöber, Sagen p. 44). Abweichend, aber aus derselben Quelle fließend, ist die alte Localsage von Hagenau: „Der gemein Mann ist beredt worden, man müsse alle nacht disem Keyser Friderico zu Triefels, auch zu Keyserslautern

ein Bett machen, darinnen er ruhe, dann er sey zu Hagenaw in der Burg lebendig verzucket worden, das ist aber Fabelwerck, dann wie es mit disem frommen Keyser (welcher nit allerdings des Bapsts vnd der geystlichen liedlin singen wollen) ein ende genommen, bezeugen die Chronicken vnd Historien, so von jhme geschriben seindt" (Bernh. Hertzog, Edelsasser Chronick, B. 8, p. 149).

Auch auf dem Schloß Hohen-Geroldseck bei Zabern wurden dereinst die Geister alter deutscher Helden gesehen, eine Sage, welche Philander von Sittewald den ersten Gesichten seines zweiten Bandes zu Grunde legt. Er wird von Reitern in altgermanischer Fellbekleidung entführt: „Indem wir nun überzwerchs zuruck durch den Wald auff die Matten kommen, erkante ich mich also bald, daß wir nicht so weit vnd nechst bey Geroltz Eck, einem alten Schloß auff dem Waßgau, wären, von dem man vor Jahren hero viel Abenthewer erzehlen hören: daß nemblich die vralte Teutsche Helden, die Könige Ariouistus, Arminius, Witichindus, der Hürnin Siegfried vnd viel andere in demselben Schloß zu gewisser zeit deß Jahrs gesehen werden, welche, wan die Teutsche in den höchsten Nöthen vnd am vndergang sein werden, wider da herauß vnd mit etlichen alten Teutschen Völckern denselben zu hülff erscheinen solten" (Gesichte Philanders von Sittewald, das ist Straff-Schriften H. M. Moscherosche von Wilstädt; Ander Theil, Straßb. 1665, p. 32). Die Sage ist volkstümlich; die Namen sind gelehrte Zutat.

Es darf uns bei dem gewaltigen Eindruck, den der erste Napoleon auf seine Zeitgenossen machte, nicht wundern, daß auch an seinen Namen die alte Sage sich heftete. Sein Tod, meinte man im Elsaß, ist eine Erfindung seiner Feinde; er och und wird mit den Mohren und Türken zurückkommen, e Welt wider zu erobern (Stöber, Sagen 441). Die

Mohren und Türken haben wir wohl gesehen; aber die Verwälschung der deutschen Kaisersage hat ein schlechtes Ende genommen.

Die Sagen von den Schlachten der Gespenster, der bergentrückten Helden sind Nachklänge des germanischen Mythus vom Weltkrieg der Götterdämmerung, dem Entscheidungskampf zwischen Göttern und Götterfeinden, welchen der griechische Mythus an den Anfang, der tiefsinnigere germanische an das Ende der Göttergeschichte verlegte.[61]

Die Zeit, wo nach altheidnischem Glauben die Götter ihren Umzug auf Erden hielten, war um Weihnachten und in den Zwölften: da tobt noch heute die wilde Jagd am wildesten.

Doch auch allein, ohne Geleite, zeigten sich die himmlischen Gäste in jener festlichen Zeit; so kam Wodan als einsamer Reiter auf seinem weißen Roß die Waldwege daher oder pochte als Fußwanderer im Pelzkleid an das verschneite Hoftor. Solche Göttererscheinungen wurden im Heidentum von vermummten Menschen dramatisch dargestellt. Noch haben viele deutsche Landschaften ähnliche Darstellungen im Brauch. In Schlesien z. B. führen die Bursche noch immer den Umzug des Schimmelreiters auf (Weinhold, Weihnachtspiele p. 6); in einigen Gegenden heißt der Schimmelreiter Ruprecht, in andern geht Knecht Ruprecht neben ihm her, und wider in andern erscheint der Ruprecht allein. Das ist jener pelzvermummte Gast der Kinderstube mit der Rute in der Hand und dem Sack auf dem Rücken. Wer denkt, daß in diesem kinderschreckenden Pelz der alte Himmelsgott, der Spender aller Freuden und Ehren, verborgen ist? Ruprecht (hruodperaht ruhmglänzend) war ohne Zweifel ein Beiname Wodans bei den Türingern und einigen ostdeutschen Stämmen. Oft erscheint er in Begleitung des [illegible] Haus zu Haus ziehenden Christkindes, der alte Gott u[illegible] neue in gemütlicher Kameradschaft.

Im Elsaß, wie überhaupt in Südwestdeutschland, kommt der Name Ruprecht nicht vor; dort heißt der schreckhafte Begleiter des Christkinds Hanstrapp. Er trampelt in die Stube vermummt oder mit geschwärztem Gesicht, hat einen Stock in der Hand, rasselt mit Schellen und bläst, wie man sagt, den unartigen Kindern die Augen aus (Alf. 1851, p. 164; 1852, p. 146). Er führt seinen Namen offenbar von seinem trappenden, d. h. trampelnden, stampfenden Gang, wie die Nachtfrauen Trempe in Franken und Stempe, Stampa in Tirol, und hat sicher mit dem Hofmarschall Hans von Tratt, einem berüchtigten Bauernschinder im 16. Jahrhundert, nichts zu tun, auf den im Elsaß der Name zurückgeführt wird (Stöber, Sagen 349; Alf. 1853, p. 141 ff.).

In Schwaben muste der alte Heidengott seinen Pelz dem heiligen Martin abtreten, der davon Pelzmärte heißt, in Baiern dem heiligen Nicolaus, dem guten Bischof von Myra und Landespatron von Lothringen, an dessen Tag den Kindern im Elsaß noch da und dort beschert wird, früher in den Schulen Wecken verteilt wurden (Alf. 1851, p. 162) und im 15. Jahrhundert der Knabenbischof mit seiner mutwilligen Clerisei in Straßburg umherzog.[62]

Wie bei Indern und Griechen hat auch bei den Germanen die trauliche Vorstellung, daß Götter in Menschengestalt auf Erden wandern und bei den Sterblichen einkehren, die dichterische Phantasie viel beschäftigt. Die altnordischen Sagen und Lieder sind voll davon. In der Ausbeutung des wirksamen Contrastes zwischen göttlicher Würde und menschlicher Ungeschlachtheit kam auch der Humor zu seinem Recht und nahm keinen Anstand, die Götter selbst in mißliche Lage geraten zu lassen, ohne daß dadurch die fromme Ehrfurcht beleidigt wurde. Auch die christliche Zeit ließ sich das schöne alte Motiv nicht verkümmern. Wie

dereinst Wodan allein oder in Begleitung anderer Götter (im Norden namentlich Lokis) die Menschen besuchte, so wandert in christlichen Legenden der Erlöser durch die Lande, allein oder gefolgt von Petrus, dem populärsten Apostel, der dem bedürfnißlosen allwissenden Gott gegenüber die komische Rolle des begehrlichen und kurzsichtigen Menschen zu spielen pflegt.

Unter dem elsäßischen Volk sind eine Anzahl solcher Sagen verbreitet. Da kommt Christus auf einsamer Wanderung nachts in die Tenne eines armen Bauern, der eben sein letztes Korn ausdrischt, um einen hartherzigen Gläubiger bezahlen zu können. Mitleidig tritt der Herr näher und hält das Licht unter die Garben, aus denen sofort rauschend wie ein Wasserfall die schönsten Waizenkörner in dichter Fülle hervorquellen. Die ganze Nacht währt der Wunderguß, und der Bauer wird reich. Aber im Taumel des jähen Glücks verfällt er in Uebermut und Schwelgerei. Eines nachts — sinnlos vom Wein — will er das göttliche Wunder nachahmen, hält das Licht unter die Garben, und in kurzer Stunde steht sein ganzer Hof in Flammen, so daß er wider in die bitterste Armut zurücksinkt (Stöber, Sagen 215).

Ein andermal kehrt Christus als Bettler bei einer armen Wittwe ein, die ihn willig beherbergt und mit ihrem Wenigen bewirtet. Dafür spricht er beim Abschied den Segen über das erste, was sie tun werde. Sie versteht ihn nicht und geht in den Keller, um den Rest Wein, den der Herr im Kruge gelassen, wider ins Faß zu gießen: aber der Krug ist unerschöpflich, und die Frau kommt zu Wohlstand. Die habsüchtige Müllerin vor dem Dorf wird ihr neidisch und bittet sie, ihr doch den Herrn, wenn er wider komme, hinauszuschicken. Der Herr kommt, und die Müllerin trägt ihm das Köstlichste auf, was zu finden ist. Wirklich verleiht er ihr beim Scheiden dasselbe Geschenk: aber,

indem sie in ungeduldiger Hast nach dem Schranke läuft, um Geld zu zählen, stößt sie die Wasserflasche um, und das Wasser ergießt sich unaufhaltsam und verwüstet Haus und Feld (Stöber, Sagen 212).

Ein drittesmal wandert Christus mit St. Peter durchs Sundgau. Petrus hört den fröhlichen Lärm der Kilbe (Kirchweih) im Dorfe Moos bei Pfirt und erbittet sich Urlaub, um dort einzukehren. Der Herr wartet in Oberlarg lange auf ihn; endlich kommt Petrus in freudiger Erregung und erzählt, wie lustig es da zugegangen sei. „Haben sie nichts von mir gesprochen?“ fragt der Herr. „Nein,“ gibt Peter zu, „an dich hat niemand gedacht.“ Ein Jahr darauf wandelte Christus denselben Weg und entließ den Petrus wider zur Kirchweih nach Moos. Aber als er nach Oberlarg kam, war Petrus bereits dort und sagte, er habe nichts gehört als: Gott im Himmel und lieber Herrgott, hilf! „Siehst Du,“ erwiderte der Herr, „jetzt können sie an mich denken, da ihre Felder verhagelt sind; als es ihnen gut gieng, wollten sie nichts von mir wissen“ (Als. 1853, 165). Eine bekannte Erzählung, von Hans Sachs mit Vorliebe behandelt.

Neben diesen tiefsinnigen Sagen gehen andere her von leichtem, schwankhaftem Charakter, wo die himmlischen Wanderer in Ungelegenheiten kommen, so die Erzählung, wie Christus und Petrus als Musikanten durchs Land ziehn und von Zimmerleuten, denen sie am Sonntag nicht zum Tanze geigen wollen, geschlagen und ihre Fiedeln zertrümmert werden. Der ergrimmte Petrus verlangt, daß der Herr den Zimmerleuten alles Holz in Bein verwandle; Christus aber willfahrt ihm nur teilweise: seit jener Zeit werden die Zimmerleute durch beinharte Aeste im [illegible]ze für ihre Grobheit gestraft (Als. 1853, p. 137).

Hier also wird des Herrn selbst nicht geschont; in der

Regel aber ist es Petrus allein, der in den Schwänken übel ankommt. Einmal treibt ihn das Gelüste, in einer Schenke elsäßischer Bergknappen neuen Wein zu trinken, und der Herr entläßt ihn mit wohlmeinender Warnung. In der Schenke geht es lustig her, und einer der Gäste sagt zu Petrus: „Du mit deinem langen Bart, mach uns doch eins auf, damit wir tanzen können!" Petrus, der gerade seinen witzigen Tag hat, erwidert: „Wartet, ich will euch eins aufmachen!" — und macht die Türe auf, findet aber bei den Bergknappen so wenig Verständniß für seine geselligen Talente, daß sie ihn durchprügeln und hinauswerfen. Jammernd kommt er zum Herrn und fordert Strafe für die groben Gesellen. „Nun," sagt der milde Herr, „bis sie höflicher werden, soll ihre Strafe sein, Sonntags zu vertrinken, was sie in der Woche mit saurem Schweiß verdient haben" (Stöber, Sagen, p. 209). Ob die Strafe noch fortwirkt, weiß ich nicht; für das 16. Jahrhundert und zwar nicht allein für die Bergknappen bezeugt es Sebastian Münster: „Das arbeitsam Volk, so darinnen (im Elsaß) ist, verzecht gemeinlich all sein Gut, spart nichts in Zukunft und darumb so etwan durch Reif, Kälte oder Krieg ein Unfall in Wein oder in das Korn kommt, leiden sie Mangel und schwere Teurung" (Cosmographey, Basel 1614, p. 842).

Noch schlimmer ergeht es dem Petrus in einem köstlichen Schwank von Buchsweiler: Christus und Petrus kommen in der Erntezeit zu einem reichen Pächter und lassen sich von ihm als Drescher anwerben. Für die Nacht wird ihnen zusammen ein Bett angewiesen. Aber müde von der Reise verschlafen sie am andern Morgen die Arbeitstunde. Der Pächter kommt mit einem Stock und prügelt den vorne im Bett liegenden Petrus tüchtig durch. Auf Grund dieser Beobachtung bittet Petrus am folgenden Abend, sich an die Wand legen zu dürfen, und der

Herr hat nichts dagegen. Am nächsten Morgen verschlafen sie abermals, und wider erscheint der Pächter mit dem Prügel. „Gestern," sagt er, „hat der da vorne Schläge bekommen, heut ist die Reihe am andern!" und Peter erhält auch die zweite Bescherung (Stöber, Sagen 221).[63]

In unserer nüchternen Zeit, wo der kritische Verstand selbst den Wunderglauben pedantisch gemacht hat, mag eine derartige Behandlung heiliger Personen bedenklich erscheinen: im jugendlichen Sinn des Mittelalters wohnten noch Ernst und Scherz verträglich beisammen. Jene Lieblinge der Volksphantasie standen allzufest im gläubigen Gemüt, als daß ihnen eine humoristische Färbung hätte Eintrag tun können, so wenig als durch die Narren- und Eselsfeste oder das Geschrei des Rohraffen im Münster von Straßburg[64] die Heiligkeit des christlichen Cultus beim naiven Volk wirklich gefährdet wurde.

Neben Wodan in ebenbürtiger Majestät thronte seine Gemahlin, die vielnamige Mutter des Lebens. Ihr urgemanischer Name war **Frîa**, die Liebende, Freundliche (Nebenformen Frea und Frikka), Frigga bei den Skandinaven, des Himmels Königin und Odins Hausfrau. Bei allen Germanen ist der Freitag nach ihr genannt. Doch nur bei den Nidersachsen und in der Uckermark lebt im Volke ihr ursprünglicher Name fort. Schon in heidnischer Zeit muß sie bei den einzelnen deutschen Stämmen verschiedene Beinamen geführt haben, welche ihren eigentlichen Namen vergessen ließen; unter diesen Beinamen tritt sie noch heute im übrigen Deutschland auf, in Meklenburg als Frau Gauden (der weibliche Wodan), in Westfalen, Türingen, Hessen, ...rdfranken und einem Teil von Böhmen, Baiern und Tirol als ...au Holda, Holle (die Gnädige), im Vogtland, in Ostfranken, ...iern und Schwaben als Berta, Behrta (die Glänzende).

Dieser Beiname Berhta weist auf ihre früheste mythische Bedeutung hin: gleich Wodan war sie eine Himmelsgottheit; war er ursprünglich der wehende Wind, so war sie ursprünglich die glänzende Wolke, die aus mütterlicher Brust den allnährenden Regen spendet. Später vereinigte sie als oberste Göttin die Eigenschaften aller übrigen, der Wasser-, Licht- und Erdgöttinnen, in sich. Als Göttin der Luft war sie Seelenherrin und als solche sowohl Todtengöttin wie Geburtsgöttin: noch in christlicher Zeit gehören ihr die Seelen der ungetauft verstorbenen Kinder, mit deren weinender Schaar sie nachts umherzieht; aus ihrem Brunnen kamen die Seelen der Geborenen, daher die unzähligen Kinderbrunnen in Deutschland. Auch der uralt heilige Quell unter dem Straßburger Münster hieß der Kindelbrunnen, und noch heute beredet man die Kleinen in Straßburg, daß die Neugeborenen aus dem Münsterbrunnen geholt werden (Stöber, Sagen p. 455; Elsäßisches Volksbüchlein, 2. Auflage 1859 I, p. 111). Durch die Brunnen gelangt man in der Göttin Wohnung, wie in dem bekannten Märchen von der Frau Holle (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 24), das auch im Elsaß eingebürgert ist, nur ohne den mitteldeutschen Namen: Frau Holle heißt einfach „e wiesse Madam“ (Stöbers Volksbüchlein 1842, p. 114). Wenn es schneit, sagt man in Hessen: Frau Holle macht ihr Bett. Satt dessen singt die elsäßische Mutter: Die Englein haben's Bett gemacht, die Federn fliegen runter (ebenda p. 42).

Zahlreiche Züge der alten Naturgöttin sind auf die Jungfrau Maria übergegangen. Die auch im Elsaß häufigen Marienbilder in Eichen bezeichnen alte heilige Bäume der Göttermutter. 65

Wie Wodan durchwanderte dereinst auch Berhta und nach ihr Maria lohnend und strafend die Wohnsitze der Menschen. Eine elsäßische Sage erzählt, daß die Mutter Gottes eines Abends

zu einer geizigen Frau kam, welche mit dem Spinnrad in ihrem Baumgut saß, um das Obst zu hüten. Maria als Pilgerin bat um einen Apfel; aber die keifende Alte hatte nur Scheltworte für sie. Da wuchs die Gestalt der Himmelskönigin und indem sie weiter wandelte, sprach Maria: „So sollst du ewig dein Obst hüten!“ Und der Fluch gieng in Erfüllung: längst ist Haus und Gehöfte verschwunden; der Baumgarten vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht; aber jeden Abend im Herbst, so lange die Bäume voll Früchten hangen, sitzt die Alte dort in altväterischer Tracht und spinnt und hütet das Obst und kann nicht sterben (Alsatia 1858—61, p. 256).

Auch Berhta hielt ihre hauptsächlichsten Umgänge um Mittwinter zur Weihnachtzeit. Aber von der Vorstellung einer lichten, liebevollen Göttin ist wenig übrig geblieben; ihre jugendliche Schönheit hat sie an die christliche Himmelskönigin verloren; als altes Weib pocht sie nachts an die Fenster, und unwillkommen ist ihr Besuch. Die ehrfurchtsvolle Scheu vor der Göttin hat sich zur Angst vor dem Gespenst verdüstert. Am schreckhaftesten wurde bei den süddeutschen Stämmen das Bild der Göttin verunstaltet. [66]

Als unheimlicher Gast der Spinnstuben heißt sie im Elsaß Frau Faste, in Baden Fronfastenfrau. Es ist damit Fronfasten vor Weihnacht, ihr altes Hauptfest, personificiert. In Heiligkreuz bei Colmar saßen einst am Fronfastenabend etliche Spinnerinnen in der Kunkelstube beisammen. Da klopfte es ans Fenster, und als man öffnete, stand Frau Faste draußen mit zornigem Gesicht und warf Spulen ins Zimmer: „Wenn die bis zwölfe nicht vollgesponnen sind, wird es euch schlimm gehen!“ Ein junges Mädchen wußte Rat: sie umwand die Spulen mit Werg, spann dann einige Fäden darüber und stellte sie vors Fenster. Als Frau Faste um zwölf Uhr wider kam, schüttelte

sie den Kopf und sagte mürrisch: „Daß du Recht gehabt hast!“ — Es ist die Arbeit an ihrem heiligen Fest, worüber die alte Göttin zürnt. So wirft sie auch den Wäscherinnen am Fronfastenabend den Zuber um (Alsatia 1856—57, p. 134). [67]

Auch der Dreikönigstag war ihr heilig und hieß durchs ganze Mittelalter und noch heute in einzelnen Gegenden der Berchtentag, die vorangehende Nacht Berchtennacht; zuweilen heißt so auch die Neujahrsnacht. Seit alter Zeit waren am Berchtenabend Volksaufzüge im Schwang, welche die Umfahrt — früher der Göttin, später der Kinderscheuche — mimisch darstellten. Frau Berhta mit ihrem Gefolge zog von Haus zu Haus und heischte Gaben; man nannte das berchteln oder bechteln, elsäßisch bechten. Im Elsaß fiel das Fest in die Weihnachtsfeiertage, im Mittelalter auf den 30. December, den Tag der „milden Bechte“. Da liefen, wie die Statuten der Straßburger Schifferzunft besagen, „die handwercksknecht oder knaben nach alter gewohnheit“ von einer Trinkstube in die andere und drangen auch frommen Leuten in die Häuser, um Gaben zu erbitten und zu erpressen, daher der Umzug bei Strafe auf die Trinkstuben und die Häuser der Handwerksmeister beschränkt wurde (Scherz, Glossar. I, 103). Ein Ueberrest des mittelalterlichen Bechtens findet sich noch im Unterelsaß. Da wird in den Dorfschaften am Christabend Sperrnacht gehalten, d. h. die Mädchen werden gesperrt und das Spinnen über die Feiertage eingestellt. Die jungen Leute versammeln sich partienweise, so wie sie sich den Winter über in den Kunkelstuben zusammengefunden haben, halten Mahlzeiten und treiben allerlei Kurzweil. Ein Hauptspaß besteht darin, daß sich die jungen Bursche, wie einst die Handwerksknaben von Straßburg, in die Küchen auch minder bekannter Leute schleichen, um die Pfannen mit den Braten wegzustehlen (Alsatia 1852, p. 149 ff.). [68]

In die französischen Familien des Elsaßes kommt statt der Frau Berhta die Dame de Noël in weißem langem Gewand, verschleiert und mit einer goldenen Krone oder einem Blumenkranz im Haar. Sie hat mit dem christlichen Fest so wenig gemein als Frau Berhta und ist eine altkeltische Fee, welche auch in der Freigrafschaft die braven Kinder um Weihnachten mit Nüssen und Kuchen beschenkt (Alsatia 1851, p. 165).

Wie in heidnischer Zeit alle deutschen Königsgeschlechter ihren Stammbaum auf Wodan zurückführten, so steht auch Frau Berta als Ahnmutter an der Spitze einzelner Familien. Rein mythisch ist Berta die Spinnerin, die märchenhafte Mutter Karls des Großen; aus mythischen und historischen Elementen gemischt ist die Sage von der böhmischen Gräfin Berta von Rosenberg, welche als weiße Frau an allen Hofsitzen erscheint, wo Verwandte ihres Stammes wohnen, in Berlin, Ansbach, Stuttgart und anderwärts, — die deutsche Göttin als Schutzherrin fürstlicher Geschlechter, verwandt mit Karolingern und Hohenzollern, dem ältesten und dem jüngsten Kaiserhaus.[69]

Als weiße Frau lebt Wodans Gemahlin auch im Elsaß in zahlreichen Sagen, manichfach localisiert, doch meist ohne jede historische Anlehnung. An den Namen der Frau Berhta hieng sich, wie wir sahen, die Verzerrung ihrer hehren Gestalt zum kinderschreckenden Popanz, — auf den namenlosen weißen Frauen dagegen ruht noch ein Nachglanz jener himmlischen Schönheit, welche der Göttin dereinst jenen Namen berhta, die lichte, verliehen hatte.

Ein uralter Naturmythus klingt uns in Deutschland und Skandinavien aus halbverschollenen Sagen entgegen: Die liebende Erdgöttin wird von ihrem schönen Gemahl im Winter verlassen; in weißes Schneegewand gehüllt sucht sie ihn sehnsüchtig durch alle Lande und weint ihm goldene Tränen nach. Zwar jeden

Lenz führt sie den Flüchtling zurück, doch nur um ihn nach wenigen Monden wider zu verlieren. Ein ebenso einfaches als hochpoetisches Bild des nordischen Jahrs mit dem kurzen Sommer, flüchtig wie Liebesglück.

Vereinzelte Zeugnisse für diesen Mythus tauchen in Nord- und Mitteldeutschland auf: Fru Frien im weißen Hemd streift durch den Wald über Berg und Tal und sucht ihren Freier in der ganzen Welt; doch kaum hat sie ihn gefunden, so verläßt er sie wider, und ihre Klage beginnt aufs neue (Pröhle, Unterharzische Sagen, Aschersleben 1856, p. 209). In Unterfranken, in der Gegend des Mains zeigt man sogenannte Frauhullisteine, die ganz ausgehöhlt sind als Sessel der Frau Hulda (Frau Hulli). Aus dem Berge, wo sie als Erdgöttin ihren wunderreichen Wohnsitz hat (Frau-Venusberg), kommt sie dahin und weint um ihren Gemahl, der sie verlassen. Oft hat man sie vorzeiten, wenn die Reben blühten, im Mondschein auf einem Felsen sitzen sehen; ihr weißes Gewand leuchtete ins Tal, und sie sang wunderbare Lieder, die einem Menschen das Herz im Leibe schmelzen machten (Wolfs Zeitschrift I, 23 ff.). Am Rande der Wasser sitzt sie am liebsten, und im brütenden Schweigen des Sommermittags badet sie den schönen Leib in einsamen Seen, oft in Gesellschaft von Jungfrauen, wie sie von schneeweißer Haut und langen goldenen Haaren.

Vergleichen wir mit diesem Bilde der Göttin die zahlreichen Schilderungen von weißen Frauen in Burg und Wald, so springt ihre Verwandtschaft in die Augen. Die Göttin erscheint in den weißen Frauen nur vervielfältigt durch manichfache Lokalisierung ihrer Sage. Meist kommen sie — im Elsaß wie anderwärts — lächelnd aus Burgtrümmern den Waldberg herab, waschen sich Gesicht und Haar und kehren dann laut weinend zurück, wie die weiße Jungfrau von Hohenburg bei Lembach,

nach welcher der dortige Quell Maidebrunn genannt wird (Stöber, Sagen, 342). Am häufigsten erscheinen sie einzeln, dann und wann zu zweien und dreien, selten in größerer Gesellschaft. Im Gürtel hängt ihnen der Schlüsselbund, das Abzeichen der Hausfrau, der mütterlichen Göttin. Die weiße Jungfrau, welche alle sieben Jahre auf dem Illzacher Hügel, der Stätte eines alten Heidentempels, erscheint, trägt einen reichen goldenen Brustschmuck wie die tränenschöne Freyja des Nordens (Stöber, Sagen 28). Das „wyß Fräule“ auf dem Schlosse Plixburg bei Winzenheim (westlich von Colmar) kommt im Mondschein mit hellem Gesang durch den Wald herab, tritt bis an den Saum des Wegs und steigt dann weinend zum Schlosse zurück (ebenda 89). Auf dem Gemäuer von Schloß Rotenberg (Rougemont) an der Straße von Masmünster nach Belfort sitzt oft eine weiße Dame und schaut traurig ins Tal (eb. 36). An die Erscheinungszeit der Göttin erinnert die Sage, daß alljährlich in der Christnacht eine weiße Jungfrau mit einem Schlüssel in der Hand die Burg St. Ulrich über Rappoltsweiler umwandelt (eb. 112). Zu den Wäscherinnen, welche oft bis in die Nacht hinein beim Mondlicht oder beim schwachen Schein ihrer „Luzernen“ in der sogenannten Waschbach bei Oberbronn arbeiten, gesellt sich zuweilen seit undenklichen Zeiten eine fremde weiße Frau. Ohne jemand anzusehen und ohne ein Wort zu sprechen, wäscht sie, abseits von den andern, Hemden in der Flut: es sind Todtenhemden, und jedesmal stirbt ein Mensch aus der Verwandschaft der Anwesenden (eb. 331). Hier übt Frau Berta ihr altes Amt der Todtengöttin; ihr Erscheinen kündet einen Sterbfall an wie das der weißen Frau im Berliner und Ansbacher Schloß.

Im Haselburger Berg gegen Pfalzburg zu hört man, wenn Unglück droht, lautes Wehklagen; Jungfrauen in weißen Kleidern treten nachts heraus und streifen singend durch den Wald,

wo sie seit langen Jahren ein verlorenes Kleinod suchen (eb. 233).

Hier ist die Ursache der Klage und der Gegenstand des Suchens in Vergessenheit geraten, wie sich überhaupt die ursprüngliche Bedeutung der weißen Frauen vielfach durch Beziehungen auf andere Sagenelemente verdunkelt hat. Im Volke werden sie meist mit verborgenen Schätzen in Verbindung gebracht; sie sind frühere Burgfräulein, zu ruhelosem Umgehen verwünscht, bis sich ein Unerschrockener findet, der sie erlöst. Daher winken sie den Menschen, welche ihnen begegnen, und gesellen sich gern zu einsamen Schäfern und Hirtenknaben. In der Regel aber mißlingt der Versuch, weil auch der Kühnste die entsetzliche Gestalt, in welcher sie zuletzt erscheinen, nicht ertragen kann. Die weiße Frau auf Greifenstein bei Zabern z. B. kommt als ungeheure Kröte (eb. 248), ebenso die wegen ihrer Sprödigkeit verwunschene Herzogstochter auf dem Krötenstuhl über der pfälzischen Grenze (Grimm, Deutsche Sagen N. 223; Stöber, Sagen p. 346), die Dame von Rotenberg als Drache mit einem Schlüssel im Rachen (Golbéry, Haut-Rhin 91). —

Auch im Nonnengewand zeigen sich die verwunschenen Jungfraun: in den Trümmern der Klostergebäude bei Rotbach (im Walde bei der Felsenveste Lichtenberg), wo zuweilen gespenstige Mönche um einen großen Kirschbaum tanzen und einer von ihnen im Keller einen reichen Schatz bewacht, kam einesnachts zu einem Bauern, der dort nachgraben wollte, eine weiße Klosterfrau und reichte ihm eine Blume, die ihm den Zugang zu dem Horte öffnen sollte. Er aber erschrak so bei ihrem Anblick, daß er nach Hause lief und bald darauf starb (Stöber, Sagen 325). Von der Wunderblume, welche wie die Springwurzel das Innere der Berge durch Zauberkraft öffnet, erzählt man in Deutschland allerwärts: diese Blumen, bald gelb

bald blau, erschließen unterirdische Schätze, daher der Name Schlüsselblume, und werden in der Regel von den aufgeregten Besitzern im Berg zurückgelassen, obgleich ihnen die Warnung zugeht: Vergiß das Beste nicht! daher der — lieblich von Liebenden umgedeutete — Name Vergißmeinnicht. [70]

Häufig weiß die Volksphantasie als Grund der Verwünschung begangene Frevel anzuführen. Das weißgekleidete Mädchen, das im Paulinerschlößchen von Weißenburg umgeht, ist eine Kindsmörderin; seufzend und weinend kniet sie nachts vor einem Lindenbäumchen und wird nicht eher erlöst, als bis aus dem Holz dieses Bäumchens ein Sarg für ihr Kind gezimmert wird (Stöber 352). Näher kommt der alten Naturgöttin eine andre Erscheinung der weißen Frau im Paulinerschlößchen: wenn ein guter Herbst bevorsteht, wandelt sie mit freudigem Angesicht durch die Rebgelände, grüßt die Leute und rasselt mit ihrem Schlüsselbund (Stöber 353). [71]

Wo die weißen Frauen zu dreien erscheinen, wie z. B. auf dem sogenannten Küppele (Stöber im Bulletin, I. Série, III, 2, 189), da berühren sie sich mit den Schicksalsschwestern des germanischen Heidentums, im Norden Nornen genannt, welche wie bei Römern und Griechen aus der Einheit in die Dreiheit übergegangen sind. Ihr deutscher Gesammtname ist unbekannt; bei den hochdeutschen Stämmen, im Elsaß wie in Tirol, Baiern, Baden und Rheinfranken, werden sie noch heute unter den Namen Einbett, Warbett und Wilbett als heilige Jungfrauen verehrt. Nach der Legende gehörten diese zur Schaar der 11000 Jungfrauen, teilten jedoch nicht ihr Martyrium, da sie St. Ursula zur Pflege der heiligen Aurelia, die auf dem Rückweg von Rom nach Köln am Fieber erkrankt war, in Straßburg zurückließ; sie blieben dort auch nach dem Tode ihrer Schutzbefohlenen, führten ein frommes Leben und wurden in der Kirche

Altsanktpeter bestattet, wo man ihnen später eine Kapelle weihte. Nach der Wormser Sage waren sie die Töchter des burgundischen Königs, dessen Herrschaft Attila vernichtete, — also Gundaharis, Gunthers im Nibelungenlied, — und wurden wegen ihres unerschütterlichen Christenglaubens von den Hunnen gemartert. Ihr Todtenmal stand dereinst in der alten Kirche des Bergklosters und ist seit deren Zerstörung das merkwürdigste Altertum des Wormser Doms. Man sieht darauf drei weibliche Gestalten mit Kronen auf den Häuptern und Lilienstengeln in den Händen, dabei die Inschriften S. Einbede, S. Warbede, S. Willebede (Pauli, Geschichte der Stadt Worms 1825, p. 149). Auf einer Halbinsel im Kochelsee bei Schlehdorf werden die drei heiligen Jungfraun Ainbett, Walbett und Wilbett als Pestpatroninnen verehrt; alte Leute wollen sie gesehen haben: zwei waren weiß, die dritte schwarz mit weißem Schleier — die Todesgöttin — von einem Hündchen begleitet (Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie, I, 23). Der Hund ist nach uralter Symbolik das Tier des Todes und der Unterwelt (s. Anm. 59).

Wie Parcen und Moiren wurden auch die germanischen Schicksalsschwestern als Spinnerinnen gedacht, den Lebensfaden der Menschen wirkend. So sieht man sie noch in einem unbewohnten Haus zu Oberlarg im Sundgau: auf dem Speicher sitzen sie und spinnen so schnell, daß die Spinnräder glühen; die mittlere ist viel größer als die beiden andern, und ihr langes Haar fällt ihr über die Schultern herab (Stöber in Wolfs Zeitschrift I, 401). Dieß ist die älteste, ehrwürdigste, früher die einzige, bei den Skandinaven Urdr, bei den Sachsen Wurd geheißen. Unter den drei genannten heiligen Jungfraun nimmt Einbett diesen Vorrang ein. [72]

Als Gespenster erschienen sie einem Mann von Illzach drei

Tage nach dem Tode seiner Frau. Um Mitternacht sprang die Türe seiner Schlafkammer auf, und drei weißgekleidete Weiber traten jammernd und heulend herein; sie waren von verschiedener Größe, und die kleinste ließ ihr Haar über das Gesicht herabfallen (Stöber ebend. I, 404).

Nach altem Glauben kamen die Nornen zu den neugeborenen Kindern und verliehen ihnen ihre guten und bösen Gaben. Deßhalb wohl legte man, um sie günstig zu stimmen, ihr Lieblingsgeräte, die Kunkel, zu den Kindern in die Wiege, ein Brauch, der auch im Elsaß heimisch war (Barack in der Zeitschrift für deutsche Kulturgesch. IV, 37).

Wie die oberste Göttin, die Spinnerin und Seelenherrin, mit diesen Schicksalsschwestern nahe verwandt war, so stand sie auch zu den Nornen des Kriegs, den Walküren, in engster Beziehung. Hatte sie doch als Wolkenfrau mit den Walküren denselben mythischen Ursprung. Als in der deutschen Heroenzeit der Luftgott Wodan und sein Wolkengeleite sich in eine himmlische Kriegsschaar verwandelten, wurde die oberste der Wolkenfrauen, Wodans Gemahlin, eben damit zur obersten der Walküren. An der Spitze der Schlachtjungfraun ritt sie im strahlenden Waffenschmuck an Wodans Seite durch die brausenden Lüfte. Im Norden ist es Freyja, die mythologische Doppelgängerin der Göttermutter Frigg, welche als Herrin der Walküren die Schlachten der Männer lenkt und sich mit Odin in die Kampftodten teilt. In einzelnen deutschen Sagen ist Frau Gauden, Fria oder Holda geradezu Führerin eines weiblichen wilden Heers. Auf weißem Roß mit klingendem Zaum reitet sie von Berg zu Berg über weite Täler; ein Gefolge göttlicher Frauen begleitet sie, zuweilen auf Katzen reitend oder selber in Katzengestalt. Die Katze war Wolkensymbol.

Aus diesem Umritt der Wolkengöttinnen wurde im christlichen

Mittelalter die Hexenfahrt, in einzelnen Gegenden, z. B. im Westerwald, noch Hollefahrt geheißen. Den Uebergang bezeichnet der Umzug der Fronfastenweiber in Baden (Baader, Volkssagen, Karlsruhe 1851, N. 43; Neugesammelte Volkssagen, 1859, N. 20). Die Wandelung der mythischen Vorstellungen ist deutlich. Am Berge haften die ziehenden Wolken, — das hieß in der ältesten mythischen Sprache: die Wolkenfrauen versammeln sich auf der Höhe; in der Dichtung des Heroenalters lautete es: die Schildjungfrauen reiten nach dem Berg, um mit Wodan dem Kriegsgott über das Schicksal der Schlachten zu beraten; in christlicher Zeit sagte man: die Hexen fahren nach dem Berg, um dem Teufel ihrem Herrn zu huldigen und mit ihm auf das Verderben der Menschen zu sinnen. So sind aus den herrlichsten Gebilden der dichtenden Phantasie, aus den wildschönen Schlachtjungfrauen unserer Heldenzeit, die häßlichsten Ausgeburten abergläubischen Wahnsinns geworden, Schandmale der Menschheit.

Nach der Lehre der christlichen Bekehrer waren ja die Götter des Heidentums nichts anderes als eine Schaar von Teufeln gewesen, welche durch höllischen Trug die unseligen Menschen zu ihrem Cultus verführt hatten. Unfähig sich vom mythologischen Standpunkt zu emancipieren, vermochte diese Ansicht nur die heidnischen Vorstellungen phantasierend zu verunstalten, statt sie denkend zu überwinden. Das Grauen vor den alten Göttern, denen man abgesagt hatte, ohne ihre Realität zu leugnen, fand im Hexenglauben seinen furchtbarsten Ausdruck.

Auch im Elsaß hat dieser Wahn seine traurigen Spuren hinterlassen. Die Hexensagen sind zahlreich wie überall, und ihre Anlehnung an das Heidentum ist nicht zu verkennen. Die Zeiten, wo nach dem Glauben des elsäßischen Volks die Hexen ihre meiste Macht haben und ihr tollstes Wesen treiben, sind die

Freitage und die Tage um Weihnacht (Alsatia 1851, p. 101. 170). Der Freitag führt seinen Namen von der alten Gemahlin Wodans, und in die Weihnachtszeit fiel ihr höchstes Fest. [73] Glockenklang ist den Hexen ebenso verhaßt wie dem wilden Heer, den Erdmännlein und andern heidnischen Wesen; auch sie heißen ihn Hundebellen (Als. 1856—57, p. 315).

Sammelpunkte der Hexen gibt es viele im Elsaß; in der Regel sind es unheimliche alte Cultusstätten oder Hinrichtungsplätze. Am häufigsten werden genannt der Bollenberg bei Ruffach, ohne Zweifel eine druidische Opferstätte, und der Bastberg bei Buchsweiler, beide noch im vorigen Jahrhundert Galgenberge. Ein Schulmeister, der einmal nach Mitternacht von einem Taufschmaus heimkehrte, sah die Spitze des Bastbergs hell beleuchtet und hörte Tanzmusik. Er stieg hinauf und fand eine Gesellschaft von Herrn und Damen, welche an reichen Tafeln speisten und Tänze aufführten. Einer aus der Gesellschaft reichte ihm einen Becher und eine Geige, und so spielte er mit den Musikanten die ganze Nacht hindurch. Am Morgen erwachte er müde und zerrissen auf einem Steinhaufen; statt des Bechers lag ein Pferdehuf zu seinen Füßen, und statt der Geige hielt er eine große Katze im Arm, die ihn kratzte und biß und sich dann mit tollen Sprüngen in die Reben verlief (Stöber, Sagen 287). Ein anderer erwachte nach demselben Erlebniß unter dem Galgen des Bastbergs und hielt statt des Goldpokals ein Hufeisen in der Hand (Als. 1856—57, p. 138); ein dritter fand sich bei Ensisheim in einem Pferdegerippe („tod Roß Corpel") liegend, und das Geld, das er empfangen hatte, war zu Scherben geworden (Als. 1856, p. 311). — Der höllische Betrug des alten Götterdienstes zeigt sich namentlich in den Geschenken des Teufels und der Hexen, welche sich aus Gold und Silber in allerlei Unrat verwandeln, wie umgekehrt in heid-

nischen Sagen die unscheinbaren Geschenke der Frau Berhta und der Erdmännlein zu blinkendem Golde werden.

Andere Versammlungsorte sind der Grasberg oberhalb Bergheim, wo die Hexen Nebel sieden (Als. 1856, p. 315), der Hexentisch im Rimbacher Tal, ein heidnischer Opferplatz, wo nun die Hexen schmausen, ferner ein heidnischer Grabhügel an der großen römischen Rheinstraße bei Arzenheim, östlich von Colmar, und die Kalmiser Weide im Canton Pfirt; auch hier kam ein Bursch zu einer tafelnden Gesellschaft, und ein Weib trat auf ihn zu, um ihn einzuladen: der oben auf dem Throne sitze, sei ein reicher Herr, der jede Nacht seinen Dienern eine große Gasterei gebe; doch wer Zutritt haben wolle, müsse sich erst mit seinem Blute in ein Buch einschreiben. Sofort brachte sie auch das Buch herbei; aber der Bursch schrieb mit seinem Blute die drei allerheiligsten Namen hinein. Da war Alles plötzlich verschwunden; der Bursch stak in einer schneebedeckten Dornhecke und hielt das Buch in der Hand, das die Geistlichkeit später verbrannte. Es haben mehrere Personen aus seinem Dorfe Oberlarg darin gestanden (Als. 1856—57, p. 128).[74]

Auf dem Hexenplan, einer Heide in der Haart, steht der Hexenbaum; in seiner Krone verbarg sich einesnachts ein Bursch und belauschte die Hexen, wie sie zuerst den Baum umtanzten und dann im Kreiße umlagerten, ihre Untaten sich erzählend (Stöber, Sagen 7). Dieser Tanz der Hexen um bestimmte Bäume weist auf altgermanischen Waldcultus. Am Ursprung der Ill im südlichsten Sundgau steht eine alte Tanne, um welche sich ein mit Füßen getretener Kreiß zieht, darauf kein Gras wächst; der kommt von dem nächtlichen Rundtanz der Hexen (Alsatia 1856, p. 127). Ebenso kann man durch die Haart den Weg der Hexenfahrt bis gegen Basel hin genau an

den auf einanderfolgenden Lichtungen im Walde erkennen (eb. 133). Dagegen versteht man sonst im Elsaß wie in der Schweiz und in Schwaben unter Hexentanz die dunklern üppigeren Stellen in Wiesen und Saatfeldern, welche man anderwärts Feenkreiße und Elfenkreiße (fairy-rings, cercles des fées) nennt. In diesem Namen klingt noch eine alte freundliche Naturbeziehung an, welche sich auch in den Pflanzennamen Hexenmilch (Euphorbie), Hexenkraut (Johanniskraut) und der Bezeichnung der Sommerfäden als Hexengespinnst ausspricht (ebenda 328 f.).

Zu ihren Versammlungen kommen die Hexen auf Besen, Gabeln, Stecken und Kunkeln, auch auf Wagen und Karren, auf Böcken und roten Katzen, auf Mutterschweinen, Hunden und Stutenfüllen gefahren. Beim Ehemann bleibt im Bett ein mit einem Hemd bedecktes Holzscheit (Dorlan, Notices II, 214). Bisweilen genügt für die Luftfahrt das einfache Einreiben einer bestimmten Salbe, so in einer mit dem griechischen Märchen vom verwandelten Lucius (Pseudo-Lucian und Apulejus) auffallend übereinstimmenden elsäßischen Sage: Ein Mühlknecht in der Nähe von Zabern bemerkte, daß seine Meisterin und ihre Tochter, welche er liebte, oft des Nachts abwesend waren, und belauschte sie, wie sie sich mit einer Salbe bestrichen und verschwanden. Er salbte sich gleichfalls die Hände, sprach die Worte, die er gehört hatte, nach: „Obenan und nirgends wider!“ und flog sofort durch den Schornstein, daß ihm Hören und Sehen vergieng. Als er zu sich kam, befand er sich mitten unter den Hexen auf der Spitze des Bastbergs und wäre von den wütenden Weibern getödtet worden, wenn nicht die Müllerstochter für ihn gebeten hätte. Die Hexen verwandelten ihn darauf zur Strafe für seine Neugierde in einen Esel; aber das Mädchen flüsterte ihm zu, er werde seine frühere Gestalt wider erhalten, sobald es ihm gelinge, Weihwasser zu trinken. Ein volles Jahr muste der Verwandelte

einem Bauern Lasten tragen, und wenn er den Leuten seinen Jammer klagen wollte, erhielt er Schläge. Endlich fand er nach vielen vergeblichen Versuchen Gelegenheit in eine Kirche einzudringen und wurde durch das Weihwasser des Zaubers ledig (Stöber, Sagen 234).

Das Hexenbankett ist die Carricatur des heidnischen Opferschmauses. Als Speisen werden genannt neben Kalbfleisch, Wildbret und Eierkuchen auch „Reybenfleisch“ (Reib, das bekannte alemannische Schimpfwort, bedeutet Leiche, Aas), Ratten, Mäuse und Fledermäuse. Regelmäßig fehlt Brod und Salz. Das Getränk ist Wein; die Geschirre glänzen wie vergoldetes Silber (Dorlan II, 211). Eine nackte Hexe muß als Leuchter dienen (ebend. 214). Die vornehmen und die fremden erscheinen nach den elsäßischen Hexenakten in der Regel vermummt und lassen sich von den armen aufwarten. [75]

Die Hexen lieben es, nachts in Tiergestalt umherzuschweifen, besonders als Katzen: Die vielverbreitete Sage, daß einer Katze, welche in der Küche nascht, eine Pfote abgehauen wird und am Morgen darauf die Nachbarin mit abgehauener Hand im Bette liegt, ist auch im Elsaß, in Oberbronn, eingebürgert (Stöber, Sagen 332), ebenso die vielfach widerkehrende Sage von der Hexe, welche in Pferdegestalt beschlagen und am andern Tag mit Hufeisen an Händen und Füßen gefunden wird (eb. 281). Hexen von Ensisheim machten als Hasen im Feld einen Nebel zum Schaden der Früchte (Als. 1856—57, p. 312). Ein Schaarwächter von Buchsweiler traf einst auf der Straße um Mitternacht eine große Ente, welche ihm vor den Füßen hin und her flatterte. Er warf sie schließlich zu seinem offenen Kellerladen hinein, daß sie einen Fuß brach. Als er am Morgen nach Hause kam, hörte er inwendig in der Falltüre des Kellers klopfen, und als er öffnete, hinkte sein eigenes Weib schimpfend und fluchend heraus (Stöber, Sagen 282).

Auch als Werwölfe gehen die Hexen um. In einem Altkircher Hexenakt von 1589 bekennt Margareta Tscheiblerin, sie habe in Gestalt eines Wolfes ein Schwein aus der Heerde des Hirten von St. Ulrich gestohlen und mit ihren Gespielen verzehrt (Alsatia 1856—57, p. 289). Ganz eigentümlich den Elsäßer wie den Basler Hexenakten aber und nordischen Anklangs ist die häufige Notiz, daß die Hexen auf Wölfen, den Lieblingstieren des alten Schlachtengottes, im Schnee umhergeritten seien. [76]

An den mythischen Ursprung der Hexen mahnt ihre Hauptkunst, Wind und Wetter zu machen. Sie tanzen um den Kessel, worin der Hagel gekocht wird; dann stürzen sie ihn um, und Sturm und Gewitter bricht los (Dorlan II, 215). Eine berühmte Wetterhexe im Elsaß war die Gräfin Itta von Lützelburg im 12. Jahrhundert; sie gilt noch immer für die Meisterin der Unholden, welche sich in der sogenannten Hexenschule, einer kreisrunden Vertiefung im Felsen bei der St. Michaelskapelle oberhalb Zabern, versammeln und von da nach dem Bastberg bei Buchsweiler fliegen (Stöber, Sagen 250. 255). [77]

Auch die Windsbraut ist eine Hexe: wenn man in einen Staubwirbel einen gesegneten Rosenkranz oder sonst einen geweihten Gegenstand wirft, so sieht man die Hexe splitternackt vor sich stehn (Alsatia 1856—57, p. 133).

Außer dem Hagelsieden schädigen die Hexen ihre Nachbarn durch allerlei Zauberwerk: sie schlagen das Vieh mit weißen Stäbchen, wovon es krank und lahm wird; sie melken fremde Milch aus einem Türpfosten, einem Axthelm oder einem Handtuche; sie zaubern den Menschen Nadeln und Nägel in den Leib; sie rauben den Männern durch Nestelknüpfen die Kraft u. s. w. Ein äußeres Kennzeichen ist ihr böser Blick. Geiler von Kaisersberg erwähnt in einer Predigt, daß die Hexen in jedem Auge

zwei Augäpfel (Kindlein) haben, und was sie ansehen, durch ihren Blick vergiften. Dieß ist noch heute Volksglaube im Elsaß. [78]

Noch weiß man auch hier wie anderwärts Mittel anzuführen, um die Zauberinnen zu erkennen und abzuwehren. [79] Besonders zäh haftet der Hexenglaube im Stall und in der Ammenstube und zwar, wie wir täglich erfahren können, nicht bloß beim wundergläubigen Volk.

Alle angeführten Züge des Hexenglaubens lassen sich ins deutsche Heidentum zurückverfolgen: Hexenfahrt und Hexentanz, Tierverwandlung, Wettermachen, Verzaubern durch den Blick (mhd. entsehen) und magische Gebräuche. Aus späterer Zeit dagegen, aus Ketzersagen des Mittelalters, stammt die Teufelsbuhlschaft, welche kaum in den Akten eines Hexenprocesses fehlt. In trostloser Uebereinstimmung widerholt Urgicht für Urgicht auch im Elsaß, wie sich der Teufel in Gestalt eines schönen Mannes der Angeklagten genähert, sie durch nichtige Versprechungen und Geschenke zur Buhlschaft und zur Verleugnung Gottes und seines himmlischen Heers verführt und mit seiner Marke als sein Eigentum gezeichnet habe. [80] Zuweilen wurde ein förmliches Hochzeitfest mit Verhöhnung der kirchlichen Bräuche begangen wie in den drei Türmen der Schloßruine Egisheim (Weckmund, Wahlenburg und Dagsburg geheißen), wo eine alte Hexe, die im J. 1568 verbrannt wurde, ihre Tochter beim Fledermausmahl dem Teufel verheiratete (Golbéry, Haut-Rhin 50; Als. 1856—57, p. 308). Die Ochsenwirtin von Schlettstadt (hingerichtet 1630) feierte die Teufelshochzeit in ihrem eigenen Hause; sie sorgte für das Mahl, der Teufel für Bräutigam und Gäste, Harfner und Geiger; wie die Türen geöffnet wurden, kam die Adlerwirtin auf einem Besen, die alte Nunnenmacher auf einem Schwein; zwei vornehme Frauen erschienen

in Masken. Als die Gesellschaft beisammen war, legte der Teufel die linke Hand der Braut in die linke ihres dämonischen Buhlen und gab sie im Namen von zehntausend Teufeln zusammen; dann gieng es zum Tanz und zu ausschweifenden Freuden (Dorlan II, 210). Die Hochzeit einer Kellnerin dagegen wurde auf dem Richtplatz gefeiert, wohin die Hexen, zum Teil reich geschmückt, über die Stadtmauer geflogen kamen; der Teufel saß als Spielmann auf dem Galgen (eb. II, 212). [81]

Die Uebereinstimmung in den Bekenntnissen der Hexen wird Niemand befremden, der die Schemata kennt, nach welchen die Richter ihre Fragen stellten, [82] und daß die gewünschten Antworten nicht ausblieben, dafür sorgte Meister Hämmerlein und die Folter. Wer Gefahr läuft, sich auf die Gottähnlichkeit des Menschen zu viel einzubilden, der studiere die Hexenprocesse, und er wird bald die Tiere um ihren sichern Intellekt beneiden. Durchs ganze Mittelalter waren einzelne Hinrichtungen wegen Zauberei vorgekommen; der Massenmord unschuldiger Menschen begann jedoch erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts, angeordnet von einem — nunmehr infallibeln — Pabst, Inocenz VIII, in der berüchtigten Bulle Summis desiderantes vom 5. Nov. 1484. Stupide Unwissenheit, wüster Aberglaube, Neid und Habsucht nahmen die Richterstühle ein, und Hunderttausende starben nach Folterqual und Kerkerangst in dumpfer Verzweiflung einen schmachvollen Tod.

Im Elsaß giengen die öffentlichen Anklagen von den Amtleuten oder der städtischen Obrigkeit aus und wurden dem Malefizgericht übergeben, das bald aus Regierungs-, bald aus Stadtbeamten, bald aus einer Art Jury von Bürgern bestand. In einem weitläufigen Gutachten der Reichsstadt Münster aus dem Ende des 16. Jahrhunderts wird es für billig und erlaubt erklärt, auf bloße Denunciation hin zu verhaften und zu foltern;

auch die, welche gütlich bekennen, sollen doch gefoltert werden, wenn sie sich weigern, Mitschuldige anzugeben. Als mildes und bewährtes Mittel wird die Folter der Schlaflosigkeit empfohlen. Man hatte hiefür, z. B. in Zabern, einen eigenen Folterstuhl, sedes vigiliarum, worin der Angeklagte durch ein eisernes Halsband festgehalten 48 Stunden sitzen muste und durch Stacheln wach gehalten wurde (Alsatia 1856—57, p. 274). Auch die bekannte Wasserprobe wurde angewandt, wie eine Straßburger Henkersrechnung vom Jahr 1630 beweist (Curiosités d'Alsace, Colmar 1861—62, I, 211 f). Nur äußerst selten kam es vor, daß Angeklagte trotz aller Qualen nichts gestanden (wie die Dreher Kätel in Zabern um 1650, Alsatia eb. 322). Als ein humaner Fortschritt wird in dem Münsterer Gutachten hervorgehoben, daß man die Verurteilten nicht mehr mit langwierigem Feuer lebendig peinige, sondern vorher erwürge oder enthaupte (Alsatia eb. 276). Hab und Gut der Hingerichteten fielen dem Fiscus anheim.

Am schrecklichsten wütete diese geistige Pest im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Im Bistum Straßburg allein, dessen Kirchenfürsten Albrecht von Baiern der Pabst seine Hexeninquisitoren besonders empfohlen hatte, wurden innerhalb zwanzig Jahren, von 1515—35, über fünftausend Menschen verbrannt, Männer und Weiber, doch die letztern in großer Ueberzahl: „Wenn man ein Mann verbrent, so brent man wol zehen Frawen," bezeugt Geiler von Kaisersberg zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Kein Alter wurde verschont: unter den in Schlettstatt zwischen 1630 und 1642 Hingerichteten finden sich ebensowohl Greisinnen von 80 und 90 Jahren, als Mädchen von 19 und 20 und Kinder beiderlei Geschlechts von 12—15 Jahren. [83] Eine traurige Berühmtheit erlangte in der Hexenverfolgung das schöne Münstertal gegen Ende des 16. Jahr-

hunderts. Als Beispiel für viele sei hier das Geständniß einer gewissen Anne Marei angeführt, welche zu Münster abgeurteilt wurde. Nachdem man ihr das Marterhemd ausgezogen und sie von den Folterschrauben befreit hatte, bekannte sie, wie eines Tages ein Jäger zu ihr gekommen sei, in grünem Rock mit goldenen Borten und einer großen Hahnenfeder auf dem Hut; der habe ein Krüglein aus seiner Ledertasche gezogen und ihr einen Trunk gereicht; dann habe er sie mit einem Messerlein am Arme geritzt und das rinnende Blut aufgesogen; hierauf sei sie viele geheime Künste inne geworden und oft mit ihm auf die Berge bei Metzeral geflogen, wo sich nachts glänzende Gesellschaft eingefunden, darunter viele Edeldamen und Bürgersfrauen, die sich Schmausens und Tanzens vergnügt hätten. Diese Anne Marei war so schön, daß Richter und Schreiber das Gesicht von ihr abwenden musten und sich bekreuzten, um nicht durch ihre Reize verzaubert zu werden. So wurde sie von der wahrhaft blinden Gerechtigkeit zum Tode verurteilt und in Münster öffentlich verbrannt (Stöber, Sagen 91).

Die Gefängnisse, worin die Unglücklichen schmachteten, wurden nach ihnen Hexentürme genannt; solche standen in Colmar, Ensisheim, Schlettstatt, Westhofen und anderwärts. Von den vor der Hinrichtung häufig angewandten glühenden Zangen führen die Bewohner von Brunnstadt bei Mülhausen ihren Spitznamen „Hexenzangen“ (Stöber, Das vordere Illtal p. 60). [84]

In Schlettstadt stellte der Magistrat im Jahr 1642 die Hexenprocesse ein, nachdem eine Verurteilte, Anna Armbruster, die Frauen dreier Richter als Mitschuldige angegeben hatte (Doslan II, 222 ff.).

Unter den ersten, welche sich der unschuldigen Opfer annahmen und mit eigener Lebensgefahr den mörderischen Wahn bekämpften, ist auch ein Elsäßer zu nennen, Ulrich Schweizer

von St. Johann bei Zabern. Wenn irgend ein Menschenname die dankbare Erinnerung der Nachwelt verdient, so sind es die Namen jener mutigen Gegner der Hexenprocesse, welche den Namen der Menschheit selbst wider zu Ehren brachten.[85]

Riesen und Zwerge, Elben und Nixen.

Nachdem wir so den hellen und dunkeln Spuren der alten Götter im elsäßischen Volksglauben nachgegangen sind, bleibt uns noch die Umschau nach den halbgöttlichen Wesen des Heidentums, nach Riesen und Zwergen, Elben und Nixen, übrig.

In der nordischen Kosmogonie sind die Riesen älter als die Götter. Sie sind die Söhne der Urwelt, die Mächte der elementaren Natur in ihrer Gleichgiltigkeit und Feindschaft gegen den Menschen, während die Götter als Bildner und Ordner der Welt zu den Menschen in engster Beziehung stehen. Den Riesen gehört die Steinwelt des Gebirgs und die Wüste des Meers, die Unbill des Wetters in Winter und Sommer, der verheerende Sturm und die fressende Flamme. Ihr mürrischer Starrsinn äußert sich im Widerstand der Materie, dem der Mensch sein Leben abringen muß und gegen den ihm die Götter zu Hilfe kommen. Dieser naive Dualismus ist ein Erbstück fernster Vorzeit, dichterisch gestaltet in den Liedern der Edda wie in den Indrahymnen des Rig=Veda und in der Titanomachie des Hesiod. Allen Göttern und Menschen voran kämpft der Donnergott, der Freund des Ackerbaus, gegen die Sturm= und Steinriesen der Urwelt. Im Gewitter hörte man den schmetternden Zweikampf der Gewaltigen, worin der brüllende finstere Riese dem lodernden Zorne des Gottes erlag. Ueberreich an solchen Gewittermythen war das nordische Heidentum. In den Sagen des Elsaßes ist der Krieg zwischen Göttern und Riesen vergessen, nur das hohe

aus und schickte ihn so an den König. Der verstand die Botschaft: so hilflos wie der Habicht, werde nun sein Reich sein, und sandte hinaus, den Sohn zu retten. Aber Bikki war nicht müßig gewesen: der Jüngling war todt. Nun lenkte der böse Rat des Königs Zorn auf Swanhild als die Ursache des ganzen Unglücks. Sie wurde gebunden unter den Torweg gelegt und Rosse gegen sie getrieben; als sie aber die leuchtenden Wölsungenaugen aufschlug, scheuten die Rosse zurück. Da ließ Bikki ihr Angesicht bedecken, und nun wurde sie von den gotischen Rossen zerstampft, ihre glänzenden Locken in den Staub getreten. Darauf zogen Swanhilds Brüder aus, um an Ermanarich Rache zu nehmen; es waren ihrer drei: Sörli, Hamdir, und der jüngste hieß Erp. Den erschlugen die ältern aus Neid auf der Reise. In der Halle der Goten richteten sie ein Blutbad an und hieben dem König Hände und Füße ab; aber der Hilfe des dritten Bruders entbehrend fielen sie, ehe sie das Rachewerk vollendet hatten, unter dem Steinregen des Hofgesindes.[102]

Hier sehen wir das Sagenbild Ermanarichs in seinen charakteristischen Zügen bereits vollendet. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk fortwandernd hatte sich sein Angedenken immer mehr verdüstert. Schon in den alten Liedern der Angelsachsen aus dem 7. und 8. Jahrhundert wird er wild und treulos genannt (vrâdh and værloga, Vîdsîdh 9). Im Klagelied des Sängers Deor heißt es: „Wir hörten von Ermanarichs (Eormanrîces) wölfischem Sinn; er besaß weite Völker des Gotenreichs; das war ein grimmer König. Mancher Mann saß mit Sorgen gebunden in Leides Erwartung und wünschte sehnlich, daß sein Königtum überstanden wäre“ (Greins Bibliothek der angelsächsischen Poesie, Göttingen 1857 I, 250). Im 10. Jahrhundert gab es deutsche Bücher, in welchen erzählt wurde, wie Hermanrich auf die schlimmen Einflüsterungen seines

Ratgebers sein ganzes Geschlecht vernichtete (Flodoardi Hist. ecclesiæ Remensis IV, 5; Grimm Heldensage 30). Die Sage von seinem Tod durch die Brüder taucht in Chroniken seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts auf; zugleich wird erwähnt, daß er seinen eigenen Sohn, der in Deutschland Friedrich heißt, getödtet, seinen Neffen Theoderich (Dietrich von Bern) aus seinem Erbe verjagt und zwei andere Neffen, Embrica und Fritla am Galgen habe sterben lassen. Das sind die Harlungen.[103]

So war Ermanrich der böse Geist in der deutschen Sage geworden. Ganze Sagengruppen späterer Zeit hatten sich an ihn angeschlossen, um ihn als den Vater alles Unheils erscheinen zu lassen. Er muste in der gotischen Sage — obgleich über ein Jahrhundert von Theoderich getrennt — zu dessen Oheim und Vertreiber werden, wie ihn die alemannische Sage zum Oheim und Mörder der jungen Harlungen gemacht hat.

Am verworfensten erscheint er in den mittelhochdeutschen Gedichten, besonders in Dietrichs Flucht: aus Habgier fällt er seinem Neffen Dietrich ins Land, und da er in offener Feldschlacht zurückgeschlagen wird, nimmt er durch einen Hinterhalt sieben Dienstmannen Dietrichs gefangen und droht sie zu hängen, wenn Dietrich nicht auf alle Früchte seines Sieges verzichte, ihm sein Land ausliefere und, als wäre er der Besiegte, in die Fremde ziehe. Dietrich zaudert keinen Augenblick. Um seine treuen Mannen zu retten, verläßt er Herrschaft und Heimat. Mit grausamer Schadenfreude und cynischer Rohheit behandelt Ermanrich den Ueberlisteten und die Frauen, welche für ihn bitten. In den darauf folgenden Kriegen wütet er gegen Weiber und Kinder, entweicht aber feig und heimlich aus den Kämpfen der Männer. In all seinen Verbrechen begegnet uns keine einzige Spur von edleren Regungen, kein Zug von Größe. Nur elende Schwächen sind die Quellen seiner Gewalttaten:

Lüsternheit, Habsucht, Jähzorn, kindische Lenksamkeit. Er ist ein Bösewicht aus zweiter Hand, das blinde Werkzeug eines andern. Das ist Sibich, der ungetreue Rat, der für eine Schmach, die Ermanrich seinem Hause angetan, an des Königs ganzem Hause Rache nimmt. Diesem diabolischen Plan fällt auch das junge Leben der Harlungen zum Opfer.

Leider sind die alten deutschen Lieder, welche hievon handelten, verloren. Nur wie eine Nebellandschaft liegt uns die Sage vor Augen; die allgemeinen Umrisse sind zu erkennen, aber wenige Einzelheiten treten deutlicher hervor.

Zusammenhängenden Bericht über Sibichs Verrat und der Harlungen Tod geben nur eine nordische und eine deutsche Quelle: die Thidrek- oder Wilkinasage, eine prosaische Sammlung niderdeutscher Heldensagen, von einem Isländer im 13. Jahrhundert verfaßt, und das alte Heldenbuch (nach dem Druck von 1477 neu herausgegeben von A. v. Keller, Stuttgart 1867). Aus der Zusammenstellung beider Erzählungen läßt sich wenigstens ein Gesammtbild der verdämmerten Sage gewinnen.

Im Heldenbuch heißt Ermanrich Ementrich und ist zum römischen Kaiser geworden. Der Kaiser Ementrich, so lautet der Bericht, hatte einen Marschall; der hieß der getreue Sibich und hatte eine schöne fromme Frau. Nach ihrer Gunst begehrte der Kaiser; aber sie wies ihn ab. Da schickte er den Marschall auf zwölf Wochen hinweg und hielt mit den Frauen ein Hoffest um das andere, bis er im Bunde mit bösen Weibern die Hausfrau Sibichs berückte wider ihres Herzens Willen und mit großem Leid, so daß sie gar sehr betrübt ward bis an ihr Ende. Als darauf Sibich, ihr Mann, heim kam, sagte sie ihm Alles, wie es ergangen war. Da sprach Sibich: „Nun bin ich allwegen ein getreuer frommer Mann gewesen und ward mir der Name gegeben:

der getreue Sibich; nun will ich werden der ungetreue Sibich" (Vorrede des Heldenbuchs p. 8). Er ließ sich seinem Herren gegenüber nichts anmerken und war der allerfröhlichste in seiner Gegenwart. Aber im Innern sann er darauf, wie er ihn und sein ganzes Haus verderbe, und brachte es durch arglistige Ratschläge dahin, daß der zornmütige Alte gegen sein eigen Fleisch und Blut blindlings zu wüten begann. Unter den ersten, welche verderben sollten, waren die Harlungen, Ermanrichs Brudersöhne. Nach der nordischen Sage wuste Sibichs Frau, Odila, der Gemahlin Ermanrichs einzureden, daß die jungen Harlungen leichtfertige Anschläge auf der Königin eigene Person im Schilde führten, und als Ermanrich (er heißt in der nordischen Erzählung Oberkönig von Romburg) zu den Frauen kam und Wein mit ihnen trank, sprach die Königin: „Nun ist West- und Südwind und schöner warmer Sonnenschein und zuweilen ein kleiner Regen und schön in Osten und Norden; nun werden wider die jungen Harlungen kommen, vor denen kein wildes Tier und kein Waldvogel und keine meiner Frauen Frieden hat, und über welche mir wahre Botschaft gebracht wurde, daß sie darauf denken, mir selber Schmach anzutun." — Ob dieser Rede kam Ermanrich in großen Zorn und schwur, daß er an keinem Ort die zweite Nacht liegen wolle, wo er die erste gelegen, bis er die Harlungen höher gehängt habe, als je ein Menschenkind gehangen. Das hörte der Pfleger der Harlungen, der zugegen war, und ritt Tag und Nacht, um seine Herren zu warnen. Als er an den Rhein kam, wollte er nicht des Schiffes warten, sondern schwamm durch den Strom und zog sein Roß nach sich. Die Harlungen liefen ihm entgegen und fragten, warum er solche Eile habe. „Große Not treibt mich," sprach der treue Mann, „König Ermanrich ist auf der Fahrt hierher mit seinem Heer und will euch erschlagen. Rettet euch!" Aber die jungen

Fürsten wollten nicht fliehen und hofften mit ihrem Oheim versöhnt zu werden. Sie sandten Boten nach ihren Mannen, zogen die Brücke vom Graben auf und waren entschlossen, die Burg zu wehren. Da kam König Ermanrich vor seinem Heer mit dem Banner geritten, sprengte an den Graben und schoß die Bannerstange hinein in die Burg. „Herr, was gibst du uns Schuld?“ fragte der eine der Jünglinge. — „Was ich euch auch Schuld gebe,“ rief der König, „ihr sollt heute noch am höchsten Baume hangen, den ich finde.“ — „Teuer sollst du uns erkaufen,“ ward ihm zur Antwort, „und manchen tüchtigen Helden verlieren.“ — Aber die Wurfmaschinen des Königs schleuderten Feuer über die Mauern, daß bald Burg und Stadt in Flammen aufloderten, und der treue Pfleger seine Herrn bat, mit Ehren zu sterben. Da brachen die jungen Helden aus dem Tor und erschlugen manchen Kriegsmann Ermanrichs, wurden aber schließlich gefangen und gehängt, wie es Sibich angestiftet hatte (Raßmann, die deutsche Heldensage, Hannover 1858, II, 571. 575 ff.).[104] In der deutschen Sage ist Breisach die Burg der Harlungen, wo die Untat geschah.[105]

Die bedeutendste Gestalt der Harlungensage war der treue Meister, in Deutschland Eckart, Eckehart geheißen, das edle Gegenbild des ungetreuen Sibich, sprichwörtlich schon im 11. Jahrhundert, wo Kaiser Heinrich III den Markgrafen Ekkihard II von Meißen „seinen treuesten treuen Eckart“ nannte. Leider sind die Lieder, welche im 13. Jahrhundert die Fahrenden von ihm sangen und sagten, spurlos verschollen; er tritt nur da und dort als Nebenperson in die Dichtungen der Dietrichsage ein. Aus der trümmerhaften Ueberlieferung läßt sich soviel deutlich erkennen, daß der treue Mann nach der Ermordung seiner jungen Herrn an den Kämpfen Dietrichs gegen Ermanrich

Teil nahm und an dem dämonischen Sibich die gerechte Strafe vollstreckte, während Ermanrich den Rächern Swanhilds zum Opfer fiel. [106]

Das feindliche Paar, Eckehart und Sibich, worauf, wie es scheint, das Hauptgewicht der ursprünglichen Harlungensage ruhte, läßt einen entschwundenen dualistischen Mythus ahnen, der sich noch in deutschen Märchen und Sagen andeutet und im Norden neben der entlehnten Ermanrichsage selbstständige Gestalt gewonnen hat: Der König Sigar von Dänemark hatte zwei Ratgeber; der eine hieß Bilwis (Bilvisus) und hatte seine Freude daran, Feinde zu versöhnen, der andere Bölwis (Bolvisus), der war blind und böse und darauf bedacht, zwischen Freunden Unfrieden zu stiften. So entzweite er die Söhne Sigars mit den Söhnen Hamunds, deren einer, Hagbarth, mit Sigars Tochter Sygne in heimlichem Liebesbunde lebte. Während des unheilvollen Zwistes, in welchem auf beiden Seiten Söhne der feindlichen Häuser gefallen waren, schlich sich Hagbarth in Frauentracht zu Sygne, wurde aber von den Mägden verraten und nach tapferer Gegenwehr gefangen. Eine Volksversammlung wurde berufen, über sein Schicksal zu entscheiden, und Bilvis riet, lieber des Jünglings Heldenkraft sich dienstbar zu machen, als grausam gegen ihn zu verfahren. Aber der blinde Bölvis kam hinzu und verdächtigte den wohlgemeinten Rat. „Wie kann Sigar," rief er, „gerechter Rache vergessen und dessen schonen, der ihn nicht allein seiner Söhne beraubt, sondern auch durch die Verführung seiner Tochter entehrt hat?" Dieser aufreizenden Rede stimmte die Mehrheit bei: Hagbarth wurde gehängt, und Sygne verbrannte sich in ihrem Frauenhaus (Saxo Grammaticus, ed. Müller, Havniæ 1839, p. 340 ff.) [107] Obgleich sich diese Sage von der nur lückenhaft überlieferten Harlungensage durch Abrundung und Klarheit der

Motive vorteilhaft unterscheidet, so läßt sich doch eine gewisse Familienähnlichkeit beider nicht verkennen. Die ungleichen Ratgeber, welche hier die sprechenden Namen „Führer zum Guten" und „Führer zum Bösen" tragen, stehen neben dem König Sigar wie Eckehart und Sibich neben Ermanrich; statt eines Brüderpaars ist hier das Opfer des bösen Rats nur ein einziger junger Held, den ein Wagniß der Liebe an den Galgen bringt; es ist jedoch wohl der Beachtung wert, daß auch die — in der nordischen Ueberlieferung nur skizzenhaft angedeuteten — Anschuldigungen gegen die jungen Harlungen erotischer Art waren.

Steht der treue Eckart schon in der Heldensage in halbmythischem Dämmerlicht, so erscheint er in der noch lebenden Volkssage vollends als rein mythisches Wesen. Allbekannt sind die Erzählungen vom treuen Eckart, dem Warner der Menschen, der vor dem wilden Heere mit weißem Stabe hergeht oder vor dem Venusberge sitzt, um die Lüsternen vom Eintritt abzuhalten. In der Vorrede des alten Heldenbuchs heißt es: Man vermeint auch, der getreue Eckart sei noch vor Frau Venus Berg und soll auch da bleiben bis an den jüngsten Tag und warnet alle, die in den Berg gehen wollen. Darauf bezog sich das altdeutsche Sprichwort: Du bist der treue Eckart, du warnst jedermann. Noch im 17. Jahrhundert hielt man das Ohrensausen für das Flüstern des warnenden Eckart. Er war der sorgsame Schutzgeist der Sterblichen. [108]

Dieser Warner im wilden Heer und am Venusberg ist übrigens nicht allgemein germanisch, selbst nicht allgemein deutsch; der gesammte Norden, Niderdeutschland wie Scandinavien und England, und der Südosten, Baiern und Oestreich, wissen nichts von ihm. Er fehlt ebensowohl der Sage von Frau Goden wie der von Hackelberg und vom Rodensteiner. Nur Türingen

mit den Nachbarländern, und der Südwesten Deutschlands, Schwaben und die Schweiz, kennen ihn.

Noch beschränkter ist das Gebiet, in welchem dieser Warner den Namen Eckart führt. Zwar liegen auch im Breisgau der Eckartsberg und der Venusberg scheinbar bedeutsam beisammen: Eckartsberg heißt der südliche Hügel der Stadt Breisach, jetzt verödet, als Burg in einer Urkunde des 12. Jahrhunderts genannt; von einem Venusberg bei Breisach und seinen schlafenden Rittern kannte Fischart Lieder und Sagen.[109] Allein keine alemannische und schwäbische Sage gibt dem Warner den Namen des so wohlbekannten alemannischen Helden. Im wirtenbergischen Schwarzwald heißt er einfach der Ermahner (E. Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben I, 134), im Elsaß hat er gar keinen Namen; im Bühler Tal ist es ein Engel (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, Freiburg 1861, I, 36); nach andern schwäbischen Sagen ist es der wilde Jäger, der Schimmelreiter selbst, welcher den warnenden Ruf ausstößt (eb. I, 33). In der Lausitz ist es der heilige Bonifaz, in Böhmen ein namenloser Greis, in Churrhätien ein großer schwarzer Mann.[110] Eckart heißt er nur in Türingen. Türingisch ist der Hörselberg, Frau Holles Wohnung, wo der treue Eckart sitzt, und türingisch die Sage von Frau Holles Weibern und den Bierkrügen der Kinder, durch Goethes Gedicht bekannt; eine der höchsten Spitzen des Türingerwaldes heißt der Eckartsberg.[111]

Die mythische Bedeutung des warnenden Eckart ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Jakob Grimm denkt an einen heidnischen Priester, der die Göttin bei ihrer Umfahrt begleitete (Mythologie 888). Mannhardt legt das Hauptgewicht auf den Gegensatz des treuen Eckart zur Frau Holle und dem wütenden Heer und schließt daraus, daß Eckart in der Zeit des Heidentums, ehe sich die Göttin in eine teuflische Dämonin verwandelt hatte, das Gegen-

teil von heute, der die Wolkengöttin gefangen haltende und vom Zugang zu den Menschen abschneidende Dämon gewesen sei, den das Christentum, sobald ihm Holda als heidnische Göttin zur Teufelin geworden war, wegen seines Gegensatzes zu ihr als woltätige Macht aufgefaßt habe (Germanische Mythen, Berlin 1858, p. 93). Auch Schwartz hält ihn für ein Gewitterwesen (Ursprung der Mythologie 244). Wolf dagegen möchte in ihm den das Heer in die Schlacht geleitenden Priester sehen (Beiträge zur deutschen Mythologie II, 159). Die dürftigen Ueberreste des Mythus bieten zu wenig Anhaltspunkte dar, um eine Entscheidung über diese verschiedenartigen Deutungen zu begründen. Wir müssen uns vorläufig mit dem Nachweise begnügen, daß zwar in den verschiedensten deutschen Gegenden Warnungsrufe des wilden Heers bekannt sind, daß aber nur in Südwestdeutschland und Türingen das Warneramt in einer besondern mythischen Person concentriert ist, auf welche in Türingen der Name des treuen Eckart aus der Heldensage übergegangen ist, wie anderwärts der wilde Jäger den Namen Dieterichs von Bern angenommen hat. [112]

Wie die alemannische Sage von den Harlungen an den großen Völkerkönig des Ostens Ermanarich, so knüpft sich die Sage von Walther und Hildegund an den Hunnenkönig Attila, der als Kriegsherr zahlreicher germanischer Stämme in deutschen Liedern fortlebte und zu einer Hauptperson der deutschen und nordischen Heldensage geworden ist.

Die Erinnerung an den furchtbaren, einer Sinflut gleichen Einbruch dieses gewaltigen Mannes zitterte Jahrhunderte lang in Deutschland nach und wurde durch den Ungarnschrecken unter den sächsischen Kaisern so nachhaltig aufgefrischt, daß der Name der mit den Ungarn identificierten Hunnen bis auf den heutigen Tag im Volke nicht erloschen ist. Auf das Ochsenfeld bei

Thann, den alten Walplatz Cäsars, verlegt die elsäßische Sage einen entsetzlichen Kampf Attilas, wo unter den Hufen der Hunnenrosse das Gras für immer verdorrt sei (Steger, das Elsaß 43). Auch die Hundsgaß beim Schloß Heidweiler, eine kleine Anhöhe, wo menschliche Gebeine und Waffen gefunden wurden, — wahrscheinlich ein Kirchhof aus der Merowingerzeit, — hat nach der Volksetymologie ihren Namen von einer großen Hunnenschlacht, in welcher die Einwohner massenhaft zusammengehauen worden sein sollen (Stöber, Das vordere Illtal, Mülhausen 1861, p. 103. 117). Straßburg selbst leitete seinen Namen von der Kreuzstraße ab, welche der hunnische Eroberer durch seine Mauern habe brechen lassen,[113] und der rote Querbalken im Wappen der Stadt wurde auf den Blutstrom gedeutet, welcher damals durch die Gassen geflossen sei. Ein altes Brustbild am Kronenburger Tor galt für das des furchtbaren Hunnenkönigs.[114]

Es war um die Zeit der Verheerung Alemanniens durch die Ungarn (925), daß der junge Mönch Eckehart von St. Gallen die deutsche Sage von Walther und Hildegund in virgilianisches Latein umzudichten bemüht war. Gerald, der Meister der Klosterschule, nahm das Schulgedicht in langjährige Pflege, und noch hundert Jahre später feilte ein anderer Eckehart, der Chronist des Klosters, daran, um die für ein feineres Ohr störenden Germanismen auszumerzen.[115]

Dieses Lieblingsbuch der Benediktiner von St. Gallen hatte ohne allen Zweifel ein nunmehr verschollenes altdeutsches Heldenlied zur Vorlage. Aus den lateinischen Mönchsversen bricht die rauhe und schlichte Kraft der germanischen Heroenzeit. Trotz seiner fremden Form steht der Waltharius an altertümlich deutschem Gepräge allen späteren Dichtungen, auch dem Nibelungenlied, weit voran. Zwar hat der lateinische Dichter, wie er die Sprache Virgils nachahmte,

auch das Costüm seiner deutschen Helden zum Teil antikisiert: er spricht von Roßschweifen auf den Helmen, von vergifteten Pfeilen, von siebenfachen Schilden; er läßt wie Homer und Virgil die Besiegten um ihr Leben flehen, was der lachenden Todesverachtung der Germanen durchaus widerspricht. Allein die Nachahmung der classischen Muster berührt das Gedicht doch meist nur äußerlich; der Geist desselben ist echt germanisch geblieben, und der Waltharius in seinem virgilianischen Redeschmuck erscheint nur wie ein mit römischen Beutestücken behangener Germane der Völkerwanderung. Die spätern großen Dichtungen des deutschen Mittelalters stehen leider zu viel unter romanisch ritterlichem Einfluß. Im Waltharius lebt noch die heroische Freude an Kampf und Wunden ohne die höfische Convenienz des Rittertums, da lebt noch die alte deutsche Liebe in schlichter keuscher Kraft ohne die lüsterne Gefühlständelei des Frauendienstes. Ja, neben den weicheren Regungen eines edlen Menschentums überraschen uns befremdend wilde Züge der germanischen Urzeit. Die Fabel ist bei aller Einfachheit reich und mannichfaltig gegliedert; die Handlung wächst von Schritt zu Schritt. Mit den Schrecken des Kampfes versöhnt die heitere Seelenstärke der Haupthelden, für welche es keine Furcht und keinen Schmerz gibt. An poetischem Gehalt, an ruhiger Größe und Gewalt der Darstellung reicht dieses Klostergedicht an das Höchste hin, was unsere epische Dichtung geschaffen.[116]

Der Inhalt ist folgender: Als Attila aus Pannonien heraufzog, beschloß der Frankenkönig Gibicho um die Freundschaft des Unüberwindlichen zu werben, und da sein eigenes Söhnlein Gunthari der Mutter noch nicht entbehren konnte, sandte er ihm als Geisel einen Knaben edeln Geschlechts, Hagano, mit unermeßlichen Schätzen. Seinem Beispiel folgte Herrik, der König von Burgund, der zu Cabillonum (Chalons an der

Saone) saß, und überantwortete dem Hunnen seine Erbtochter, die schöne Hildgund. Der König von Aquitanien endlich, Albhere geheißen, stellte seinen jungen Sohn Walthari, der schon im Kindesalter mit Hildgund verlobt worden war. Fröhlichen Herzens zogen die Hunnen heim, und Attila ließ die Knaben wie seine eigenen Erben erziehen. Sie wuchsen heran, an Kraft die Starken, an Geist die Weisen überflügelnd, und erwarben sich in den Heerzügen den höchsten Ruhm und die Liebe des Königs. Auch die Jungfrau stieg in der Gunst der Königin Ospirin bis zum Amte der Schatzmeisterin.

Mittlerweile war der Frankenkönig Gibicho gestorben, und sein Sohn Gunthari verweigerte den Hunnen den Zins. Kaum hörte das Hagano, so entfloh er nächtlicher Weile, während Walthari auf einer Heerfahrt abwesend war. Von da an duldete es auch diesen nicht länger am Hunnenhof. Als er eines Tags siegreich von einem neuen Kriegszug heimkehrte, fand er in des Königs Gemach Hildgund allein. Er bat sie um einen Becher Wein und führte ihn mit der einen Hand zum Mund, während er mit der andern die Hand der schweigenden Jungfrau umschlossen hielt. „Gleiche Verbannung dulden wir schon so lange Zeit,“ begann er, „und wissen doch wohl, was unsere Väter dereinst unter sich vereinbart. Warum sprechen wir nichts darüber?“ — Sie nahm seine Rede für Scherz; er aber fuhr beteuernd fort: „Ferne sei, daß ich dir heuchle! Wir sind allein; wüßte ich, daß du gleichen Sinnes mit mir wärest und mir Treue halten wolltest, so würde ich dir meines Herzens geheime Gedanken vertrauen.“ — Da neigte sie sich demütig vor ihm und sprach: „Herr, ich werde dir folgen, wohin du mich rufst.“ — „Oft denke ich,“ fuhr er fort, „der verlassenen Heimat und wäre längst entflohen; aber es schmerzte mich, daß Hildgund allein zurückbleiben sollte.“ — Darauf verabredete er mit ihr, wie sie sich zur Reise rüsten

Alter der Riesen als der Erstgeborenen der Welt ist im Gedächtniß geblieben. Sie gelten für die ausgestorbenen Ureinwohner des Landes; die ältesten Bauten sind ihr Werk. Nach ihnen heißen die großen Todtenhügel aus keltischer Zeit Hünengräber. Auf dem Berg Hohenack (bei Baroche westlich von Colmar) liegt ein Riese im Hügelgrab; sein Atmen und Stöhnen hört man weit in den Tälern (Stöber, Sagen 97). Sieben Erdhügel im Kastenwald bei Andolsheim (zwischen Colmar und Neu-Breisach) bilden die Gruft eines ungeheuren Riesen. Oft verfolgt er die Leute unsichtbar; man hört es am furchtbaren Rauschen und Getöse in Büschen und Bäumen (eb. 88). Unter einem gewaltigen Steinhaufen auf dem hohen Nollen im Breuschtal fand man vor dreißig Jahren das Gerippe eines Riesen, welcher Räger hieß (eb. 194). Gewöhnlich werden fossile Knochen vorweltlicher Ungetüme für Riesenknochen gehalten. Ein solcher hängt noch unter dem Tore des Spitals von Schlettstadt und gilt beim Volk für einen Ueberrest des Riesen Schletto, der sich zuerst an diesem Ort aus weither geschleuderten Felsblöcken ein Haus gebaut habe. [86]

Neben diesen Sagentrümmern hat uns das Elsaß die lieblichste aller Riesengeschichten erhalten, die bekannte Erzählung vom Riesenspielzeug. In einem Seitentale der Breusch liegen die Trümmer der Burg Nideck auf einem hohen Felsen über einem wilden Wasserfall. In den Zeiten, da noch die Riesen in den Bergen hausten, kam einst von dort ein Riesenfräulein an einem Frühlingstag aus ihrer Wildniß neugierig in das sonnige Haslacher Tal, wo eben das Feld bestellt wurde. Verwundert erschaute sie zu ihren Füßen die Bauern und die Rößlein am Pflug, was ihr alles etwas neues war. Das nehm ich mit, dachte sie, kniete nider und strich alles zusammen in ihre Schürze. Vergnügt lief sie heim aufs Schloß. Wo die Menschen mühsam

den steilen Waldweg emporklettern müssen, mit einem Schritt war sie oben. Ihr Vater, der eben am Tische saß, sah ihr die Freude aus den Augen leuchten und fragte, was sie Zappliches im Fürtuch mitbringe. „Ein Spielzeug," rief sie, „so niedlich, wie ich noch keines gehabt." Damit stellte sie die Männlein und ihre Gespanne säuberlich auf den Tisch, lief herum und schlug lachend in die Hände. Vater Riese aber hob den Finger auf und sprach: „Kind, da hast du was Schönes angerichtet. Trag nur Alles gleich wider hin, wo du es genommen hast!" Das Fräulein weinte; aber der Vater fuhr ernsthaft fort: „Nicht gemurrt! Die Menschen sind kein Spielzeug. Baut nicht der Bauer sein Ackerfeld, so fehlt es uns an Brod in unserem Felsennest" (Stöber, Sagen 202).

Diese reizende Sage wurde von Frau Charlotte Engelhardt entdeckt, welcher sie ein Förster in der Umgegend von Nideck erzählte. Sie verfaßte darüber ein anmutiges Gedicht in Straßburger Mundart und teilte es Jakob Grimm mit, der die Sage in seine Sammlung aufnahm (N. 17) und das Gedicht in seiner deutschen Mythologie abdruckte (p. 505). Chamisso, Rückert und Andere haben hiernach den Stoff dichterisch behandelt.[87]

Die Sage taucht auch in andern deutschen Gegenden, auch in Estland und Finnland auf. In der Mehrzahl ihrer Versionen spricht Vater oder Mutter des Riesenfräuleins eine ahnungsvolle Scheu vor den „Erdwürmern", den Menschen, aus. „Trag sie fort, mein Kind," lautet die Weisung, „das sind unsere Vertreiber!" Aehnliches wird auch ursprünglich in der elsäßischen Erzählung der Vater gesagt haben. Die Riesen, als Vertreter der wilden Natur die Urbewohner der Erde, müssen trotz ihrer Größe und Stärke vor der winzigen, aber rastlosen Culturarbeit des Menschengeschlechts entweichen.[88]

In christlicher Zeit ist an die Stelle eines Riesen vielfach

der Teufel getreten. Bei Sulzeren im Münstertal liegen mächtige Felsblöcke bis gegen den grünen See hin. Hier hatte der Teufel dereinst ein großes Schloß, das er in einer Aufwallung des Zorns selbst zerstörte. Die Trümmer warf er mit gewaltigen Armen in den See (Alſ. 1856—57, p. 136), unverkennbar ein alter Rieſe. Aus dem Rollentausch dieser mythischen Wesen ist auch der Ausspruch des Teufels zu erklären, den er gegen Christus bei der Versuchung getan haben soll: „Das Städtlein Barr ist mein Erbe von meiner Großmutter her“ (Alſ. 1853, p. 136). Wie käme der Teufel zu dieser für die Einwohner von Barr anscheinend nicht sehr schmeichelhaften Behauptung, wäre er nicht der Rechtsnachfolger der alten Riesen, der Autochthonen des Landes? Ebenso verhält es sich mit dem Tal im Sundgau, wohin der Teufel einst seufzend und keuchend das Dörfchen Pfirt auf dem Rücken geschleppt hat. Damals, so erzählt man, schenkte er das Tal seiner Großmutter, und sie soll sich dessen seitdem noch nicht entäußert haben (Alſ. 1854—55, p. 190). Das Herbeischleppen des Dorfs und der Anspruch auf Grund und Boden sind deutliche Züge einer Riesensage. Des Teufels Großmutter selbst ist bekanntlich auch nicht aus der Bibel geschöpft: sie entspricht den Riesenmüttern und -Großmüttern der altnordischen und angelsächsischen Mythen und ist unzweifelhaft deutschen Geblüts.

Am reinsten unter allen mythischen Gestalten haben sich in der Ueberlieferung die nideren göttlichen Wesen, das stille Volk der Unterirdischen, der Zwerge und Bergmännlein erhalten. Zwerge und Bergmännlein heißen sie im Elsaß und in Schwaben; Wichtel in Hessen, Türingen, Franken, Baiern und Tirol; Elben, Elwen in Niderdeutschland, englisch Elfen. In diesen Geistern der kleinen Natur leben uralte Vorstellungen von den Seelen der Verstorbenen, welche in Kindergestalt im Innern

der Berge hausen und an den Schicksalen der Lebenden wohlwollenden, hilfreichen Anteil nehmen. Arbeitsam und kunstreich lieben sie menschliche Hantierung und bringen in anspruchsloser Milde den Armen von ihrem Vorrat. So leben sie noch in den Volkssagen des Münstertals: dort steht ein hoher Berg, das Kerbholz geheißen, mit würzigen Weidekräutern übergrünt. In den zahlreichen Sennhütten werden die altberühmten Münsterkäse bereitet. Vom 1. Mai bis zum letzten September verweilen dort alljährlich die Sennen mit ihrem Vieh. Doch die übrige Zeit, wo sie im Tale überwintern, stehen die Sennhütten nicht leer. Denn die rüstigen Zwerge, die im Berge hausen, kommen dann hervor, stellen ihre stattlichen Kühe in die Ställe und bereiten noch viel schmackhafteren Käse, als es die besten Sennen vermöchten. Oft steigen sie nachts über den krachenden Schnee ins Tal herab zu den armen Leuten in den Hütten und legen ihnen unbemerkt frische Butter und Käslaibe auf den Tisch (Stöber, Sagen 91).

Wenn ein gutes Weinjahr bevorsteht, so hört man im Brunnstadter Rebhügel bei Mülhausen zur Zeit der Traubenblüte den Lärm eines lustigen Festes; da freuen sich die Naturgeister mit dem Menschen. Gläser klirren, und ein elbischer Spielmann, das Weingeigerlein, fiedelt zum Tanz (eb. 14). Verwandt mit diesem unterirdischen Musikanten im Sundgau ist das Schellenmännlein auf den Ettendorfer Hügeln bei Hochfelden im Unter-Elsaß, das zur Zeit der Rebenblüte mit hellen Silberglöcklein durch die Weinberge wandelt und guten Wein verheißt, zuweilen auch wohl an eine Rebenlaube gelehnt eine Traube in eine Schale zerpreßt, in schlechten Weinjahren dagegen still und traurig am Raine sitzt und die Vorübergehenden schüchtern anblickt (eb. 263). [89]

Doch nur selten sind die Sagen in Deutschland, welche

vom Erscheinen der Zwerge in der Gegenwart wissen; die meisten berichten, daß die gutmütigen Zwerge ausgewandert seien oder sich tiefer in die Erde gezogen haben. Wie alle heidnischen Wesen stört auch sie Glockengeläute; wie die Riesen verdrießt sie das Ausreuten der Wälder, und der Lärm der modernen Industrie ist ihnen verhaßt. Aber am schmerzlichsten berührt sie unehrerbietige Neugierde und frivoler Spott der undankbaren Menschen. Wie schön sie nämlich auch von Angesicht, und wie zierlich sie von Gestalt sind, ein unheimliches Erbteil des Heidentums tragen sie noch an sich: ihre Füße sind meist von tierischer Bildung, Geißfüße, Gänsefüße, uralte Natursymbole, welche sie mit der bekannten Königin Gänsefuß (Reine pédauque) und den Schwanjungfraun gemein haben (s. Schwartz, Ursprung der Mythologie, Berlin, 1860 p. 216 ff.). Aus Scheu vor dem entfremdeten Volk, das für die Heiligkeit und den guten Sinn dieser Symbolik kein Verständniß mehr hat, suchen sie die ungestalten Füße unter langen Mänteln zu verdecken. Aber der Mutwille des jungen Geschlechts profaniert das Geheimniß; im gestreuten Mehl oder Sand werden die verräterischen Fußstapfen erkannt, und vor dem Gelächter entweichen die gekränkten Zwerge auf immer.

So ergieng es auch bei Pfirt, wo in der Wolfshöhle zwischen den Felswänden der Heidenflühe vor vielen hundert Jahren das Zwergenvolk unzählige Steinkämmerlein bewohnte. Sie hausten daselbst einträchtiglich je ein Männlein und ein Weiblein; all ihr Hausrat war von blankem Silber. In ewiger Jugend blühte ihre niedliche Gestalt, und ihre Augen gaben einen eigentümlichen Schein wie glitzernde Sterne. Sie waren alle kinderlos und kamen gern aus ihrer Abgeschiedenheit, um mit den Menschen zu verkehren, deren Sprache sie mit feiner wohlklingender Stimme nachahmten. Zur Zeit der Ernte strömten sie in buntem Ge-

wimmel aus den Berghöhlen hervor und stellten sich mit ihrem blinkenden Feldgeschirr in die Reihen der Schnitter. Fast jede Haushaltung in den umliegenden Dorfschaften hatte ihr Zwergenpärchen, das an all ihren frohen und traurigen Begegnissen Anteil nahm und bei jedem Besuch reiche Geschenke für Jung und Alt zurückließ. Bei Kirchweih- und Hochzeitschmaus saßen die Zwerge auf dem Ehrenplatz und wurden mit dem besten Bissen, mit dem süßesten Most bewirtet. Aber eines fiel auf: ihre langen Röcke reichten bis auf den Boden, und nie zeigten sie ihre Füße. Da stiegen eines Morgens vor Sonnenaufgang einige Mädchen aus Neugierde zur Wolfshöhle hinauf und streuten auf die Felsenplatte vor dem Eingang feinen Sand. Sobald die Sonne in die Höhle schien, kamen die Bergmännlein und Bergweiblein paarweise heraus und giengen lustwandeln im Wald. Da sahen die Mädchen, die sich im Gebüsch versteckt hatten, lauter Spuren von Geißfüßen im Sande und schlugen ein schallendes Gelächter auf. Die Bergmännlein wandten sich um, erkannten die Arglist und kehrten mit traurigen Mienen in die Höhle zurück. Seit jenem Tag hat sie niemand mehr gesehen (Stöber, Sagen p. 4). [90]

Die alte Anhänglichkeit der Heidengötter an ihr abtrünniges Volk, mit dem sie wenigstens incognito zusammen leben möchten, und ihr wehmütiges Scheiden aus der nüchternen pietätlosen Welt könnte nicht glücklicher gezeichnet sein.

Wie in niderdeutschen und englischen Sagen Elben im Liebesverhältniß zu sterblichen Weibern stehen, so weiß man auch bei den Silbergruben von Mariakirch in den Vogesen von einem Berggeist zu erzählen, der sich in die schöne Tochter eines Bergmanns verliebte. Da sie ihn verschmähte, verschüttete er die Gruben, kam noch einmal hervor, um dem Mädchen eine silberne Rose zu schenken, und verschwand dann für immer. Die Rose

soll noch heute im Besitz der Nachkommen des Mädchens sein und durch Oeffnen oder Schließen ihrer Blätter Glück oder Unglück der Familie voraus verkünden (Stöber, Sagen 119). Aus solchen Sagen von Liebschaften zwischen Elben und menschlichen Weibern sind die Buhlernamen des Teufels in den Hexenprocessen entlehnt, im Elsaß z. B. Peterlin, Blümlin, Federspiel, Rotmennlin, Kreutlin, Gräslin, Roslen, Heberlin, Vögelin u. s. w. (Alsatia 1856—57, p. 282. 333), welche Jakob Grimm gewiß mit Recht als ursprüngliche Elbennamen bezeichnet hat (Deutsche Mythologie p. 1015 f.).

Auf alten Cultus der Elben ist in Deutschland ein vielverbreiteter Brauch zurückzuführen, der auch im Elsaß noch vorkommt, das Steintragen nach bestimmten heiligen Orten. Es ist allgemein menschlicher Glaube, daß würdige Bestattung das Recht und die Ehre des Todten sei; auch der kleinste Beitrag zur Vergrößerung seines Gedächtnißmals, eine Handvoll Erde, ein Stein auf den Grabhügel geworfen, erfreut die Seele des Verstorbenen, daher fast bei allen Völkern der Welt den Gräbern solche Todtenopfer von Vorübergehenden gespendet werden, in den indogermanischen Ländern ebensowohl wie an den Quellen des Nil, in der mongolischen Wüste und in Peru. Die Elben, welche ursprünglich nichts anderes als Menschenseelen waren, behielten auch in ihrer mythischen Metamorphose ihr altbeliebtes Steinopfer; noch heute rufen dabei die tirolischen Kinder im Vintschgau: „Ich opfere, ich opfere den wilden Fräulein," d. h. den Elbinnen (Wolfs Zeitschrift II, 61). Unter den christlichen Wallfahrern hat das Steintragen die Bedeutung einer Bußhandlung angenommen. So konnte man noch vor wenigen Jahren auf dem Britzgyberg bei Illfurt, wo einst die Kapelle des sundgauischen Heiligen Präjectus oder St. Prix gestanden hatte, unbehauene Steine aufgehäuft sehen, welche die Wallfahrer von der Ebene

hinaufgetragen hatten. Ohne Zweifel war der Britzgyberg ein heidnischer Opferplatz gewesen; darauf deutet auch die Sage, daß man zuweilen auf seiner Spitze Feuer erblickt, um welche Gestalten schweben (Stöber, Das vordere Illtal, Mülhausen 1861, p. 32 f.). Auch an der sogenannten hangenden Kapelle des Odilienbergs haftete dieser Brauch, nur daß er hier den Charakter eines heitern Auguriums angenommen hatte: heiratslustige Mädchen beluden sich um die Wette mit Steinen, so groß und so schwer sie dieselben zu tragen vermochten, und umgiengen damit den schmalen Pfad, der um die Kapelle führt. Diejenige, welche diesen Umgang am längsten aushalten konnte, war sicher, in Jahresfrist einen Mann zu bekommen. Für den heidnischen Ursprung des Steintragens spricht, daß der Brauch noch am sogenannten Hexentisch üblich ist, einem im Rimbacher Tal am Fuße des Sulzer Belchen liegenden Felsblock, der in keinerlei Beziehung zu christlichem Cultus steht (Stöber a. a. O. 34). [91]

Neben die schönen und freundlichen Erdgeister stellte die alte Mythologie in naturgemäßem Dualismus noch ein Geschlecht von häßlichen bösartigen Zwergen, im Norden die Schwarzalfen neben die Lichtalfen, diese den Göttern, jene den Riesen verwandt. Von den menschenfeindlichen elbischen Wesen hat sich im Elsaß nur eines erhalten, der Alp schlechthin, jener allbekannte Dämon, der sich dem Schläfer auf die Brust kauert. Seine mythische Natur hat er am besten in Weißenburg bewahrt, wo er als zwergartiger Unhold im gewölbten Gang unter dem Nußwall haust und von dort hervorschleichend den Schlafenden sich aufs Herz setzt. Er hat das Käppchen immer „letz“ (verkehrt) auf, daher heißt er Letzekäppel. Wer es ihm abnimmt und recht aufsetzt, wird sogleich von ihm befreit (Stöber, Sagen 349). Das ist noch eine Erinnerung an die Tarn-

kappe der Zwerge und Elfen, welche den Träger unsichtbar macht. Wer dem Elfen das Käppchen vom Kopf schlägt, sieht ihn und bekommt ihn in seine Gewalt.[92] Der Name Letzekäppel wird im Elsaß auch in Letzel abgekürzt; das Bild des Unholds aber hat sich meist verwischt. In Buchsweiler z. B. versteht man unter Letzel ein Tier von unbestimmter Gestalt, das sich in einen silbernen Schwanz endigt. Von Kindern, welche nicht gedeihen, sagt man: Das Letzel säuft an ihnen (Stöber, eb. 278). Auch im Sundgau hat das die Schläfer drückende Wesen unbestimmte zusammengeknäuelte Tierform (ebenda 30), heißt aber wie in der Schweiz Doggele. Man malt zur Abwehr ein Hexagramm an die Türe oder hängt zwei gekreuzte Degen in die Stube oder legt sie in die Wiege des leidenden Kindes; denn Stahl wirkt nach dem Volksglauben entzaubernd. Im Münstertal trägt der Alp noch einen alten Koboldnamen: Schrätzmännel (ebenda 92); Schrettele heißt er in Schwaben — altdeutsch schrat elbischer Geist, schretelîn Zwerg — daneben Rettele. Dieß ist das Straßburgische Rätzel (ebenda 279), das auch Goethe in Bezug auf seinen Freund Meyer aus Lindau braucht: „seiner ganzen Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein Räzel war, d. h. daß seine Augenbrauen über der Nase zusammenstießen, welches bei einem schönen Gesichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt“ (Wahrheit und Dichtung, 9. Buch).[93] Zusammengewachsene Brauen sind ein dämonisches Abzeichen; in Dänemark kennzeichnen sie den Werwolf, in Griechenland den Vampyr, der dem deutschen Alp verwandt ist. Neben dem eigentlichen Dämon üben zauberkundige Menschen, besonders Hexen, Truden oder Mahrten, den Alpdruck aus, und solche erkennt man an den zusammengewachsenen Brauen.

In Schlettstadter Hexenakten vom Jahr 1630 hat der Teufel die Rolle des Alp übernommen. Er setzt sich einer gefangenen Hexe nachts im Kerker auf die Brust und droht sie zu ersticken, daß man weithin ihr Geschrei hört; ein andermal kommt er im Beisein der Wächter als große Katze, ein drittesmal als ungeheure Spinne, all dieß Gestalten, unter welchen der Alp aufzutreten pflegt (Dorlan II, 222). Als schwarze Katze erwürgte der Teufel im Jahr 1477 den Fürstabt von Murbach, Bartholomäus von Andlau, welcher „erschröckliche casus“ in der Chronik der Dominikaner von Gebweiler zu lesen ist (Ausgabe von Moßmann, Guebwiller 1844, p. 86).

Das germanische Heidentum liebte Darstellungen aus der Elben- und Koboldwelt. Die Kinder spielten mit kleinen Elbenbildern; daher heißen die Puppen noch heute Docke (ursprünglich Klotz, der drückende Alp, Doggi), Wichtel, Tatermann (Grimms Myth. 409. 469. 471). Bei Maskenscherzen spielten Verkleidungen in Koboldgestalt eine Hauptrolle. Der allgemeine Name für Poltergeist war Butz oder Putz (von biuzen, bôzen, klopfen); noch heute heißen so die elbischen Wesen in Tirol und Vorarlberg; daher der Ausdruck butzen, sich als Elbe, als Kobold verkleiden, unser heutiges putzen. Faselbutz heißt in Schwaben ein als Kinderscheuche Verkleideter. Auch das Wort vermummen geht auf den alten Elbennamen Mumme, Mummel zurück, der noch in Mummelsee erhalten ist. Beide Koboldnamen verbindet der Straßburger Ausdruck Butzemummel für Popanz.[94]

Zu den unheimlichen Naturgeistern gehören auch die Nixen, die tückischen Bewohner der Gewässer. In altheidnischer Zeit scheint man ihnen, um ihre Mordlust zu stillen, an bestimmten Festtagen Menschen geopfert zu haben; darauf deutet wenigstens die allverbreitete Ueberlieferung, daß ein See oder Fluß an gewissen Tagen sein Opfer haben wolle. Der weiße See im

Urbistal, so erzählen die Elsäßer, war einst von trüber grauschwarzer Farbe; an seinen Ufern standen die Blumen und Bäume welk und dürr; die Fische trieben todt auf der Oberfläche hin; kein Vogel kam, sich am Strande zu baden, kein Wild, seinen Durst zu löschen, und eine bösartige Seuche wütete im ganzen Land. Da erkannte man dieses Elend als eine Strafe des Himmels und meinte, sein Zorn könnte nur besänftigt werden, wenn man ein unschuldiges Kind im See ertränkte. Allein keine Mutter wollte das ihrige opfern. Da begab es sich, daß ein Geier aus einer benachbarten Burg ein Knäblein raubte, um es in seinen Horst zu tragen. Doch beim Fluge über den See entglitt es ihm und stürzte in das Wasser. Alsbald wurde der See wider klar wie Krystall, seine Ufer begannen wider zu grünen und zu blühen, und Gesundheit und Glück kamen über das ganze Land (Stöber, Sagen 109). Eine Erzählung, wie sie nicht heidnischer gedacht werden könnte.

Die Sage kennt sowohl männliche als weibliche Wassergeister (der Nix und die Nixe). Die männlichen sind altertümlicher und berühren sich mit den Wasserriesen der Urwelt. Solche kennt auch das Elsaß: Im Quadelbach bei Illzach haust ein neckischer Geist, das „Tucherle“ (Taucherlein) geheißen, weil er die Vorübergehenden bespritzt und ins Wasser taucht (Alsatia 1856—57 p. 135). Bösartiger ist der Geist in Lachtleweiher bei Kirchberg, einem Dorf im Masmünstertal, welcher Menschen, die im Elend sind, zum Selbstmord verlockt und über dem Ertrunkenen ein höllisches Gelächter erhebt (Alsatia 1858—61, p. 255).

Lieblich und sinnenreizend, aber seelenlos, kalt und ungetreu wie ihr Element sind die weiblichen Wassergeister, die Nixen. Von ihnen weiß das Elsaß wenig mehr. Nur der eine Zug hat sich erhalten, daß sie kein Senkblei in ihren Gewässern

dulden wollen. Als einst ein Fischer die Tiefe des grünen Sees im Münstertal messen wollte und seinen Floß in die Mitte des Wassers trieb, tauchte plötzlich am heitern Mittag eine Wasserjungfer aus den Wellen auf, hob den Finger und rief ihm in altertümlicher Sprache zu:

Willst du mich ergründen,
So tu ich dich verschlinden! (Alsatia 1856—57, p. 136).[95]

Schrecklicher noch als die Nixen sind die weiblichen Windgeister, die im Kornfeld hausen. Zu Heiligkreuz bei Colmar spricht man von einer wilden Frau, die Kornmutter genannt, und schreckt die Kinder, die immer aufs Feld wollen, mit den Worten: Wart, die Kornmutter nimmt dich! Ein anderes rätselhaftes Wesen wird Schuh oder Ferse geheißen: in der Morgendämmerung braust es gleich der Windsbraut durch die Aehren (Alsatia 1856—57, p. 133). Aehnliche Vorstellungen finden sich in allen deutschen Gauen.[96]

Zu den Felddämonen gehören auch die Weggeister, welche den Wanderer irre führen. Ein solcher ist z. B. das sogenannte „Dambürle" (der kleine Tambour) im Masmünstertal, das in der Waldlandschaft am Wälsch-Belchen die Menschen durch den Zauberschall seiner Trommel zwingt, die ganze Nacht hin und her zu marschieren (Alsatia 1858, p. 255). Die Sage klingt nicht deutsch und stammt auch aus einer Gegend, wo das französische Element überwiegt. Das ist die alte französische Kriegstrommel, hinter welcher dereinst auch so mancher Deutsche in der Irre gieng: nun ist ihre Herrschaft zum Mährlein geworden.

2. Heldensage.

In den bisherigen Sagen erkannten wir den alten Mythus, wie er den christlichen Vorstellungen untermischt oder unter solchen verborgen, die Zeiten des Heidentums um ein Jahrtausend überdauert hat und vom Volk, das sich seiner nicht zu entäußern vermochte, dem Christentum gleichsam einverleibt, ein wesentlicher Teil der christlichen Dämonologie geworden ist. Selbstverständlich erlitt der Mythus hiebei empfindliche Verluste; nicht bloß seine Heiligkeit, auch seine anmutige oder erhabene Poesie, seine trauliche Gemütsinnigkeit und sinnige Bedeutsamkeit, welche schon im alternden Heidentum zu schwinden begannen, verkehrten sich fast durchweg in ihr Gegenteil. Der Sieger hat allen Unterworfenen sein Brandmal auf die Stirne gedrückt, und dieses schattenhafte Zeichen des Ueberlebtseins gibt auch dem schönsten Götterantlitz der Volkssage einen Ausdruck unheimlicher Wehmut. Wenn auch nicht alle vom nächtigen Feuerschein der Hölle angeglüht sind, das Licht, in dem sie scheinen, ist das Spätlicht des verblaßten Tags. Die alten Götter leben noch, aber sie leben wie die Widergänger der nordischen Sage, wie die Todten, die im Grabe keine Ruhe finden: noch sind sie mächtig genug, im Dunkel der Nacht die Menschen zu schrecken; aber die Strahlen des Morgens scheuchen sie hinweg. Ihr Besitz, ihre Herrschaft ist in fremder Hand; sie haben unter den Lebenden keine Stätte mehr.

Ein weit günstigeres Looß wurde dagegen jenen Göttergestalten zu Teil, welche schon in heidnischer Zeit ihrer himmlischen Würde und Unsterblichkeit entkleidet und in die Menschenwelt herabgerückt worden waren. Das sind die Heroen, die Träger der Heldensage. Es ist eine in der Entwicklungsgeschichte des Mythus häufig zu beobachtende Erscheinung, daß ein Gott durch einen andern in Schatten gestellt und aus seiner ursprünglichen Bedeutung verdrängt wird. Man denke z. B. an die vielberufenen Liebschaften des Zeus; jeder dieser Liebesgeschichten liegt eine Göttersage zu Grunde, in welcher nach dem Geschlechtsdualismus der mythischen Anschauung ein männlich gedachtes Naturprincip mit einem weiblich gedachten schöpferisch sich vermählte; in jedem dieser Mythen war das weibliche Princip die ebenbürtige Geliebte, die rechtmäßige Gemahlin des Himmelsgottes. Als aber in der spätern Feststellung der Göttergenealogie eine dieser Gemahlinnen, über welche die Sage den hellsten Glanz verbreitet hatte, zur alleinigen Hausfrau des Donnerers erhoben wurde, sanken die übrigen zu bloßen Nebenfrauen, zu Concubinen herab; einmal ihrer Ebenbürtigkeit verlustig, verloren sie bald auch ihre Göttlichkeit und wurden als sterbliche Frauen gedacht, denen sich der Göttervater in Liebessehnsucht genaht habe. Auch die Söhne, welche sie als Göttinnen dem Gotte geboren, wurden sterblicher Art und traten als Heroen in die Jugendgeschichte der Menschheit ein.

So machte eine ganze Schaar göttlicher Wesen, deren Cultus in Vergessenheit gekommen war, den Proceß der Menschwerdung durch; Erinnerungen und Namen historischer Stammeshelden giengen auf sie über, und aus ihrem Mythus bildete sich durch Einflechtung geschichtlicher Ueberlieferungen die Heldensage. Im Nibelungenlied z. B. knüpft sich der zur menschlichen Sage herabgesunkene Mythus von dem fränkischen Licht-

gott Siegfried an den historischen Untergang des burgundischen Königsgeschlechts in der Hunnenzeit. Fast alle berühmten Namen der griechischen und deutschen Heldensage gehören solchen entthronten Göttergestalten an. Da ihr göttlicher Ursprung noch im Heidentum vergessen wurde, giengen sie durch den Kampf christlicher und heidnischer Vorstellung unverletzt hindurch und retteten wie unter einer schützenden Verkleidung ihre jugendliche Schönheit bis in unsere Zeit, während die Götter, die an ihrer Stelle geherrscht und sich bis zum Untergang des Heidentums behauptet hatten, zu Kinderscheuchen verkümmerten.

So sicher aber im Allgemeinen die Entstehung der Heldensage aus dem Mythus erkannt ist, so schwierig ist es im Einzelnen diese Entstehung nachzuweisen, da in der Regel der ursprüngliche Mythus — schon im Heidentum veraltet — nunmehr völlig verschollen und uns eben nur in der Umbildung der Heldensage erhalten ist. Auch die geistreichsten Conjecturen wirken hier nur wie Zauberspeisen, welche trefflich munden, ohne zu sättigen. Dieß gilt besonders von den im Elsaß einheimischen Heldensagen, welche ich einfach erzählen will, ohne eine Deutung zu versuchen. Für die Sagendeutung noch weit mehr als für die den Kinderschuhen endlich entwachsene Etymologie gilt der Grundsatz des ehrlichen Frisch, lieber eine behutsame Unwissenheit zu bekennen als ein verwegenes Wissen vorzugeben (Teutsch-lateinisches Wörterbuch, Berlin, 1741, im Vorbericht).

Wie das Elsaß an mythischen Sagenresten äußerst reich, so ist es auch für die deutsche Heldensage eines der wichtigsten Gebiete. Zwar sind die alten Lieder seit dem 16. Jahrhundert im Volke mehr und mehr in Vergessenheit geraten und wir fast durchaus auf schriftliche Quellen angewiesen; aber die bestimmte Localisierung der Sage beweist, daß sie einst im elsäßischen Lande kräftige Lebenswurzeln geschlagen hatte.

Um mit der berühmtesten, der Nibelungensage zu beginnen, so fällt uns sofort die hochragende Gestalt des furchtbarsten Nibelungen in die Augen: der Hagen von Tronje ist ein Elsäßer. Tronia hieß die Burg, welche — vom Merowinger Dagobert I zu Kirchheim an der Mossig, westlich von Straßburg, erbaut — ein Lieblingssitz der fränkischen Könige war.[97] Im Waskenwalde geschah, wenigstens nach der Mehrzahl der Handschriften, die verhängnißvolle Jagd, wo der grimme Hagen den fröhlichen Siegfried über einem kühlen Brunnen ermordete.[98] Die Vornamen und Familiennamen Nibelung, welche seit dem 12. Jahrhundert im Elsaß auftauchen, lassen auf die Beliebtheit der Sage schließen, der sie entlehnt sind. Noch gewichtiger ist die Angabe der Kolmarer Annalen, daß zur Zeit Rudolfs von Habsburg im Elsaß eine Gesellschaft von Rittern bestand, welche gleiche Kleider trugen und sich Nebelungen nannten.[99] Dem sagenberühmten Rosengarten Kriemhilds zu Worms gesellt sich ein Rosengarten zu Straßburg.[100]

Wenn aber die Nibelungensage, welche weiter rheinabwärts im Wormsergau localisiert ist, nur durch einen ihrer Helden mit dem Elsaß in Beziehung tritt, so sind ihm dagegen zwei andere Heldensagen ausschließlich eigen und können schlechthin die alemannisch-elsäßischen genannt werden: Das sind die Sagen von Eckart und den Harlungen und von Walther und Hildegund, jene localisiert in Breisach, diese am Waskenstein in den Vogesen.

Die Harlungensage darf hier nicht übergangen werden, weil in der Zeit, wo sie sich entfaltete und in Aller Munde lebte, Breisach, ihre Heimat, eine elsäßische Stadt war. Zur Römerzeit lag nämlich Mons Brisiâcus auf dem linken Rheinufer; in der fränkischen Zeit noch war Breisach die einzige feste Stadt des Sundgaus; aber bereits im 10. Jahrhundert wurde

die Hügelstadt auf beiden Seiten vom Rhein umflossen, übrigens noch immer zum Elsaß gerechnet; im Laufe des 12. Jahrhunderts endlich begann durch die Vertrocknung des rechten Rheinarms ihre Lostrennung vom Elsaß. [101]

Die Harlungensage knüpft sich an einen geschichtlichen König in der ältesten Zeit der Völkerwanderung.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts herrschte über das Gotenvolk der Ostgote Ermanarich (Airmanareiks), der gröste aus dem ruhmvollen Geschlecht der Amaler. Ueber das tatenreiche Lebensbild dieses Heldenkönigs breitet sich ein Schleier verdunkelter Sagen. Er hatte in beinahe hundertjähriger Arbeit alle umwohnenden Völker germanischer und sarmatischer Abkunft teils durch Gewalt, teils durch Verträge sich unterwürfig gemacht und seine Herrschaft ausgedehnt vom schwarzen Meer bis zur Ostsee, als von der untern Wolga her die greulichen Horden der Hunnen zahllos wie die Wölfe der Steppe über ihn herfielen. Zwar versuchte der greise Held einige Zeit dem heranstürmenden Verderben Stand zu halten; aber von Entsetzen überwältigt und am Glücke verzweifelnd gab er sich selbst den Tod, um den Untergang seines kaum erblühten Reiches nicht zu erleben (um 375). So erzählt der gleichzeitige Geschichtschreiber Ammian (XXXI, 3) das Ende des grösten Gotenkönigs. Aber das finstere Geschick, dem der Lebende zum Opfer gefallen, wütete unversöhnt auch gegen den Todten fort, warf Schmach auf seinen Namen und verkehrte in den Erinnerungen der Völker die alte Ehrfurcht in Grauen, Bewunderung in Abscheu. Ein so großes Reich manichfaltiger Völker, wie das Ermanarichs gewesen war, konnte ohne Gewalttaten nicht geschaffen, ohne abschreckende Strenge nicht erhalten werden, und die feindselige Sage mag in dem nun völlig vergessenen Leben des energischen Mannes wohl Schatten genug zu einem düsteren Charakterbild gefunden haben. Schon

Sage 1

E

mit

Cassiodor, der Freund Theodorichs des Großen, indem er die Tugenden der früheren Amaler, welche Amalasuintha in sich vereinigt habe, aufzählt, schweigt bedeutsam von diesem größten ihrer Ahnen (Müllenhoff in Haupts Zeitschr. XII, 253). Der Ostgote Jordanes, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts die sagenhafte Urgeschichte seines Volkes schrieb, spricht noch mit Hochachtung von diesem „vornehmsten der Amaler", weiß aber bereits eine Grausamkeit von ihm zu erzählen, welche von der Sage mit seinem tragischen Tod in Verbindung gebracht worden war. Als nämlich der König, sagt er, ein Weib aus dem treulosen Geschlecht der Roxolanen, Swanihilda geheißen, wegen der betrügerischen Flucht ihres Ehemanns in Wut versetzt, von wilden Rossen zerreißen ließ, überfielen ihn ihre Brüder Sarus und Ammius und brachten ihm eine schwere Wunde in der Seite bei. Sowohl am Schmerz dieser Wunde hinsiechend als in Verzweiflung über den Einfall der Hunnen starb der König im 110. Jahre (De rebus Geticis c. 24).

Nach vielen Jahrhunderten begegnen wir dieser Sage wider in den Liedern der Edda und den Sagenbüchern des Nordens. Hier ist Swanhild die Tochter Sigurds (Siegfrieds) und hat die leuchtenden Augen ihres Vaters, welche Niemand leicht ertragen kann. Vom Ruf ihrer Schönheit verlockt sendet Ermanarich (Jörmunrek), der König des Gotenvolks, seinen Sohn Randwer als Brautwerber an sie ab. Als die Königskinder zusammen auf dem Schiffe sitzen, flüstert Bikki, des Königs schlimmer Rat, dem Jüngling zu, es wäre billig, daß er eine so schöne Frau hätte und nicht der alte Mann. Das gefiel Randwer, und er sprach freundlich zu Swanhild und sie zu ihm. Aber nach ihrer Ankunft verleumdete Bikki den Jüngling bei seinem Vater, er habe der Braut Gunst genossen, und der jähzornige Greis ließ ihn an den Galgen hängen. Als er hinausgeführt wurde, rupfte Randwer seinem Habicht alle Federn

wollten; aus des Königs Schatz solle sie Helm und Panzerhemd und zwei Schreine voll goldener Armringe nehmen, auch von den Schmieden Angeln fertigen lassen, damit er unterwegs die nötige Reisezehrung beschaffe. Als Alles vorbereitet war, lud Walthari den König und sein Gefolge zu einem üppigen Gastmahl und ließ die Schenken so fleißig ihres Amtes warten, daß bald die Beredten zu stammeln, die Starken zu taumeln begannen. Tief in die Nacht hinein hielt Walthari seine Gäste zurück, bis alle von Wein und Schlaf belastet in den Gängen umherlagen. Dann zog er aus dem Stalle das beste Roß und hängte ihm die Goldschreine und Speisekörbe über. Sich selber bewaffnete er bis an die Zähne und machte sich mit Hildgund auf den Weg. Die Jungfrau führte das Roß und hielt die Angelgerte im Arm; der Held gieng kampfbereit nebenher. So flohen sie durch die Nacht.

In der Hofburg der Hunnen war es stille bis zum Mittag; endlich erwachten die Zecher und suchten nach Walthari, um ihm für das Gelage zu danken. Attila trat aus seinem Schlafgemach mit beiden Händen seinen Kopf haltend und rief nach Walthari, um ihm seine Schmerzen zu klagen. Aber Ospirin entdeckte die Abwesenheit Hildgunds, die ihr sonst die Kleider zu bringen pflegte, und schrie Wehe über das gestrige Mahl. Der König zerriß im Zorne sein prächtiges Gewand, verschmähte Trank und Speise und lag schlaflos die ganze Nacht. Er verhieß dem, der ihm Walthari gebunden zurückführe, er wolle ihn bis zum Scheitel mit aufgehäuftem Gold einhüllen; allein Niemand lüstete nach diesem Schatze.

Die Flüchtlinge unterdessen wanderten bei Nacht und zogen sich bei Tage in die unwegsamen Waldgebirge und in dichtes Gebüsch. Walthari fieng Vögel mit der Leimrute und, wo er an Flüsse kam, nützte er die Angel. Am vierzigsten Tag gegen

Abend kamen sie an den Rhein, wo er der Königsstadt Worms zufließt. Den Fährmann, der sie übersetzte, lohnte Walthari mit Fischen, die er anderwärts gefangen hatte. Diese brachte der Mann dem Koche des Königs in die Stadt, und so kamen sie auf des Königs Tafel. Da die Fische in der Gegend unbekannt waren, forschte Gunthari den Koch und den Fährmann darüber aus und vernahm, daß gestern Abend ein gewappneter Fremdling mit einer glänzenden Jungfrau über den Rhein gefahren sei; in den Schreinen, welche sein Roß getragen, habe es geklungen, als ob Gold und Edelsteine zusammenstießen. „Freut euch mit mir!" rief Hagano, der am Tische saß, „mein Geselle Walthari kehrt heim von den Hunnen!" — Aber Gunthari stieß mit dem Fuße den Tisch um und rief: „Freut euch mit mir! Der Schatz, den Gibicho an den König des Ostens gesandt, kehrt heim in mein Reich." Sogleich ließ er sein Roß satteln, und wählte zwölf der erprobtesten Kämpen aus, darunter auch Hagano, der vergebens für seinen alten Waffenbruder sprach. Der König befahl seinen Begleitern sich zu rüsten, und jagte den Flüchtlingen nach.

Diese waren bereits in das Waldgebirg des Vosagus gekommen, in den wildreichen Tann, an Hundegebell und Hörnerklang gewöhnt. Dort in der Einsamkeit treten zwei Berge so nahe aneinander heran, daß sich zwischen ihnen eine anmutige Schlucht nicht durch Aushöhlung der Erde, sondern durch überhangende Felsen bildet, ein tauglicher Schlupfwinkel für Räuber, mit zarten grünen Kräutern bewachsen. — Wir haben hier unverkennbar eine Schilderung des Waskensteins, jetzt Wasenstein geheißen, welchen überdieß das Nibelungenlied ausdrücklich als Schauplatz unserer Sage bezeichnet, eine Doppelburg in den Wäldern des Wasgaus westlich von Weißenburg nahe an der pfälzischen Grenze. [117]

Seitdem Walthari das Hunnenland verlassen, hatte er

keinen andern Schlaf verkostet, als über den Schild gelehnt mit kaum geschlossenen Augen. Freudig nahm er daher Herberge in dem sicheren Felsenhaus, warf die Rüstung ab und legte sein Haupt in der Jungfrau Schooß. „Siehst du Staubwolken aufsteigen," sprach er, „so wecke mich mit sanfter Berührung; selbst wenn ungeheure Schaaren daherkämen, rüttle mich nicht plötzlich aus dem Schlaf!" Damit schloß er die leuchtenden Augen. Gunthari aber folgte den Fußspuren im Staube; die fernausspähende Hildgund sah ihn mit seinen Begleitern daherreiten und weckte ihren Helden mit sanfter Berührung: „Da sind die Hunnen," rief sie angstvoll und fiel in die Kniee, „durchschneide mir den Hals mit dem Schwert, o Herr! Soll ich auch deines Brautgemachs nicht würdig sein, so laß mich doch nicht eines fremden Mannes Gemeinschaft erdulden!" Er aber sprach ihr Mut ein: „Keine Hunnen sind es, sondern Nibelfranken (Franci Nebulones v. 555, früheste Erwähnung der Nibelungen), Bewohner des Landes." Zugleich erkannte er Haganos Helmbild und rief lachend: „Da ist mein Geselle Hagano, mein alter Waffenbruder!" Aber Gunthari sandte einen seiner Helden als Boten voraus und ließ Walthari befehlen, das Roß mit den Schreinen und die Jungfrau auszuliefern, wenn er Leben und Glieder behalten wolle. „Törichter hörte ich nie einen Weisen reden," erwiderte Walthari, „ein Fürst, den ich nicht kenne, verheißt mir, was er nicht hat. Ist er ein Gott, daß er mir das Leben gewähre? Hat er mir schon die Hände in Banden auf den Rücken gedreht? Doch wenn er mir den Kampf erläßt, biete ich ihm hundert Armringe aus rotem Gold, dem Königsnamen zur Ehre." — „Nimm es an," riet Hagano dem König, „du kennst Walthari nicht. Ich schaute heute Nacht im Traum, wie dir ein Bär den Schenkel abriß; mir selber, als ich dir zu Hilfe kam, biß er ein Auge aus." — „Ich sehe wohl," höhnte der

König, „du artest ganz deinem Vater Agaci nach; auch er trug ein verzagtes Herz in kühler Brust und weigerte sich mit vielem Gerede des Kampfes.“ — „Tut, was ihr wollt,“ rief Hagano zürnend, „ich will keinen Teil haben an der Beute.“ Damit ritt er auf einen nahen Hügel, stieg vom Roß, setzte sich nider und schaute zu.

Nun beginnt ein dichterisches Meisterstück, die Schilderung der aufeinanderfolgenden Kämpfe des Walthari mit Guntharis Helden; keine der belebten Kampfscenen gleicht der andern; jede erweckt für sich ein neues fesselndes Interesse. Die enge Schlucht gestattet nur Einzelkampf. Blindwütend treibt der Frankenkönig einen seiner Mannen nach dem andern in den Tod. Der in allen Kampfarten gewandte, in allen überlegene Walthari erringt in ruheloser Mühsal Sieg um Sieg, und als der Abend herannaht, liegen alle fränkischen Helden am Boden, darunter auch Patafrid, Haganos Neffe und ein straßburgischer Held Trogus.

Nun demütigte sich der König vor seinem beleidigten Dienstmann. Wohl dachte Hagano an die dem Jugendfreund gelobte Treue; aber der unselige König bat so inständig, daß sich der Held vor seines Herren Antlitz schämte und fürchtete, seine Ehre möchte verloren sein, wenn er ihn in dieser Lage verlasse. „Da ich sehe,“ sprach er, „daß dich mehr die Schande als der Verlust der Gefallenen schmerzt, so unterwerfe ich mein eigenes Leid der Ehre des Königs. Räumen wir nun den Ort und lassen wir ihn weiterziehn! Auf der Warte liegend weiden wir die Rosse, bis er sicher gemacht die enge Felsenburg verlassen hat; dann folgen wir ihm nach und fallen ihm im freien Felde in den Rücken.“ — Der König umarmte und küßte ihn vor Freude, und sie zogen sich zurück.

Walthari versah sich von dem Kusse, den er mit angesehen, nichts Gutes. Er verrammelte den Weg mit Dorngestrüpp und

legte sich, um von den langen Kämpfen zu rasten. Hildegund saß zu seinen Häupten und hielt sich die müden Augen offen mit Gesang. Als es gegen Morgen gieng, stand er auf und ließ die Jungfrau schlafen. Auf die Lanze gelehnt erwartete er den Tag. Dann zog er den Gefallenen ihren Kriegsschmuck ab und belud damit vier ihrer Rosse, auf das fünfte hob er die Braut, auf das sechste schwang er sich selber. Er spähte und lauschte nach allen Seiten, ob kein Flüstern, kein Tritt, kein Klingeln von Zügeln, kein Hufschlag zu hören sei, — es war stille ringsum. Da ließ er zuerst die Saumrosse aus der Schlucht, dann die Jungfrau; er selber ritt zuletzt in voller Rüstung und führte das Roß mit den Goldschreinen. Aber kaum waren sie tausend Schritte weit, so sah die angstvoll zurückblickende Jungfrau zwei Männer in vollem Lauf einen Abhang herabsprengen. Walthari erkannte die Verfolger sofort, hieß die Jungfrau sich mit dem Schatzrosse im Walde verbergen und wartete unten am Weg. Mit höhnenden Worten rannte ihn Gunthari an; aber Walthari wandte sich zu Hagano. „Von dir hoffte ich, du werdest mir auf meiner Flucht grüßend entgegen gehn, mich gastlich pflegen und friedlich in meines Vaters Reich geleiten. Wenn nur Hagano noch lebt, dachte ich, so fürchte ich keinen der Franken. Bei unseren Knabenspielen beschwöre ich dich — vergaßen wir doch einst über unser Zusammenleben Vater und Vaterland, — laß ab vom Kampf! Dann wirst du in Ehren hinweggehen, und ich fülle dir den Schild mit rotem Golde.“ Aber finster blickend entgegnete Hagano: „Erst übst du Gewalt, dann wirst du beredt. Du hast die Treue gebrochen. Sahst du mich nicht zugegen und erschlugst mir doch die Gefährten und Blutsfreunde? Nichts will ich von deinem Schatze; aber das Leben meines Neffen fordere ich von dir.“ — Alle drei sprangen von den Rossen, und Hagano begann den Kampf mit mächtigem Speer-

wurf. Der König wäre rasch erlegen, wenn ihm nicht Hagano geholfen hätte. Bald zu zweien, bald abwechselnd stürmten sie gegen den Gewaltigen. Er wehrte sich wie ein Bär, den die Hunde umbellen, aber aus Furcht vor seiner erwürgenden Umarmung nicht zu fassen wagen. Vom Morgen bis in den Mittag hinein währte der ungleiche Kampf im Brande der Sonne. Walthari, der wohl merkte, daß sie ihn listig zu ermüden trachteten, drängte zur Entscheidung; er stieß dem König den Schild beiseit und trennte ihm mit einem furchtbaren Schwerthieb den Schenkel von der Hüfte. Zum zweiten Mal holte er aus, um dem vor seinen Füßen Liegenden den Todesstreich zu geben; aber Hagano drängte sich dazwischen, und auf seinem harten Helm zersplitterte Waltharis Schwert. Zornig schleuderte der Held auch den Griff von sich; doch indem er hiebei die Rechte zu weit vorstreckte, schlug sie ihm Hagano ab. Da schob er, ohne eine Miene zu verziehen, den verstümmelten Arm in das Schildband, riß mit der Linken das Halbschwert von seiner rechten Hüfte und führte nach Hagano einen schrecklichen Stoß, der ihm das Antlitz von den Schläfen bis zu den Lippen spaltete, die Zähne zerbrach und das rechte Auge herauswarf. Hier lag Guntharis Fuß, dort Waltharis Hand, dort zitterte noch Haganos Auge — so teilten sie die hunnischen Ringe.

Zwei saßen; der dritte lag, und mit Blumen stillten sie des Blutes Fluß. Hildgund kam aus ihrem Versteck hervor und verband ihnen die Wunden. „Nun mische den Wein," gebot ihr Walthari, „und reiche ihn Hagano zuerst! Er ist ein guter Held, wenn er nur Treue hielte! Dann reich ihn mir, der ich mehr als die andern erduldet; zuletzt trinke Gunthari, da er lau und schwächlich im Männerkampfe sich erwies." — Hildgund gehorchte; aber Hagano, obgleich nach dem Weine lechzend, wehrte ab: „Bring ihn zuerst, o Jungfrau, deinem Ver-

lobten und Herrn, der, ich bekenne es offen, stärker ist als ich und nicht nur mich, sondern alle überragt." —

Hier, obgleich matten Leibs, doch unbesiegter Seele, scherzten beim Becher nach furchtbarem Kampf Hagano der Dornige (Hagan heißt Dorn) und der aquitanische Held in neckischem Wettstreit — eine gewaltige Scene, eines der großartigsten Zeugnisse für den altgermanischen Heldengeist. In einer Lage, in welcher bei Homer die Heroen und selbst die Götter schreien und wimmern, wechseln die schwerverwundeten deutschen Helden lachende Scherzreden, als säßen sie gesund beim Gelage. „Nun jage dir Hirsche, Freund," sprach Hagano, „daß dir die Handschuhe von ihrem Leder nie mangeln. Den rechten rate ich dir mit feiner Wolle auszustopfen, daß du Unkundige mit dem Bilde der Hand betrügst. Was sagst du dazu, daß du gegen des Landes Brauch dein Schwert an die Rechte gürten und dein Weib in verkehrter Umarmung mit der Linken umfassen wirst?" — „Du hast nötig, dich breit zu machen, einäugiger Sigambrer," erwiderte Walthari, „während ich Hirsche jage, wirst du dich (mit deinen zerbrochenen Zähnen) des Eberfleisches enthalten. Schielend wirst du den Dienern befehlen, mit schiefem Blicke die Schaaren der Helden grüßen. Aber der alten Treue gedenkend rate ich dir: wenn du heimkommst, so laß dir aus Mehl, Milch und Speck einen dicken Brei kochen, das ist dir nahrhaft und heilsam zugleich."

Unter solchen Reden erneuerten sie den Bund der Blutsfreundschaft. Dann hoben sie den König, der große Schmerzen litt, auf sein Roß und nahmen Abschied; die einen kehrten gen Worms, der andere in sein Vaterland. Dort mit hohen Ehren empfangen feierte Walthari sein Hochzeitfest mit Hildgund und beherrschte nach seines Vaters Tod sein Volk allgeliebt und glücklich dreißig Jahre.

Haec est Waltharii poësis, das ist das Waltharilied, schließt der Mönch mit den üblichen Schlußworten des Volksgesangs. [118]

Ehe wir hiemit von der Heldensage Abschied nehmen, sei noch jener Berhtold von Elsaßen, der Schwaben Herr, erwähnt, welcher im Biterolf auf Seite der Burgunden kämpft. Ob jedoch dieser den Erbnamen der Zähringer führende Held wirklich einer Sage angehörte, oder nur willkürlich vom Dichter eingeführt wurde, — vielleicht um den Gönner der Sangeskunst, Berthold V (1186—1218), den Gründer von Bern, zu ehren, — läßt sich nicht entscheiden. Im Biterolf ist er nichts als ein Name. [119]

---

3. Geschichtliche Sage.

Die Heldensage, in welcher menschgewordene Götter als die Träger des nationalen Epos fortleben, steht auf der Grenzscheide zwischen mythischer und historischer Sage. Indem wir zur letztern übergehen, fällt uns neben den einheimischen, d. h. von einer bestimmten Tatsache der elsäßischen Geschichte ausgehenden, eine Anzahl allgemeiner Sagen auf, welche, meist ungewissen Ursprungs und wie Flugsame über die Länder der Erde verbreitet, sich da und dort an geschichtliche Personen und Ereignisse oder wenigstens an bestimmte Localitäten geheftet haben. Auch unter ihnen lassen sich viele auf mythische Vorstellungen zurückführen, wie die bereits erwähnten Erzählungen von den bergentrückten Helden. Die merkwürdigste im Elsaß ist die Sage von Bischof Winderold und den Mäusen.

Winderold (richtiger als Winderolf oder Wilderolf) wurde Bischof von Straßburg im Jahre 991 und starb eines schnellen Todes am 15. Juli 999 zu Benevent, wohin er dem Kaiser Otto III gefolgt war. Er war, nach Grandidier, während seiner Amtsführung bemüht gewesen, die Ausschreitungen des Reliquiencultus einzuschränken, und hatte sich dadurch unter dem Clerus ein schlimmes Andenken bereitet. Sein plötzlicher Tod wurde noch im Anfang des 12. Jahrhunderts von mönchischer Feder als eine Strafe Gottes für ein leichtfertiges Benehmen be-

zeichnet, das sich der Bischof während des Messelesens vor dem Kaiser habe zu Schulden kommen lassen. Nun befand sich im Münster von Straßburg bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts ein altes Gemälde, das den Bischof darstellte, wie er, das Haupt von Sonnenstrahlen umleuchtet, mit der heiligen Gertrud in einem Schiffe fuhr, das von Mäusen, den Tieren dieser Heiligen, umschwommen wurde. Darunter war die Inschrift zu lesen: Wilderolfus Episcopus Argentinensium, Orate pro eo (Schadäus p. 76). Daß die Seelen der Abgeschiedenen über den Todtenstrom setzen müssen, ist uralt indogermanischer Glaube. St. Gertrud ist an die Stelle einer heidnischen Todtengöttin getreten; ihr Name ist ein altdeutscher Walkürenname. Nach älterem Kirchenglauben nahmen die Seelen ihre erste Nachtherberge bei St. Gertrud. Das Glas, woraus man in den Niderlanden Gertrudens Minne trank, hatte die Form eines Schiffchens mit Beziehung auf das Todtenschiff. Die Seelen selber aber wurden in Mausgestalt gedacht. Allverbreitet sind die Sagen, daß die Seele einem Schlafenden als weiße oder rote Maus aus dem Munde läuft; so kommt die Seele der Trud als weißes Mäuschen durchs Schlüsselloch und verursacht den Alpdruck; wird ihr der Rückweg versperrt, so bleibt der Leib entseelt. Weiße Mäuse sind beim Volke noch da und dort Gegenstand der Verehrung. Auch die Elben, ursprünglich Menschenseelen, halten um Mittwinter ihren Umzug in Mausgestalt, z. B. in der Mark.

Die Mäuse sind also wandernde Menschenseelen, und jenes Gemälde im Münster zeigte den Bischof, wie er, von Himmelsglorie umflossen, von der h. Gertrud im Todtenschiff entführt wurde. Als aber im spätern Mittelalter diese Symbolik nicht mehr verstanden wurde, fiel dem Beschauer von selbst die verwandte Sage vom Mäuseturm ein, und so lag die Erklärung

nahe, Bischof Winderold sei wegen einer Untat nach Gottes Ratschluß von Mäusen überfallen und in einem Schiff, auf dem er sich zu retten gedachte, gefressen worden. Als Grund solcher Strafe wurde ein Gewaltakt angegeben, den der Bischof, wohl nach alter Tradition, an den Reliquien der h. Attala in St. Stephan begangen haben sollte.

Die Sage von Erzbischof Hattos Tod im Mäuseturm bei Bingen wird zuerst am Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt. Bezeichnend ist, daß sie die Mäuse aus dem Feuer hervorkommen läßt, das die Armen verzehrt: es sind die Seelen der Gemordeten, welche den Mörder unentrinnbar verfolgen. Das Wort Mäuseturm ist bekanntlich mißverstanden und umgedeutet aus Mautturm (mittelhochd. mûte, mûze aus mittellateinisch muta von mutare). Man findet die Sage ebenso in Köln, Osnabrück, am Wörtsee in Oberbaiern, in Polen, Dänemark und England. [120]

Die Straßburger Sage läßt sich nicht vor der Mitte des 14. Jahrhunderts nachweisen. Wie populär aber die Geschichte war, zeigt die Klosterchronik von Ebersheimmünster, welche schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts den Nachfolger Winderolds, Alawic, desselben Todes sterben läßt. Alawic, aus der Familie der alten Grafen von Sulz, war erst Abt von Reichenau und wurde nach Winderolds Tod von Otto III zum Bischof von Straßburg erwählt (999), starb aber schon im Jahre 1001. Als einst die Mönche von Ebersheim, so erzählt der feindselige Klosterchronist, ohne des Bischofs Zustimmung sich nach der Regel St. Benedicts ihren neuen Abt Rudolf selbst gewählt hatten, überfiel Alawic das Kloster und beraubte es all seiner Schätze; ja, als die Mönche ihn an die alte Freundschaft erinnerten, die er ihnen als Abt von Reichenau bewiesen, stieß er die blasphemischen Worte aus: „Die Maria von Reichenau war

nur mein Kebsweib; meine rechte Gemahlin ist jetzt die Maria von Straßburg." Da erschienen dem Frevler in der Nacht die Patrone des Klosters, der heilige Moriz mit den Kriegern der thebaischen Legion, und warfen ihn unter Schlägen vor die Türe. Er gab sofort den Raub zurück und schiffte sich eiligst nach Straßburg ein. Aber Ratten und Mäuse von seltsamer Farbe und außerordentlicher Größe verfolgten ihn. Um sich vor ihren Bissen zu retten, ließ er sein Bette an vier Gurten frei in die Luft hängen.[121] Aber auch dorthin kamen die Verfolger, fraßen ihn bei lebendigem Leibe und ließen selbst von seinem Leichnam nicht, so daß man sie mit ihm begraben muste. Dieses Wunder, schließt der Chronist, setzte das Kloster Ebersheim in hohe Achtung, so daß Niemand mehr an seine Güter zu tasten wagte (Grandidier, Oeuvres historiques inédites, I, 85—88). Die Erfindung der Mönche ist durchsichtig genug; doch der Grund ihres Hasses gegen den Bischof ist unbekannt.

Ursprünglich mythischer Art sind ferner die an die Dioscuren gemahnenden Ritter von Winstein. In den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts wurde der Ritter Kuno Eckbrecht von Dürkheim in eine Fehde verwickelt, in welcher seine beiden Schlösser Winstein und Schöneck zu gleicher Zeit angegriffen wurden. Er selber befand sich im letztern, als er eines Abends zwei Ritter in alten Rüstungen ins Schloß treten sah. Verrat argwöhnend wollte er ihnen entgegen; aber schon standen sie vor ihm, und einer sprach: „Mein Sohn, eile mit Hilfe nach Winstein! Morgen ist es zu spät." Dann stiegen sie vom Söller und verschwanden in einem untern Saal. Kuno brach mit seinen Knechten aus und entsetzte seine hartbedrängte Feste. Noch jetzt soll man zuweilen die beiden Ritter nachts zwischen elf und zwölf Uhr langsamen Schritts um den Turm von Winstein wandeln sehen (Schweighæuser, Bas-Rhin 164;

Stöber, Sagen 336). Das sind Ahnengeister, Schutzgeister des Hauses, ursprünglich göttlicher Art, wie schon die Seelen der Väter im Rigveda.

Im Mittelalter erschienen an Stelle der heidnischen Götter und Schutzgeister in Stunden der Bedrängniß die christlichen Heiligen. Während des Angriffs der sogenannten Engländer auf Gebweiler (1445) sah das Volk, „das die glorwürdigste Mueter Gottes und der heilige Bischoff undt Martyrer Valentinus auff der Ringmawren mit einem grossen Glantz umbgeben hin undt her spatziereten, anzuzeigen, das sie die Statt undt dero Inwohner undter ihren Schutz undt Schirm genommen haben“ (Chronique des Dominicains, ed. Mossmann p. 64). — Als die Schweden im dreißigjährigen Krieg 1632 die Stadt Thann einnahmen und auch in die Kirche eindringen wollten, in welche sich die Mehrzahl der Einwohner geflüchtet hatte, erschien plötzlich der Patron der Kirche, der h. Theobald, in seiner vollen Himmelsglorie, und sofort fielen den feindlichen Rossen die Hufeisen ab, worauf die Schweden sich bestürzt zurückzogen (Stöber, Sagen 41).

Eine eigentümliche Schutzgeistersage lebt zu Diemeringen an der Eigel. Als der dortige Schloßherr von Bockisch sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu seiner Frau, es werde drei Tage nach seinem Tod ein weißer Schwan sich im Schlosse einstellen, den solle sie wohl pflegen, und es würde ihr dann an nichts mangeln. Der Schwan kam wirklich mit wehmütigem Gesang. Später aber ließ ihn die Wittwe zu den herrschaftlichen Schwänen nach Aßweiler tragen. Da verschwand er noch am selben Abend, und nur dann und wann hörte man noch sein trauriges Lied. Die Frau aber fiel in Schwermut und verarmte so, daß sie von den Almosen der benachbarten Edelleute erhalten werden muste (Alsatia 1856—57, p. 140). Im weißen Schwan kehrt die

Seele des Burgherrn als Schutzgeist seines Weibes und seines Hauses zurück; mit ihm läßt die Frau ihr Glück von dannen tragen.

Die Vorstellung, daß die Seelen Verstorbener in Vogelgestalt erscheinen, ist fast allen Völkern vertraut. Wer kennt nicht die deutschen Märchen, wo die ertränkte junge Königin als Ente durch die Gosse zu ihrem Kinde schwimmt (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 11. 13)? Das weiße Vögelein, das dem Aschenbrödel seine Wünsche gewährt, ist die Seele seiner Mutter. Die Seele des ermordeten Brüderchens im Märchen vom Machandelbom (N. 47) fliegt als schöner Vogel auf und singt jenes Lied, das dem wahnsinnigen Gretchen im Kerker beim Gedanken an ihr gemordetes Kind einfällt.[122]

Aus noch nicht aufgehellten mythischen Anfängen, aus einem Kampf verschwisterter Götter, giengen endlich die allerwärts und so auch im Elsaß vorkommenden Sagen von den feindlichen Brüdern hervor.

Auf Wineck und Schöneck hausten zwei Brüder, welche um eine schöne Jungfrau sich entzweiten. Der jüngere hieb dem ältern im Kampfe die Hand ab, und diese rollte blutig auf einen platten Stein, der noch vor wenigen Jahren zwischen Bitsch und Stürzelbronn zu sehen war und des Herzogs Hand hieß (Alsatia 1858–61, p 274). Klingt hier nicht der Zweikampf der alten Waffenbrüder Walther und Hagen an?

Auch auf der Bergveste Lichtenberg wohnten zwei Brüder, welche gegen einander so schrecklichen Haß hegten, daß der eine schwur, er wolle seinen Bruder verdursten, der andere, er wolle seinen Bruder verhungern lassen. Als darauf der letztere in des erstern Gewalt fiel, ließ ihn dieser in ein tiefes unterirdisches Gemach werfen, wo ihm täglich nur ein trockenes Stück Brod gereicht wurde. Das benetzte aber der Dürstende mit der an

den Wänden herabtriefenden Feuchtigkeit und fristete damit sein Leben. Doch als dieß der Burgcaplan dem Bruder verriet, wurde der Gefangene in eine hochgelegene sonnige Kammer gebracht, wo er verschmachtete. Nach Andern ließ der Burgherr das Gewölbe austäfeln (Aufschlager, Elsaß, II, 278). Später stürzte sich der Mörder aus Gewissensqual mit dem Burgcaplan vom Felsen in den Abgrund (Schweighæuser, Bas-Rhin 141; Stöber, Sage 326).

Die nächste Veranlassung zu dieser schaurigen Sage gaben drei Fratzenköpfe in einem Kreuzgewölbe der Burg, in welchen man einen Verschmachtenden in verschiedenen Stadien seines Hinschwindens erkennen wollte. Der erste Kopf sollte den Gefangenen in seiner blühenden Gestalt darstellen; der zweite zeigte ihn mager und abgezehrt von den Leiden und Entbehrungen des Kerkers; in der dritten, der scheußlichsten Fratze, welche die Zunge ausreckte und Geifer oder Blut aus dem Munde träufen ließ, sah man den Todeskampf des Verschmachtenden (Aufschlager, Elsaß, II, 278). Der Turm, worin das Verließ war, führte überdieß den unheimlichen Namen Turm der Vergessenheit (Friese, Historische Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elsasses, Straßb. 1804, p. 32). So hatte die Phantasie Nahrung genug, die Burg mit Grausamkeit und Entsetzen zu bevölkern. Für die Anknüpfung der Sage von den feindlichen Brüdern bot eine Erinnerung an die Fehde zweier Brüder von Lichtenberg den historischen Halt. Das Ereigniß fällt ins Jahr 1462.

Graf Jakob von Lichtenberg mit dem Bart, Obervogt von Straßburg, ein milder und schwacher Herr, lebte nach dem Tode seiner Gemahlin in seinem Schloß zu Buchsweiler mit einem Bauernmädchen aus dem badischen Dorf Ottenheim, die schöne Bärbel genannt. Diese, hoffärtig und herschsüchtig, zwang die armen Leute zu hartem Frohndienst und ließ sich täglich sämmt-

liche Sahne im Städtchen abliefern; sogar säugende Mütter, so geht die Sage, musten ihr von ihrer Milch geben, welche sie zu Zauberkünsten mißbrauchte. Die Widerstrebenden aber büßten im Turm. Endlich an einem neuen Frohntage zogen die Männer von Buchsweiler nach Lichtenberg, wo Ludwig, Jakobs Bruder, saß, und riefen dessen Hilfe an. Die böse Bärbel aber wollte auch die Weiber und Kinder der ausgezogenen Männer aus der Stadt verjagen, um sich ihrer Habe zu bemächtigen. „Da lieffen die Frawen zusammen," erzählt der Chronist Hertzog, „vnnd bracht jede ein gewehr mit jr, eine nam ein Bratspiß, die ander ein Häwgabel, die drit ein Spieß, die vierdt ein Kolben, die fünfft ein Stecken, die sechst ein Axt vnnd was jede gehaben mochte, werten sich hefftig, trieben das Böse weib mit jhren helfferen vnd den Burgknechten widerumb hinder sich in die Burg vnd blieben sie in der Statt" (Edelsasser Cronick, B. 5, p. 33). Ludwig fand die Klagen der Männer gerecht und kam mit Kriegsvolk vor die Stadt. Da verglich sich Jakob mit ihm; die schöne Bärbel muste schwören, sich nach Speier oder Hagenau zu begeben und ohne Wissen und Willen Herrn Ludwigs mit Herrn Jakob nicht mehr zusammenzukommen. Sie zog reich beschenkt nach Hagenau, wo sie der Graf häufig besuchte. Als jedoch Ludwig im J. 1471 starb, nahm sie Jakob wider zu sich nach Buchsweiler und lebte mit ihr zusammen bis an seinen Tod (um 1474). Kaum war aber die schöne Bärbel ihres hohen Beschützers beraubt, wurde sie in Hagenau als Hexe angeklagt und lebendig verbrannt. Die Büsten des berühmten Liebespaars, von Nicolaus von Leyen meisterhaft gebildet, waren Jahrhunderte lang über der Treppe des alten Stadthauses zu Straßburg aufgestellt.

Aus diesem nichts weniger als grausamen Brüderpaar sind in der Sage jene unmenschlichen Feinde geworden. In Wirk-

lichkeit war Jakob von Lichtenberg sehr gerührt über den Tod seines Bruders Ludwig, der ihn auf dem Sterbebette wegen jenes Zwistes noch um Verzeihung gebeten hatte, und feierte ihm ein prächtiges Leichenfest zu Straßburg (Schweighæuser, Bas-Rhin 142).[123]

Konnten in diesen weitverbreiteten und nur zufällig auch im Elsaß localisierten Sagen mythische Keime nachgewiesen oder wenigstens vermutet werden, so fallen andere fällig außerhalb des mythischen Gebietes, wie die Sage von der Weibertreu, vom Ritter Toggenburg, vom geblendeten Meister, scheinbar historische Sagen ohne nachweislich historischen Grund, vielleicht Erinnerungen an ein irgendwo geschehenes Ereigniß, vielleicht und wahrscheinlicher widerholte freie Erfindungen der neben aller nationalen Besonderheit in den verschiedensten Ländern gleichmäßig wirkenden menschlichen Phantasie.

Die weitzerstreute Sage von der Weibertreu heftete sich im Elsaß an die Eroberung des Raubnestes Schwanau im 14. Jahrhundert. Die gleichzeitigen Chronisten fanden keinen Anlaß, dieses Ereigniß durch poetische Zutat zu verherrlichen; sie berichten in derben realistischen Zügen. In der Nähe von Erstein lag am Rhein die Burg Schwanau, das beste Bergschloß und böseste Raubnest, das man finden konnte. Darin hauste ein Herr Walther von Geroldseck, zubenannt von Tübingen, mit mehreren Edelleuten und tat den Städten so vielen Schaden, daß diese sich endlich, Bern, Lucern, Basel, Freiburg und Straßburg an der Spitze, mit Werken und Katzen (Wurfmaschinen) aufmachten und die Burg berannten. Als die gebräuchlichen Mittel der Kriegskunst nicht durchgreifend genug erschienen, kamen die Straßburger auf einen ingeniösen Einfall; sie holten aus ihrer Stadt eine bisher unverdient mißachtete Munition und überraschten die Belagerten mit einem Hagel von Stinkbomben

neuester Construction, daß es diesen, wie Closener sagt, „gar widerwertig was". Die Besatzung flüchtete sich in den Turm und capitulierte; sieben vom Adel handelten sich los und gaben die andern in den Tod. Die Städte machten bei der Einnahme ebensowenig Umstände wie bei der Belagerung: sie ließen die Besatzung Mann für Mann köpfen — nur machte der Henker von seinem Recht Gebrauch und nahm als Zehnten „ein altes mennelin, das unschadebar was und ein junges rennerlin (einen Stallbuben), wand es ein kind was". Die Werkmannschmiede und Zimmerleute aber (die Artilleristen des Mittelalters) wurden auf die Wurfmaschinen gelegt und gegen die Burg geschleudert. Das Raubschloß selbst verwandelten die Sieger in Staub und Asche, so daß jetzt nicht einmal mehr seine Stätte bekannt ist.[124]

Dieß geschah im Jahre 1333. Erst zwei Jahrhunderte später mischt sich in die Ueberlieferung der historischen Tatsache die Sage von der Weibertreu. Das früheste Zeugniß hieher finde ich in der Zimmerischen Chronik, welche die Belagerung von Schwanau mit unverhohlener Sympathie für den unterliegenden Edelmann ausführlich erzählt. Während die Zeitgenossen von weiblichen Bewohnern der Burg nichts verlauten ließen, weiß die Chronik des Grafen von Zimmern, daß in der belagerten Burg auch die Gemahlin Walthers („gleichwol man grundtlichen nit waist, wer sie von geschlecht gewest") mit etlichen Kindern sich befunden habe. Nach der durch Detailzüge bereicherten Belagerungsgeschichte fährt die Chronik fort: „Das schloß Schwanow und was darin, ward uf gnad und ungnad ufgeben, und userhalb der siben personen wardt niemands salvirt; userhalben herr Walthers von Geroltzeck gemahl, so der zeit der belegerung auch im schloß war, ward vergont frei abzuziehen und mit ir zu nemen, was zu irem leib gehörte und über die falbrucken ertragen kunt; sollichs sollte ihr zusteen, bleiben und auch

gesichert sein. Also do name die guet fraw von Geroltzeck iren alten herren und gemahl auf den rucken und dann ain jungen son uf den arm; die trueg sie über die falbrucken, zu gedenken, der allmechtig habe ir als ainer bekumberten und vertribnen frawen gluck und sterke verlihen, ain sollichs zu volbringen. Die stett aber, wie sie das sahen, wolten sie der frawen das nit zugeben, mit vermeldung, die underhandlung het sich uf keine personnen, sonder uf gelt, clainater oder andere farende hab verstanden und erstreckt, und wolten ir den merertail, wiewol sie das hoch versprochen, nit gern halten. Aber demnach der adel derzeit die stett, bevorab Straßburg und Basel, regierten, die auch disen bericht mit dem herren von Geroltzeck und seinem kriegsvolk zu Schwanow hetten ufgericht, besigelt und geschworn, die schampten sich übel, das in iren handlungen von den ungeschickten pauren also sollt grublet und gesucht werden; darum namen sie der sachen sich sovil an, das der loblichen frommen frawen die tädigung (der Vertrag) gehalten, und muesten die dollen karsthannsen hunder sich steen. Gemelte fraw von Geroltzeck ward mit irem alten herren, herr Walthern, und irem jungen sone uber Rhein in die herrschaft Geroltzeck gefuert und belaitet, und von disem jungen herren (dessen namen vergessen worden) sollen die nachvolgenden herren von Geroltzeck alle abkommen sein. — — Und ward das schloß Schwanow mit grosem jubel und frolocken der Colmarhenslen und Rochensperger zerrissen und geschlaift, wie das der augenschein noch mit bringt (Zimmerische Chronik, herausg. von Barack, Stuttg. 1869, I, 365). Hiemit stimmt nahezu wörtlich Bernhard Hertzog in seiner Edelsasser Chronik (B. 5, p. 111; Stöber, Sagen p. 148). Da nichts zur Annahme berechtigt, dem Amtmann von Wörth habe die handschriftliche Chronik des Grafen Froben von Zimmern vorgelegen, so müssen beide eine ältere Quelle ausgeschrieben haben.[125]



Wie seine Weibertreu hat das Elsaß auch seinen Ritter Toggenburg. Ein fremder junger Ritter warb um ein elsäßisches Fräulein und erhielt die Zusage ihrer Eltern unter der Bedingung, daß er auch die Einwilligung seiner Eltern einhole. Er versprach der Geliebten, zu einer bestimmten Zeit zurückzukehren; komme er nicht, so sei er entweder todt oder seine Eltern hätten ihre Einwilligung verweigert. Die Zeit verstrich; unerwartete Hindernisse verzögerten seine Rückkehr; die Boten, welche er an die Geliebte aussandte, fieng ein Nebenbuhler ab: die verzweifelnde Braut nahm den Schleier im Nonnenkloster Alspach bei Kaisersberg. Wenige Tage darauf kam der Jüngling an: es war zu spät. Da baute er sich auf dem nahen Berge eine Einsiedelei, und wenn Morgens und Abends die Gesänge der Schwestern ertönten, saß er auf einem vorragenden Felsen und lauschte, ob er nicht die liebe Stimme darunter erkennen möchte. Wenn die Klosterglocken im Tale zum Gebete riefen, antwortete sein Glöcklein aus dem Walde. Eines Tages jedoch blieb die Antwort aus; der Einsiedler saß todt vor der Türe seiner Klause.[126]

Alles was die Neugierde und Phantasie des Volkes reizt, zieht auch die Sage an mit magnetischer Gewalt, seltsame Felsgruppen, Eindrücke im Stein, unverstandene Bilder und Zeichen, Außergewöhnliches in Natur und Kunst. Wie das Gemälde vom Bischof Winderold, wie die Fratzen in der Burg Lichtenberg, so leuchtet auch die berühmte astronomische Uhr des Straßburger Münsters in sagenhaftem Schimmer. Zwar so lange das Uhrwerk vollständig im Gange war, so lange der Hahn auf der Spitze krähte, der Tod die Stunden schlug und der Heiland segnend die Rechte hob, während die Apostel mit Verbeugungen vorüberzogen, hatten die Beschauer vor Erstaunen und Entzücken keine Zeit, sich nachdenkliche Geschichten zu ersinnen. Erst als im Lauf des vorigen Jahrhunderts die Wunderkraft erlosch und

eine Figur nach der andern stille stand, da vor das erstorbene Werk trat die teilnehmende Sage und erklärte dem jungen Geschlecht mit einer alten Geschichte, wie das Alles so gekommen. Aus Eifersucht, der unvergleichliche Meister Isaak Habrecht möchte anderwärts ein ähnliches oder gar noch kunstreicheres Werk ausführen, habe ihn der Magistrat von Straßburg der Zauberei angeklagt, und als er durch die Folter geständig geworden, seines Lohnes für verlustig erklärt und zur Blendung verurteilt. Da sei der alte Meister noch einmal zu der Uhr getreten, angeblich um am Räderwerk noch etwas zu richten, und habe einige Zeit darin gefeilt. Dann seien ihm die Augen ausgestochen worden; aber die Uhr stehe stille seit jener Stunde (Kiefer, Sagen des Rheinlandes, Köln 1845, p. 281). Nach Andern lief Räderwerk um Räderwerk von selber aus, und die Uhr verstummte wie vor Trauer um den geblendeten Meister (Stöber, Sagen 514). Das Bild des Copernicus am untern Feld des Gewichtkastens gab endlich zu der Sage Veranlassung, jener unglückliche geblendete Meister sei Copernicus selbst gewesen (Stöber, Sagen 516).[127] Aehnliche Geschichten weiß das Volk fast von allen berühmten Kunstwerken zu erzählen.

Noch weiter durch die entlegensten Länder verbreitet, doch ohne Zweifel orientalischen Ursprungs, ist die Sage vom verzückten Mönch, welche im Elsaß vom Benediktinerkloster St. Walburgis bei Hagenau erzählt wird. Ein Mönch gieng eines Tags aus dem Kloster in den nahen Wald und lauschte dem Vogelsang; als er heimkehrte, waren dreihundert Jahre verronnen. Auf einen Basrelief im Chor war der Entzückte abgebildet (Schweighæuser, Bas-Rhin 151). Das Elsaß kennt noch zwei Varianten dieser Sage in der Erzählung vom verlornen Bräutigam und im Märchen vom redenden Todtenkopf.

Auf dem Schuttplatz von Mülhausen stand noch zu Anfang

dieses Jahrhunderts die St. Katharinenkapelle. In derselben sollte einst ein Hochzeitpaar getraut werden; aber auf der Schwelle des Gotteshauses verschwand der Bräutigam plötzlich von der Seite der Braut. Man suchte und suchte und konnte ihn nicht finden; die trostlose Braut sah ihn niemals wider. Hundert Jahre später kam ein junger Mann in festlicher, aber veralteter Tracht zum Baseltor herein; er war über und über mit Staub bedeckt, obgleich es schon einige Tage anhaltend geregnet hatte. Seine Rede glich zwar der Mülhauser Mundart; aber er brauchte Wörter, welche längst in Abgang gekommen waren. Der Torwächter führte ihn aufs Rathaus. Er nannte daselbst seinen Namen — es war der eines bekannten, aber ausgestorbenen Geschlechts; er fragte nach Braut und Anverwandten, — aber Niemand wuste von ihnen. Endlich erinnerte sich ein alter Mann, daß man ihm einmal in seiner Jugend das seltsame Begebniß von einem verlornen Bräutigam erzählt habe, das sich zur Zeit, da sein Vater noch in die Schule gieng, zugetragen haben sollte. Nun erzählte der Fremdling, er sei dieser Bräutigam; beim Eintritt in die Kirche sei ihm der Gedanke aufgestiegen: wie wird es wohl in hundert Jahren bei uns aussehen und wer wirds erleben? Da habe ihn plötzlich das Bewustsein verlassen, und wie alles Uebrige ergangen sei, wisse er nicht. Mitleidig umstanden die Hörer den vereinsamten Mann. Er aber verlangte das Grab seiner Braut zu sehen, und nach langem Suchen fand man ihr verwittertes Kreuz. Dort warf er sich nider und zerfiel vor den Augen der Anwesenden in Staub und Asche (Stöber, Sagen 21).

Obgleich die Motivierung der Sage in der vorliegenden Ueberlieferung abgeblaßt ist, — das Verlangen des Bräutigams nach jener fernen Zeit müste energischer ausgedrückt sein — so ist doch der Sinn der Sage, der zu Grunde liegende religiöse

Gedanke deutlich genug. Nicht allein in seinem unzeitigen Auftauchen im feierlichsten Augenblick und an der Schwelle der heiligen Stätte, in dem vorwitzigen Wunsche selbst schon liegt eine strafbare Vermessenheit. Aus glücklicher Gegenwart greift er über die Grenzen des menschlichen Daseins hinaus in die nur Gott bekannte Zukunft, und die Erfüllung wird die Strafe des Wunsches. Mit der Schnelligkeit seines Gedankens der Gegenwart entrückt findet sich der Frager fremd in einer fremden Welt, die für ihn nichts hat als Gräber, und für die er nichts ist als Staub und Asche.

Wie hier, erscheint auch in vielen Sagen vom verzückten Mönch das Zerrinnen der Zeit als eine Strafe des Himmels. Es ist ein Zweifel an der Ewigkeit Gottes, für welchen der fromme Mann die überwältigende Lehre empfängt. „Tausend Jahre sind in deinen Augen wie der gestrige Tag, wenn er vergangen, und eine Wache in der Nacht“, singt der Psalmist. Vor diesem schwindelnden Gedanken eines zeitlosen Seins erschrickt die Seele des Mönchs; da weckt ihn aus seinem ängstlichen mißtrauischen Grübeln der süße Vogelsang.

Nach Andern erhält der Mönch auf sein Gebet eine kleine Probe von der himmlischen Seligkeit, in welcher alle Zeit vergessen wird. In sämmtlichen verwandten Sagen bei Indogermanen, Semiten und Chinesen ist der Grundgedanke die Idealität der Zeit, die frühgewonnene Erkenntniß, daß an das Göttliche das Maß unserer Zeit nicht reicht, daß die Zeit überhaupt nur für den Menschen ist. Auch dem germanischen Heidentum war dieser Gedanke nicht fremd; wie dem verzückten Mönch entschwindet die Zeit dem menschlichen Gast bei den Unterirdischen, bei Zwergen und Elben und bergentrückten Helden, so auch in dem elsäßischen Märchen vom redenden Todtenkopf (aus Kienzheim bei Kaisersberg): Ein junger Bursch folgt einem vor ihm herkollernden

Todtenkopf ins Land der Todten, wo in einem Schloß die Lebenslichtlein brennen; er sieht sein eigenes, das am Erlöschen ist. Als er heimkehrt, sind dreihundert Jahre verflossen. Man liest ihm eine Messe; da fliegt eine weiße Taube um den Altar, und der Knieende zerfällt in Staub (Alsatia 1858—61, p. 264).[128]

In diese Classe allgemeiner wandernder Sagen gehören noch die von den drei Mönchen zu Colmar, vom kühnen Sprung, vom Schwabenstreich, von den Schildbürgern, welche wie anderwärts auch im Elsaß Boden gefaßt haben.[129]

Als die letzte möge hier die Sage vom Gang nach dem Eisenhammer aufgezählt werden, obgleich dieselbe allem Anschein nach erst durch Schiller zu einer elsäßischen geworden ist. Zwar zeigt man bei Reinhartsmünster den Hammer, zu welchem Fridolin gesandt worden sein soll; allein das Wenige, was wir hierüber hören, ist bedeutend jünger als die Ballade Schillers. Nach einer wirklichen elsäßischen Volkssage von Fridolin haben die Forscher vergebens gesucht. Die Nachricht, daß Schiller die Geschichte in Jena von einem elsäßischen Hammerschmiede habe erzählen hören, ist selber eine Sage. Wir wissen aus den eigenen Worten des Dichters nur, daß ihm der Zufall das Thema in die Hände spielte.[130] Welches Mittels sich der Zufall bediente, wird nicht gesagt; doch haben wir triftigen Grund zu vermuten, daß es ein französisches Novellenbuch war. Der Stoff ist eines der verbreitetsten orientalischen Märchen, vielleicht buddhistischen Ursprungs, das sich von Indien aus durch Persien und Arabien über das ganze Abendland verzweigt hat. Der Leser, welcher sich für die Wanderung der Sagen und Märchen interessiert, findet die Nachweise, welche übrigens keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben, im Anhang.[131]

Von diesen pseudohistorischen lassen sich die wirklich historischen Sagen des Elsaßes, die von geschichtlichen Personen und Ereignissen ausgehen, deutlich unterscheiden. Sind jene kosmopolitischer Art, so sind diese als solche echt und ausschließlich deutsch. Wie uns die mythischen Sagen der Elsäßer ein übersichtliches Bild des germanischen Heidentums in kurzen Zügen widergaben, so führen uns ihre historischen Sagen am Strom der deutschen Geschichte hin bis ins 17. Jahrhundert, wo die sagenbildende Kraft zu erlöschen beginnt.

Die Erinnerungen reichen bis zu den ältesten germanischen Herrschern auf gallischem Boden, bis zu den Merowingern zurück. War doch das Elsaß ein Lieblingsland der fränkischen Könige gewesen; in keiner Provinz Deutschlands, Frankreichs und Italiens waren auf so engem Raum so viele königliche Pfalzen, Villen und Renthöfe wie in diesem eben so sonnigen als waldschattigen Gebiet.[132]

Der bekannteste Merowinger ist Dagobert, in welchem Namen die drei verschiedenen Träger zusammenfließen; wie die gelehrte Welt bis ins 17. Jahrhundert hinein, so weiß das Volk im Elsaß und in der Pfalz bis heute nur von einem Dagobert, dem ersten dieses Namens, dem letzten Merowinger von Bedeutung, auf welchen Erinnerungen aus der kurzen Regierungszeit der beiden andern Dagoberte übergiengen. Er stiftete nach der Tradition, welche von einer falschen Urkunde unterstützt wurde, das Kloster Weißenburg. Von ihm soll noch der uralte viereckige Turm an der Westseite der Stiftskirche stammen. In der Kirche hieng bis zur Revolution als ein Geschenk Dagoberts jene Riesenkrone aus vergoldetem Silber, von 24 Fuß im Durchmesser, mit Türmen und den Figuren der zwölf Apostel geschmückt, von welcher die Stadt zum Unterschied von Weißenburg am Sand, Stuhl-Weißenburg in Ungarn und Griechisch-

Weißenburg (Belgrad) in Serbien den Namen Kron-Weißenburg empfieng. Auch im Klosterschatz von Münster befand sich noch im 17. Jahrhundert eine Krone König Dagoberts aus vergoldetem Silber mit Steinen und rotem Sammtfutter. Die römische Wasserleitung, welche sich von Stützheim gegen Straßburg hinzieht, soll Dagobert erbaut haben, um roten und weißen Wein zur Stadt zu schaffen; in den senkrecht stehenden kaminartigen Columnarien, welche nach Vitruv Abzugsröhren für die comprimierte Luft bildeten, seien Blasbälge angebracht gewesen, um den Lauf des Weins zu beschleunigen. An Dagobert knüpfen sich die früher erwähnten Legenden von St. Arbogast und Florentius und die Ueberlieferung, daß er sich zum Leibeigenen des Straßburger Doms gemacht habe wie später Heinrich II zum Canonicus. Für seinen Lieblingssitz galt die Isenburg bei Rufach, und Hagens Burg Tronje ist von ihm erbaut. [133]

Die Weisheit Pipins des Kleinen, des Ahnherrn der Karolinger, war sprichwörtlich im Elsaß noch zu Wimphelings Zeit im Anfang des 16. Jahrhunderts. Sein Name, bezeugt der Humanist, war in Aller, auch der Kinder Munde. Du kannst das nicht tun, riefen sich Streitende zu, und wärst du gleich so weise wie König Pipis. [134]

Auch Pipins großer Sohn, der seine deutschredenden Länder zum Aufenthalt vorzog, kam öfter ins Elsaß (Strobel, Gesch. I, 130). Ein Schloß zwischen Illzach und Kingersheim wird ihm noch jetzt im Volke zugeschrieben (Stöber, Sagen p. 28). Ein weibliches Brustbild mit langem Haarzopf im Chor der nun zerstörten Klosterkirche von Leberau — Leberaha — hielt man für eine Tochter Karls des Großen (Grandidier, Geschichte des Lebertals, Mariakirch 1808, p. 73). Aus dem Frauenhaus von Colmar stammten jene beiden Jünglinge im sagenreichen Buch des Mönchs von St. Gallen, welche, als sie

von Karl im Sachsenkrieg wegen ihrer unehrlichen Geburt zum nideren Kammerdienst bestimmt wurden, nachts, während der Kaiser schlief, im Feindeslager den Tod suchten (Pertz, Monum. II, 749).

Der Waskenwald war ein beliebtes Jagdrevier der Karolinger.[135] Das Rotfeld zwischen Colmar und Sigoldsheim sah den Verrat an Ludwig dem Frommen und hieß von da an im Volke das Lügenfeld. Jetzt ist die Stätte vergessen; aber Karl der Kahle und seine ungetreue Schaar leben noch immer in der Erinnerung fort und können keine Ruhe finden (s. oben p. 36). In Marlenheim, wohin der verlassene Kaiser von den lieblosen Söhnen geführt wurde, hauste später der Auswurf des Geschlechts, der elende Lothar II, mit seiner Buhlerin Waldrada. Die niderträchtige Verleumdung, durch welche sich der lüderliche König seiner unglücklichen Gemahlin Thietberga im J. 864 zu entledigen suchte,[136] fand Nachahmung bei dem Schwächling Karl dem Dicken in dem scandalösen Proceß, der seine Gemahlin Richardis zum Liebling der elsäßischen Sage gemacht hat.

Richardis war eine geborene Elsäßerin, die Tochter Erchangers, Grafen vom Nordgau. Eine Partei am Hofe beschuldigte sie ehebrecherischer Beziehungen zu dem Erzkaplan Liutward, Bischof von Vercelli, um diesen mächtigen Reichsverwalter zu stürzen. Die Intrigue gelang: Karl der Dicke verbannte den Bischof und stellte seine Gemahlin vor eine Reichsversammlung in Kirchheim. Hier, so berichtet der gleichzeitige Chronist Regino von Prüm, legte der Kaiser das Geständniß ab, daß er trotz ihres mehr als zehnjährigen Zusammenlebens die Ehe mit Richardis nicht vollzogen habe, und sie bestätigte dieß, erklärte aber zugleich, daß sie ebensowenig eines andern Mannes Weib geworden sei; um ihr unverletztes Magdtum zu beweisen, wolle sie, wenn es ihrem Gemahl gefalle, durch einen Stellvertreter das Gottesurteil des Zweikampfs oder selber die Probe der

glühenden Pflugscharen bestehn. Daß ein Gottesurteil wirklich statt fand, wird nicht gesagt. Der Ausgang des unwürdigen Handels war, daß die gekränkte Fürstin sich für immer von ihrem ebenso geistig wie körperlich verkommenen Gatten trennte, um in dem Nonnenkloster Andlau, das sie sieben Jahre zuvor zu Ehren des Erlösers auf ihrem väterlichen Erbgut gegründet hatte, ihr Leben zu beschließen.

Aber des Schicksals der im Elsaß wegen ihrer Weisheit, Frömmigkeit und Schönheit hochverehrten Kaiserin bemächtigte sich die heimische Sage und dichtete hinzu, daß Richardis wirklich das Gottesurteil bestanden habe. Der erste Chronist, der hievon, jedoch unbestimmt, zu berichten weiß, ist Hermann der Lahme im 11. Jahrhundert. Hundert Jahre später hat die Sage bereits eigentümliche Gestalt gewonnen. Die Kaiserchronik erzählt in ihrem schlichten Märchenton: Karl hatte eine Frau, die war lustsam und ehrbar; aber Neider waren am Hofe; die haßten sie wegen ihrer Tugend und sprachen, sie hielte es mit fremden Männern. Eines Morgens in der Frühe gieng der König zur Metten; ihm folgte ein Dienstmann, geheißen Sigerat. „Herr,“ sprach er, „was meine Frau (Herrin) begeht, das geziemt nicht Euren Ehren. Weiter traue ich mir nicht zu sagen.“ Der König sah ihn an und sprach traurig: „Daß Gott deiner walte, sag mir die Wahrheit! Hast du je etwas gesehen wider des Reiches Ehren, das verschweig mir nicht!“ Da sprach der Alte: „Herr, ich werde wahrlich nimmer froh, daß ich das erschaut habe: meine Frau, die Königin, minnt andere Männer. Werde ich auf einer Lüge ergriffen, so heiß mich an einen Baum hängen!“ Sofort kehrte der König um zu seiner Kemenate und legte sich wider zu Bette. Die Frau sprach zu ihm: „Herr, deß bin ich ungewohnt. Wie seid Ihr so bald wider gekommen? Sonst betetet Ihr bis an den Tag.“ — Da schlug er ihr einen

starken Faustschlag und rief: „Weh, daß ich dich jemals sah! Soll ich meine Ehre durch dich verlieren? Das muß dir an das Leben gehn!“ — Die Frau weinte sehr. „Herr,“ sprach sie, „schonet Eurer Worte, erhaltet Eure Ehre! Ich fürchte sehr, ich bin bei Euch verleumdet. Bin ich schuldig, so laßt mich das Leben verlieren. Gern wüste ich den Urheber.“ — Karl dem reichen gefiel die Rede; er bezwang seinen Zorn. Dann sprach er nach einiger Zeit: „Ist es, wie ich vernommen habe, so bist du schlimm gefahren: du pflegst unrechter Minne. Wie taugtest du dem Reich zu einer Königin?“ — „Herr, hab ich das getan,“ sprach sie, „so soll ich das Leben mit Recht verlieren. Dessen will ich mich verantworten; mit Gott werde ichs überwinden. Genas doch auch Susanna vor bösen Lügnern.“ Schnell sandte die Frau zu vier Bischöfen, die ihre Beichte vernahmen, und immer um sie waren; sie betete und fastete und löschte ihre Sünde; ihr fußfälliges Gebet (venie) war manichfalt. Als ihr Gerichtstag kam, sammelten sich alle Bischöfe und Herzoge und andern Volks eine große Menge. Die Königin rüstete sich zu ihrem schweren Werk. Gern hätten die Bischöfe und Herzoge sie daran gehindert. Aber die edle Königin sprach: „Wolle mein Herrgott nicht, daß ich je wider Krone trage, wenn man solche Mähre von mir sagt, ich hätte mich selbst entehrt.“ Das jammerte die Fürsten alle. Vor sie gieng die Frau mit aufgehobenen Augen; mit manchem gutem Segen schloff sie in ein Hemde, das dazu bereitet war. Man sang und las; alle die da waren, wünschten ihr um Gottes willen Gnade. An allen vier Enden, an den Füßen und an den Händen, entzündeten sie dann das Hemde. In einer kurzen Stunde brannte das Hemde ganz von ihr ab, und das Wachs rann auf das Pflaster; doch der Frau geschah kein Arg. Da sprachen Alle Deo gratias. Als die Bischöfe Urlaub nahmen, hieß der König die

Lügner fangen; sie wurden all an einen Galgen gehangen. Die Königin schied fröhlich von dannen. Sie entsagte des Reiches und diente fortan Gott mit Fleiße.

Aehnlich wird das Gottesurteil erzählt von dem berühmtesten Elsäßer Chronisten, Twinger von Königshofen um 1400: Daß sie noch eine reine Magd war, bewährte sie damit, daß sie ein gewichstes Hemde antat und damit in ein Feuer gieng und unversehrt blieb in dem Feuer. — Am ausführlichsten schildert den Vorgang eine lateinische Predigt über die Jungfräulichkeit der Kaiserin: Ihr ganzer Leib wurde in Leintücher gehüllt, die mit Wachs benetzt und getränkt waren und an vier Ecken angezündet wurden; von den Flammen umgeben sang sie zu dem Herrn, und als die verbrannten Tücher in Asche zerfielen, erschien die glänzende Jungfrau so unverletzten Leibs wie reinen Sinns, in des Feuers Mitte unversehrt ohne einen schwarzen Brandfleck auf der Haut, ohne ein versengtes Haar.

Die lebendige Volkssage, welche bereits von Specklin aufgezeichnet wurde und noch heute in der Gegend von Andlau verbreitet ist, machte seltsamer Weise die Landsmännin zu einer Königstochter von England. Sie war so weise und fromm, daß sie von allem Volke geliebt ward. Aber die Höflinge hatten des Kaisers Sinn betört und sie der Untreue gegen ihn angeklagt. Diese schmachvolle Verleumdung gieng Richardis so zu Herzen, daß sie darob erkrankte. Da trat eines Tages ein junger Rittersmann hervor und erbot sich nach der Sitte jener Zeiten für ihre Unschuld gegen deren Verleumder zu fechten. Allein keiner wagte es, den Kampf anzunehmen. Da zog die Kaiserin, welche die Schmach nicht länger tragen wollte, ein weißes seidenes Hemd an, das mit Wachs bestrichen war, und wandelte also bekleidet durch die Flammen: Hemd und Leib blieben ihr unversehrt, und ihre Widersacher wurden zu Schanden.

Aber ihres ungerechten Gatten und alles Herscherglanzes müde gelobte sie, Gott allein bis an das Ende ihrer Tage zu dienen und zu seinen Ehren ein Kloster zu bauen. Dasselbe sollte ferne von der Welt in der Wildniß liegen. Sie schickte daher den jungen Ritter, der für ihre Ehre eingetreten war, hinaus in den Waskenwald, damit er ihr in der Einsamkeit eine stille Zufluchtstätte suche. Sie selber zog sich unterdessen in das Kloster St. Stephan in Straßburg zurück und wies alle Aufforderungen des Kaisers, wider am Hofe zu erscheinen, mit Entschiedenheit ab. Der junge Ritter kam auf seinem Streifzug durch den Wasgau vom Odilienkloster herab über die nidern Abdachungen der Berge in ein einsames Tannental, durch das ein wildes Bächlein brauste. Am Wasser trank eine Bärin, und nahebei war ihre Höhle mit mehreren Jungen. Die Stätte deuchte den Ritter einsam und wild genug, und er berichtete darüber seiner Herrin. Richardis ließ dort ein fürstliches Kloster erbauen, worin nur edelgeborene Frauen Aufnahme finden sollten. Der junge Ritter, der von Andelo hieß, wurde des Klosters Schirmvogt und der Stammvater der Herrn von Andlau. Darum zeigt sein Wappen ein Kreuz auf goldenem Feld.

Nach einer abweichenden Sage erhielt die Kaiserin im Traum den Befehl, an dem Ort, wo sie einen Bären werde die Erde auskratzen sehen, das Kloster zu bauen (Schweighæuser, Bas-Rhin 30).

Zur Erinnerung an die Stiftung des Klosters wurden in einer unterirdischen Kapelle bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts lebendige Bären gefüttert und erst abgeschafft, als einer derselben ein Kind zerrissen hatte. Seitdem steht ein in Stein gehauener Bär hinter der Kirchtüre, und das zum Unterhalt der lebendigen Bären bestimmte Geld wird unter die

Armen verteilt. Die Vertiefung aber, in welcher die Bärin mit ihren Jungen gelegen haben soll, wird noch in der Krypta gezeigt und gilt als heilkräftig gegen Beinschäden. Bis in die neueste Zeit erhielt jeder vorüberziehende Bärenführer ein Brod und drei Gulden (Stöber, Sagen 157 ff.).

Die Richardissage widerholt sich fast Zug für Zug bei einer andern heiligen Kaiserin, bei Kunigund, der jungfräulichen Gemahlin Heinrichs II, in deren Legende sich auch das Märchen vom Gang nach dem Eisenhammer verwoben hat. Statt das brennende Wachshemd zu tragen, schreitet sie über sieben glühende Pflugscharen. Dasselbe wird erzählt von der englischen Königin Emma, Mutter Edwards des Bekenners; des Ehebruchs mit dem Bischof Alwin von Winchester angeklagt, schritt sie barfuß mit verbundenen Augen über neun Pflugscharen, vier für sich und fünf für den Bischof. Daß angeklagte Frauen durch das Gottesgericht des Feuers ihre Unschuld erhärten, ist eine häufig widerkehrende Sage, ohne daß man dabei an Entlehnung zu denken brauchte. Schon im Ramayana beweist die einem dämonischen Entführer wieder abgenommene Sita ihrem zweifelnden Gemahl Rama die Reinheit ihres Leibes, indem sie sich in die Flammen des Opferaltars stürzt, ohne zu verbrennen, und Lilawati, die Königin von Malwa, heimlichen Verkehrs mit dem Dichter Kalidasa beschuldigt, trägt zur Abwehr der Verleumdung eine rotglühende Eisenkugel in der unverletzten Hand. Hat sich die Sage selbst Frauen wie Kunigund angehängt, deren Leben ihr keinerlei historischen Rückhalt bot, um wie viel leichter muste sie sich an den Namen der elsäßischen Heiligen heften, deren wirkliches Schicksal ihr so nahe kam und nur einer von selbst sich darbietenden Ergänzung bedurfte, um sich zu einer poetischen Erzählung abzurunden.[137]

Aus der Zeit der sächsischen Kaiser ist Kuono, der treue

Held König Heinrichs des Finklers, hier anzuführen, weil seine Sage in der altelsäßischen Stadt Breisach localisiert war. Kuno (Konrad) war kleinen Wuchses und hieß daher Kurzebold; aber in seinen Adern floß alter Helden Blut, und in der Brust trug er ein großes mannliches Herz. Nach zweihundert Jahren noch giengen seine Abenteuer von Mund zu Mund, und noch im 17. Jahrhundert lebte er im deutschen Sprichwort neben dem starken Schweppermann. Einst saß er mit König Heinrich in Beratung, als ein Löwe, der aus dem Käfig gebrochen war, auf sie losstürzte. Der König, ein hochgewachsener Mann, wollte Kunos Schwert ergreifen; aber dieser sprang ihm zuvor und erschlug den Löwen augenblicklich. Auch einen Slaven von riesigem Körperbau, der herausfordernde Worte in des Königs Lager rief, streckte er als ein zweiter David mit dem Sper statt des Steines zu Boden. Eine Seltsamkeit des kleinen Helden war, daß er Weiber und Aepfel nicht ausstehen konnte und auf der Reise nirgends Herberge nahm, wo er eins von beiden vorfand. Um so lieber war ihm, wie dem alten Wate, mit guten Helden in harten Stürmen zu fechten. Als die gegen König Otto rebellischen Herzoge Giselbert von Lothringen und Eberhart von Franken bei Breisach, so lautet die Sage, ihr Kriegsvolk über den Rhein setzten und eben auf einem Plan am Ufer beim Brettspiel saßen, da überfiel sie Kurzebold mit zwanzig Rittern: Giselbert suchte auf dem Rhein zu entkommen, aber Kurzebold durchstieß den Nachen mit dem Sper, daß er sammt allen, die darin waren, versank. Den Herzog von Franken faßte er am Ufer, schalt ihn wegen seines Wankelmuts und hieb ihn mit dem Schwerte nider. So berichtet der Klosterchronist Eckehart von St. Gallen im 11. Jahrhundert nach den Liedern und Sagen seiner Zeit. Daß Kurzebold eine echte epische Volksfigur war, zeigen die individualistischen Züge, welche der Mönch in

seiner beiläufigen Erwähnung des Helden gerettet hat. Die Lieder selber sind auf immer verklungen.[138]

Unter Heinrich dem Heiligen legte der Bischof Wernher I von Straßburg den Grund zum heutigen Münster (1015) und erhielt daher den Beinamen Aedificator, der Erbauer. Von ihm und seinem Bruder Ratbod erzählt die habsburgische Stammsage: Aus einer edeln und reichen altrömischen Familie kamen einst zwei Brüder nach Deutschland gewandert und ließen sich in Straßburg nider. Der ältere wurde daselbst zum Bischof erwählt; der jüngere zog weiter ins Aargau. Dort dachte er zu bleiben, und sein Bruder gab ihm große Summen Geldes, daß er sich damit eine feste Burg baue; er aber warb sich damit Bundesgenossen unter den Edeln des Landes. Eines Tages entflog ihm beim Jagen sein Habicht auf einen hohen Felsen, und er stieg hinauf, ihn zu holen. Als er aber die Augen in die Runde schweifen ließ, sah er ein paradiesisches Land, mit schönen Feldern, Forsten und Flüssen geziert, und er wählte den Berg zu seinem Wohnsitz. Er ließ eine kleine Burg darauf erbauen, und nannte sie Habichtsburg (Habchspurg, Habsburg, burgus accipitris). Nach ihrer Vollendung lud er seinen Bruder in Straßburg ein, sie zu weihen. Als dieser den unansehnlichen Bau erschaute und des vielen Geldes gedachte, das er dazu gegeben hatte, konnte er seinen Aerger kaum verbergen. In der Nacht aber lagerten sich die befreundeten Edeln des Landes in hellen Haufen wie Feinde um die Burg; ihre Frauen und Töchter folgten reichgeschmückt zu Wagen und zu Roß, und Zelte und Küchen deckten das Feld. Als der Bischof am Morgen das Heer gewahrte, glaubte er sich schon von seinem Bruder verraten und entsetzte sich sehr. Sein Bruder aber führte ihn auf die Mauer und wies hinab: „Hätte wohl die beste Burg, die ich hätte erbauen können, gegen diese Menge

Stand gehalten? Nun habe ich aber eine kleine Burg erbaut und mit deinem Gelde diese starken Heerschaaren uns zu Freunden und Dienstmannen geworben. Komm hinab, Herr Bruder, du wirst sehen, daß ich die beste Burg erbaut habe, mit den stärksten Männern ummauert, mit unzertrennlicher Freundschaft befestigt." Er führte den Bischof hinab, der mit Jubel und Ehren empfangen wurde, wie er sie in seinem Leben nicht geschaut, und das Einweihungsfest der Habsburg währte mehrere Tage in Pracht und Lustbarkeit (Felicis Fabri monachi Ulmensis Historia Suevorum L. I, c. 13 bei Goldast, Rerum Suevicarum Scriptores, Ulmae 1727, p. 41).[139]

Aus der Periode der fränkischen Kaiser hebt die Sage den Aufstand der Stadt Ruffach gegen Heinrich V und den Heldenmut ihrer Frauen verherrlichend hervor. Der ergreifende Nekrolog des unglücklichen Kaisers Heinrich IV aus der Feder eines geistvollen Zeitgenossen berichtet in kurzen Zügen über dieses Ereigniß: das Gefolge König Heinrichs V habe durch Unfug die Einwohner von Ruffach gegen sich aufgebracht; durch des Königs Einmischung sei der Zwist nur noch stärker entfacht worden und Alles gegen ihn aufgestanden, die Weiber mit den Männern, die Knechte mit den Herren, die Schwachen mit den Starken, so daß der König und die Seinen mit Zurücklassung der Reichskleinodien haben fliehen müssen; zur Rache habe Heinrich trotz geschlossenen Friedens später die Stadt verwüstet und unter den Einwohnern ein Blutbad angerichtet (Vita Heinrici c. 11, bei Pertz, Mon. XIV, 280). Dieß geschah im Jahr 1106. Die Tatsache, daß sich die Weiber von Ruffach bei der Verjagung des Königs beteiligt hatten, gab der Sage willkommenen Stoff zu dichterischer Motivierung und Ausschmückung. Nach ihr war es besonders der kaiserliche Schloßvogt gewesen, der sein böses Spiel mit den Einwohnern des Städtchens trieb.

Am Ostertage ließ er während des Kaisers Anwesenheit eine schöne Bürgerstochter, die mit ihrer Mutter eben in die Kirche gehen wollte, gewaltsam zu sich aufs Schloß bringen. Da rief die verzweifelnde Mutter die Männer zur Abwehr solcher Schmach; doch sie wagten nichts gegen die Uebermacht des Bedrückers. Die Frauen aber, welche die Mutter bei der Liebe zu ihren eigenen Töchtern beschwor, griffen Waffen auf, sprengten die Tore des Schlosses und hieben die Wache zusammen. Nun wuchs auch den beschämten Männern der Mut. Die ganze Bevölkerung erhob sich; die Kaiserlichen fielen unter den Streichen der Bürger, und Heinrich selbst entkam mit Mühe nach Kolmar. Die Frauen brachten Krone, Scepter und Mantel, welche er zurückgelassen hatte, im Triumph zur Kirche und legten sie auf den Altar der heiligen Jungfrau nider. Von dieser Zeit an hatten die Ruffacher Frauen bei allen öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen den Vorrang vor den Männern und noch heutigentags stehen ihre Kirchenstühle zur rechten Seite des Altars (Stöber, Sagen 61).[140]

Zu den kriegerischen Frauen der deutschen Sage und Geschichte hat das Elsaß überhaupt ein reiches Contingent gestellt. Besonders die Bürgersfrauen der Städte bewahrten den entschlossenen Sinn und den streitbaren Mut ihrer altgermanischen Mütter. Als im J. 1375 die Raubhorden der sogenannten Engländer gegen Gebweiler heranzogen, steckten sich sofort auch die Weiber der Stadt in Harnisch, um den Feind durch ihre Zahl zu täuschen (Chronique des Dominicains de Guebwiller, p. 25, hier fälschlich ins J. 1293 verlegt), und siebzig Jahre später, als der Dauphin Ludwig mit den „armen Gecken,“ den Armagnacs, das Elsaß überfiel, um die natürlichen Grenzen Frankreichs wider herzustellen, wurde die Stadt durch die Geistesgegenwart eines Weibes gerettet. „Nachdem der Del=

phin," so erzählt die Chronik der Dominikaner, „mit seinen Generalen undt Kriegs-Obristen Rath gehalten, zoch er an Sanct Valentini Abendt (13. Febr. 1445) für dise Stadt undt nach Mitternacht umb die drey Uhren gegen dem Tag kamen sie undt legten Leitheren an die Ringmauwren auswendtig gegen der hinderen Badstuben undt stigen auff die Mauwren; undt als die Mawur mit Stein belegt ware, da fielen die Stein auff das Gerüst, das es ein grosses Geboldter undt Getös von sich gabe, ab welchem die Wächter erwachten (dan sie hatten sich in die Badstuben in die Wärme gelegt, weilen es selbige Nacht sehr kalt ware). Die Wächter fiengen an zu schreuwen undt machten einen grossen Lärmen, also das die Leith aus dem Schlaff erwacheten undt luffen alle dem Geschreuw zu. In dessen aber war ein wackhers Weib in der Statt mit Namen Bridt (Brigitta) Schickhin; sie lies ihr das Heil der Statt wohl angelegen sein. Die selbige nahm etlich Wellen Stroh undt luff auff den Prediger Gang, zündete dasselbige Stroh an, wurffe solches mit grossem Geschreuw über die Mauwren hinaus in den Stattgraben, ab welchem ein solcher Forcht undt Schräckhen undter den Feind kame, das er eiligist widerumbh zurückh den Schinberg hinauff undt die Flucht nahme, nicht ohne eine sonderbare Schickhung Gottes" (ebenda p. 63). Noch heute sind in der Pfarrkirche der Stadt einige Leitern der Armagnacs zu sehen.

Ein Jahr zuvor erschlugen die Bauern von Geberschwihr plünderndes Kriegsvolk des Dauphin und retteten sich mit der abgejagten Beute nach Münster. Die Armagnacs steckten das offene Dorf in Brand und griffen die in demselben stehende Mittelburg an; aber in diese hatten sich die zurückgebliebenen Weiber des Orts geflüchtet und wehrten sich so tapfer, daß die Belagerer abziehen musten (Aus Maternus Berlers Chronik bei Strobel, Gesch. III, 202).

Vom Weiberkrieg in Buchsweiler gegen die böse Bärbel war bereits die Rede. Auch in einem Aufruhr zu Mülhausen am 13. Juni 1590, als die Feinde der Ordnung sich des Rat- und Zeughauses bemächtigt hatten und die Einwohner durch Geschrei und Schießen in Schrecken setzten, war es eine Frau, Anna Schön, welche den auf der Straße versammelten Bürgern Mut einsprach, so daß sie zu den Waffen griffen, und den Aufstand niderschlugen (Graf, Geschichte der Stadt Mühlhausen, Mühlh. 1820, II, 242 ff.).

Mit besonderer Treue hiengen die Elsäßer an den hohenstaufischen Kaisern, ihren alten Herzogen, welche ihrerseits mit Vorliebe im Elsaß verweilten. Friedrich I behielt noch als deutscher König die elsäßische Herzogswürde bei. Der hohenstaufische Lieblingssitz war Hagenau.

Einst, so erzählt die Sage, zog ein Herr in den heiligen Forst auf die Jagd und entdeckte mitten in der Wildniß eine Insel, von der Moder umflossen, mit einem großen Hag, wohin das Wild vor den Rüden flüchtete, und es kam ihm in den Sinn, wie gar wohl an dieser Stätte eine kaiserliche Veste und Burg stünde und das Wasser so lauschiglich auch um die Burg fließen würde, wie es um den wilden Hag floß. Darnach wurde die Burg erbaut königlich und zierlich und von dem Hage Hagenau genannt, und in der Mitte stand des Landesherren Ritterhaus.

Nach Einigen soll Barbarossas Vater, Herzog Friedrich der Einäugige von Schwaben und Elsaß, im J. 1115 oder 1123 die Burg gegründet haben. Der Ort Haganoha kommt jedoch schon in einer Urkunde von 1105 vor. Herzog Friedrich vergrößerte das Jagdschloß, Kaiser Konrad III gründete die St. Georgskirche, und Barbarossa verwandelte das Schloß in eine kaiserliche Pfalz. Das war ein viereckiger Bau mit starken Ecktürmen; für die Hauptsehenswürdigkeit galten noch in späten Jahrhun-

derten die drei übereinander gewölbten Kapellen, die unterste dem Vater, die mittlere dem Sohn und die oberste dem heiligen Geiste geweiht; über der letztern, auf der Spitze des Turms saß eine goldene Taube, welche als Wahrzeichen auf die Münzen der Stadt geprägt wurde. Hier waren unter Barbarossa die Reichskleinodien aufbewahrt. Noch im 17. Jahrhundert zeigte man den steinernen Gerichtstuhl, darauf der Kaiser gesessen habe.[141] Daß in diese, seine Lieblingspfalz der Rotbart lebendig verzückt worden sei, wurde schon unter den mythischen Sagen (oben p. 36) besprochen. Den ehrwürdigen Bau zerstörten die französischen Mordbrenner, welche unter Marschall von Crequi im Jahr 1678 die Stadt an vier Enden anzündeten; die ausgebrannte Ruine ließ De la Grange, der Intendant des Elsaßes, im J. 1687 abbrechen und die Steine zum Bau von Fort Louis verwenden. Unter der wälschen Herrschaft errichteten sodann die Jesuiten ihr Collegium auf der verwüsteten Stätte des Hohenstaufenschlosses.

Ein interessantes Beispiel für die Entstehung erklärender Sagen begegnet uns in Kaisersberg. Dort findet sich über dem Portal der altertümlichen Kirche eine Gruppe ausgemeißelt, welche die Krönung Mariä darstellt. Der gekrönte Christus berührt mit der rechten Hand die Krone auf dem Haupte seiner Mutter; vor ihnen knieen Engel mit Rauchfässern, welche jedoch wegen der Kürze der Wurfbänder wie Beutel aussehen. Da nun in der Ueberlieferung Barbarossa statt seines Enkels Friedrich II für den Gründer der Stadt und der Kirche galt und sein steinernes Bild von Alters her den Brunnen bei der Kirche zierte, so wurde auch die gekrönte männliche Figur in jener Gruppe für Barbarossa gehalten. Wen anders konnte das Frauenbild neben ihm vorstellen als seine Gemahlin? Aber warum streckte er die Hand nach ihrer Krone aus, und was sollten die

Engel mit den Beuteln? Auch hiefür fand sich Rat: Dem Kaiser, so lautet die naive Erklärung, war während des Kirchenbaus das Geld ausgegangen, und er stand eben im Begriff, die Krone seiner Gemahlin zu versetzen, als ihm zur Belohnung seines frommen Eifers zwei Engel mit vollen Beuteln erschienen, um die Krone der Kaiserin einzulösen und den Bau der Kirche zu fördern (Stöber, Sagen 103).

Der Sehnsucht nach dem gefeierten Kaisergeschlecht entsprach der Erfolg, welchen der falsche Friedrich von Neuß, Theodor Holzschuh, im Elsaß hatte; Hagenau und Colmar huldigten ihm im Jahr 1285 und standen unter des Betrügers Bann, bis er von Rudolf von Habsburg in Wetzlar gefangen und als Ketzer und Zauberer verbrannt wurde (Ellenhardi Chronicon bei Pertz, Mon. XVII, 134).

Zu König Rudolf hielt vor allem die Stadt Straßburg, deren Bannerherr er gewesen war (venre der stete zu Stroszeburg, Closener, Städtechroniken VIII, 42), und welcher er im glorreichen Kampf mit ihrem Bischof Walther von Geroldseck redlich beigestanden hatte. Gleich nach seiner Wahl wurde er daselbst glänzend empfangen und verweilte von da an häufig in der Stadt; noch kurz vor seinem Ende besuchte er sie, und als er in Todesahnung hinausritt, rief er wehmütig: „Leb wohl, Stadt! Lebt wohl, meine lieben Bürger!“ (Ellenhardi Chronicon a. 1291, Pertz XVII, 134). Noch im selben Jahre starb er, und der Bischof Konrad von Lichtenberg ließ sein Reiterbild neben dem von Chlodwig und von Dagobert über dem Münsterportal anbringen, von welchen drei Statuen das Volk später erzählte, es seien drei Könige, welche über den Bau des Münsters arm geworden seien (Stöber, Sagen 471).

Unter Rudolfs Regierung (1275) war der Hauptbau des Münsters fertig geworden und stieg, nach des Bischofs Aus-

druck, immer reizender für die Augen des Beschauers in manichfaltigem Schmuck wie die Blumen des Mai in die Höhe.[142] Zwei Jahre darauf hatte Meister Erwin von Steinbach Façade und Türme begonnen. Anno domini 1277 in die beati Urbani hoc gloriosum opus incoavit magister Erwinus de Steinbach, so verkündete eine Inschrift am nördlichen Turm. Wann sie in den Stein gemeißelt wurde, können wir nicht mehr erforschen; denn sie ist längst verschwunden. Die Grabinschriften des Meisters und seines Sohnes Johannes sind unecht; die Straßburger Chronisten des Mittelalters, Closener und Königshofen, schweigen über ihn. Die Zeit, welcher zum Trotz er sein Riesenwerk ersann, hat sich an ihm selber gerächt. Vergessenheit umschleiert sein Bild und sein Leben. In klarer Pracht, in ewiger Jugendfülle steht das Werk; vom Meister blieb nichts als der Name. Um so üppiger rankt sich die Sage um den Wunderbau von der nächtigen Tiefe des Fundaments bis zu der sonnigen Spitze.

Wer ist die jungfräuliche Gestalt vor dem Portal auf den Gräten mit dem Meißel in der Hand? Jedes Kind weiß die Antwort: Es ist Sabina, Meister Erwins Tochter, und die Phantasie zeigt uns ein liebliches Familienbild in der Bauhütte des Meisters. Allein der südliche Arm des Münsters mit Sabinas Portal ist älter als Erwin; ihre Statuen, so viel davon die Hämmer der Schreckensmänner am Tempel der Vernunft übrig gelassen haben, tragen die Züge des zwölften Jahrhunderts. Sabina ist ein volles Jahrhundert älter als ihr angeblicher Vater Erwin. Lag der Sage von der versetzten Krone in Kaisersberg ein Mißverständniß kirchlicher Sculpturen zu Grunde, so beruht die Sage von Erwins Tochter Sabina einzig und allein auf einem Uebersetzungsfehler. Eine Schriftrolle, welche der Apostel Johannes in der

steinernen Hand hielt, zeigte in vertiefter Schrift zwei leoninische Hexameter:

Gratia divinæ pietatis adesto Savinæ,
De petra dura per quam sum facta figura.

Zu deutsch: Die Gnade göttlicher Barmherzigkeit sei mit Sabina, von der ich, diese Figur, aus hartem Steine gemacht worden bin. Seit mehr als drei Jahrhunderten jedoch verbanden Gelehrte und Laien de petra dura mit Savinæ und übersetzten „Sabina von Steinbach," und der erste, dem dieser unbegreifliche Irrtum auffiel, war Ludwig Schneegans ums Jahr 1850. [143]

Die übrigen Münstersagen von dem schauerlichen unterirdischen See, über welchem das Fundament auf Erlenpfählen ruht, von den merkwürdigen Bildwerken außen und innen, von der Mordtat beim Beginn der Grabarbeiten für Erwins Turm, von den drei Junkherren von Prag, welche das Achteck des Turms von der Plattform an mit den zierlichen Schneckenstiegen bauten 2c. 2c. findet man gesammelt von Ludwig Schneegans in Stöbers Sagen (p. 402. 451 ff.).

Forteilend durch die Jahrhunderte wird unser Blick durch ein fröhliches Festgetümmel in Straßburgs Gassen angezogen. Wider kam ein deutscher König die treue Stadt zu besuchen. Es war am Abend des 7. Juli 1414; die Glocken klangen vom Münsterturm, dessen fast vollendete Pyramide noch das Gerüst verhüllte, als König Sigismund von zahlreichen Schiffen geleitet durch die Rheingießen in die Stadt einfuhr, von den Zünften mit Stangenkerzen empfangen. An der neuen Brücke stieg er zu Roß und ritt mit seinem prächtigen Gefolge durch die jubelnden Gassen; auf dem Münsterplatz war das Gedränge so groß, daß der König nicht in das Münster kommen konnte

und gleich seine Herberge, den Lohnherrnhof neben dem jetzigen Luxhof in der Brandgasse, aufsuchte. Erst nach dem Abendschmaus, als die Menge sich verlaufen hatte, betrat er den herrlichen Bau. Die Stadt schenkte ihm drei Fuder Weins, ein rotes und zwei weiße, und eine silberne vergoldete Kanne, 200 Gulden wert. Der Bischof Wilhelm von Diest gab ihm ein Fest in seinem Garten, wozu der gesammte Adel geladen wurde. Noch währte der Zwist der zwei feindlichen Geschlechter Mülnheim und Zorn, und der Bischof selbst lag mit der Stadt in Hader; daher ließen Meister und Rat, um gegen jegliche Störung des Festes sofort einschreiten zu können, an den Toren und auf den Türmen strenge Wache halten, und die Zunftstuben lagen voll Gewappneter. Doch das Fest verlief friedlich und in Freuden. Nachdem der König sich auf dem Mühlstein, der Trinkstube der Mülnheim, bei Gelag und Tanz vergnügt hatte, luden ihn die Frauen der Zornschen Familie für den folgenden Tag auf ihre Stube zum Hohensteg. Gerne, gab er scherzend zur Antwort, wolle er kommen, allein er wisse den Weg nicht, sie müsten ihn wohl abholen und dahin geleiten (Stöber, Sagen 406 ff.).

Am andern Morgen, zur Primezeit, um sechs Uhr, so erzählt Bernhard Hertzog, kamen die Frauen wirklich „in des Lonherrn hoff, da der König inne gelegen. Vnd als der König solches gewahr worden, sey er auffgestanden, einen Mantel vmb sich geworffen vnd barfuß mit den Weibern durch die Statt gedantzet. Vnd da er in die Korbergassen (jetzt Corduangasse, rue du maroquin) kommen, haben sie jhm ein par schug vmb 7 Creutzer gekaufft, jhme solche angethon, vnd habe der König als ein weiser schimpflicher (scherzliebender) Herr zugelassen, wie die Weiber mit ihm gehandelt, kam zum Hohenstege, dantzte vnd fügte sich wieder in seine Herberg vnd rugte“

(Buch 2, p. 96). Beim Abschied kaufte Sigismund für die Frauen 150 Fingerringe, „deren eins zweyer, auch anderhalb gulden wertt was“; die Frauen geleiteten ihn auf Schiffen den Rhein hinab eine halbe Meile Wegs und hielten ihm auf einem Wört das Abschiedsmahl (ebenda).

Dieß lustige Genrebild wurde hier angereiht, da es die Geschichtsforscher ins Reich der Sage verwiesen haben, und so, wie es uns überliefert ist, mag es wohl in seiner Ausgelassenheit etwas übertrieben sein. Man verwarf den Vorgang als eines Königs unwürdig; allein wer den aller Sitte Hohn sprechenden Uebermut und bis zur äußersten Rohheit gesteigerten Mutwillen jener Zeit ins Auge faßt, dem muß der öffentliche Tanz des jungen Königs im Nachtgewand als ein liebenswürdiger harmloser Spaß erscheinen. Man lese bei Schilter die haarsträubenden Actenstücke über die Excesse der Edelleute in Straßburg um 1419 (Königshofen p. 817 ff.).

Daß der galante König bei den Straßburger Frauen ganz außergewöhnliches Vergnügen gefunden hatte, beweisen die authentischen Berichte der Straßburger Botschafter Ulrich Meiger von Wasenerk und Ritter Goße Burggraf. Ulrich Meiger der Protonotarius schreibt an seine Obern aus Avignon, wohin er dem König gefolgt war, im Januar 1416: „Min Herre der Künig meinet, er sye zu Straßburg by uch der Frauen Burger, und darumb hat er mir wohl 200 guldin wert guldiner Ringe gegeben, den Frawen heimzubringende zu eime guten Jare, die zu teilende und darzu zu redende, als mir sin gnade denne hat bevolhen“ 2c. (Wencker, Collecta Archivi, Argentorati 1715, 4°, p. 158). In der Fastnacht desselben Jahres überreichte der Gesandte dem König, der sich nach Paris begeben hatte, einen Brief der Frauen von Straßburg mit einem Halskleinod. Er berichtet hierüber am Freitag vor der großen Fast-

nacht 1416: „Dieweil es nun die Vaßnacht waz, so trat ich für den Künig uf den abent und wolt nun der Frawen sache für mich nemen, als ich auch tett. Do ward er zumal froelich und hieß mich der Frawen brief lut lesen, daz es menclich hort, und hett grosen froede und mute darabe. Also gab ich Im der Frawen Cleinot, das tette er an den Halß und trug es die gantze nacht, und sprachen die gesellen, sie hetten In uf diser Vart nie so froelich gesehen, als In die Frawen von Strazburg gemachet hetten, und er hies die gesellen in siner Kamer vor Im tantzen, — und er sprach, er wolt den Frawen von Londers uz Engellant erst vil Dinges schicken oder selber bringen, — und do er das Cleinot an den hals gehieng, do sprach er: nun will ich mit disem Cleinot, ob Gott wil, von hut über ein Jar uf den Turken ligen, darumb wer durch Gott und durch Ere oder umb Frawen willen mit den Turken vächten welle, der soll uff di zit bi mir syn" (ebenda 159).

Der Ritter Goße Burggrave fand den König zu Aachen auf St. Nicolaus Abend (6. Dec.) desselben Jahrs. Sigismund reichte ihm gnädig die Hand, und seine erste Frage war nach den Frauen. „Gnediger Herr," antwortete der Ritter, „sie hant groß verlangen nach uwern gnaden" (eb. 160).

Von dem Tanz und den Schuhen handelte sicher ausführlich jenes merkwürdige große Anekdotenbuch über Sigismund, das einst im Elsaß existierte und zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Besitz des Herrn von Blumeneck war. Es enthielt aus dem Leben des humoristischen geistreichen Fürsten „eine Unzahl der ergetzlichsten Geschichten und Schwänke, welche er in seiner Jugend mit den Weibern von Straßburg, denen alle Zeit seine Gesellschaft sehr lieb gewesen, und mit andern vornehmen Frauen in eben so vertraulichem als ehrbarem Zusammenleben aufgeführt hatte." Welches Schicksal diese kostbare Sammlung gehabt

hat, wer weiß es zu sagen? Die Kunde von des Königs Tanz aber lebt noch heute im Munde des Volks, und zum Wahrzeichen dreht sich noch immer ein Schnabelschuh als Wetterfahne auf einem alten Hause der Corduangasse (Piton, Strasbourg illustré, Strasb. 1855, I, 137).[144]

Wenige Jahre nach Sigismunds erstem Besuch kam ein aus Mainz in Parteifehden geflüchteter junger Patrizier nach Straßburg und nahm seine Herberge außerhalb der Stadt am Ufer der Ill beim Kloster St. Arbogast, dem spätern Wirtshaus zum grünen Berg vor dem Weißenturmtor (Aufschlager, das Elsaß I, 192). Sein Vater hieß Friele Gensfleisch, seine Mutter Else von Gutenberg (Gutenberg war der Name eines Hauses in Mainz), und nach beiden wurde er der junge Henne Gensfleisch zum Gutenberg genannt. Er war ein heißblütiger, gewalttätiger Cavalier: da man ihm seine Zinsen in Mainz vorenthielt, nahm er frischweg den zufällig in Straßburg anwesenden Stadtschreiber von Mainz gefangen (1434) und gab ihn erst frei, als der Straßburger Magistrat vermittelnd einschritt. Er heiratete eine adeliche Straßburgerin, Ennelin zu der Iserin Tür, jedoch erst, nachdem sie ihn auf Erfüllung seines Ehegelöbnisses verklagt hatte. In seinem abgelegenen Hause trieb der unmüßige Mann allerlei geheime Künste im dunkeln Drange seiner Zeit.

Die Erfindung des Papiers hatte eine gewaltige Revolution in der Vervielfältigung der Schriftwerke angebahnt. Zu Anfang des Jahrhunderts war von den niderländischen Briefmalern der Holzschnitt und die Druckerpresse erfunden worden, eine weltumgestaltende Tat vergessener Männer. Noch lastete zwar auf der jungen Erfindung der schwerfällige Tafeldruck; aber auch ihn zersprengte ein erlösender Gedanke: der Holzschneider Lorenz Koster von Harlem schnitzte um 1426 die ersten beweg-

lichen Holzlettern. Wie naheliegend scheint uns jetzt dieses Hilfsmittel, und wie spät verfiel die europäische Menschheit darauf, obgleich schon die römischen Kinder zu Quintilians Zeit an beweglichen Elfenbeintypen das Lesen gelernt hatten (Institutiones Oratoriæ I, 1) und ferne im Reiche der Mitte die klugen Chinesen sich seit achthundert Jahren des Holzschnittes, seit vierhundert ihrer beweglichen Wortzeichen bedienten, bei ihnen lebende Zeichen (huo-tsö) oder aneinander gereihte Perlen (tsiu-tschin) genannt (Comptes rendus de l'Académie des sciences Paris 1847, XXIV, 1002).

Das erste, nur auf einer Seite der Blätter, gedruckte Buch in Europa war „der Spiegel des menschlichen Heils" (Speculum humanæ salvationis) in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts. Ein Exemplar muß ums Jahr 1435 dem begierigen Adepten von St. Arbogast in die Hände gefallen sein; dessen Scharfsinn durchschaute das Geheimniß und ließ ihn nicht ruhen, bis er durch selbstständige Versuche das ganze Verfahren der Harlemer nacherfunden hatte. Er schloß mit einigen Straßburger Bürgern einen Verein, dessen Zweck war nach der zweideutigen Losung der Eingeweihten, „Spiegel" — wie jenen aus Harlem — zu fabricieren. So wurde Straßburg zur Geburtsstätte des deutschen Bücherdrucks, und mit Recht steht Gutenberg, nicht der erste Erfinder, aber der große „Eroberer der Buchdruckerkunst," aus Erz gegossen im Herzen der Stadt.

Mit Gutenbergs Gesellschaft war ein junger Goldschreiber, Johannes Mentelin von Schlettstadt, in Beziehung getreten und setzte, als Gutenberg im Jahr 1444 nach Mainz zurückgekehrt war, dessen Unternehmungen fort. Im Jahr 1458 druckte er bereits täglich gegen 300 Blätter, im Jahr 1466 vollendete er seine lateinische Bibel in Folio und wurde dafür

vom Kaiser Friedrich III in den Adelstand erhoben; er starb reich und hochgeehrt im Jahr 1478, und sein Tod wurde der Bürgerschaft durch das Anschlagen der großen Glocke verkündet.

Das Ansehen, in welchem Mentelin nicht bloß bei seinen Mitbürgern, sondern auch beim Kaiser gestanden, hob ihn in der Erinnerung des Volks über den mit viel bescheideneren Ehren dahingegangenen Gutenberg. Schon bei Wimpheling, einem Zeitgenossen der beiden, begegnet uns die Sage, daß ein Straßburger die Buchdruckerkunst erfunden habe. Nach Specklin war der Erfinder Johann Mentele am Fronhof zum Tiergarten im Jahre 1440; der hatte einen ungetreuen Diener Johann Genßfleisch, welcher, als er ihm die Kunst genugsam abgestohlen, in seine Heimat nach Mainz entfloh und das Geheimniß dem Gutenberger verriet, der als ein reicher Mann sich der Kunst mit Vorteil bemächtigte. Ueber diese Treulosigkeit bekümmerte sich Mentele so hart, daß er starb vor Leid, und zu Ehren der Kunst bestattete man ihn im Münster und ließ eine Druckerpresse auf seinen Grabstein meißeln. Gott aber strafte den falschen Diener, den Genßfleisch, daß er erblindete (Schilters Königshofen p. 442). Man sieht, die sagenbildende Phantasie ist nie um Auskunftsmittel verlegen, und wenn sie auch den Armen zum Reichen, den Meister zum Diener umwandeln und einen leibhaftigen Menschen in zwei verschiedene Personen zerspalten muß.

Ganz auf Specklins Erzählung beruht die Darstellung der Streitfrage über den Erfinder der Buchdruckerkunst im sechsten Gesichte Philanders von Sittewald (Straßburg 1665, II, 804 ff.): nachdem der Franzose und der Niderländer mit ihren Ansprüchen abgewiesen sind, tritt Mentelin mit obiger Sage auf, und Gutenberg selbst bezeugt, daß ihm Mentelins Diener Genßfleisch das Geheimniß seines Herrn geoffenbart habe.

Die Ansicht blieb im Elsaß die herrschende, bis der gelehrte Schöpflin im Jahre 1760 mit wichtigen, von Archivar Wenkler im Pfennigturm entdeckten, Documenten hervortrat. Es waren dieß Protokolle eines Zeugenverhörs in einem Proceß, welcher von den Brüdern eines verstorbenen Geschäftsgenossen Gutenbergs im Jahre 1439 gegen ihn angestrengt, aber zu seinen Gunsten entschieden worden war. Aus diesen Akten ergab sich unzweifelhaft, daß Gutenberg lange vor Mentelin, bereits im Jahre 1436, Versuche mit der Buchdruckerpresse gemacht hat. Trotzdem gibt es noch heute Elsäßer, welche an der Priorität ihres Landsmannes festhalten, wenn sie auch nicht mehr an die Volkssage von dem verdoppelten Plagiator glauben. [145]

Zu Mentelins Lebenszeit war es, daß der Herzog Sigismund von Oesterreich das Sundgau an Karl den Kühnen verpfändete (1469) und dieser seinen Landvogt Peter von Hagenbach ins südliche Elsaß sandte, damit er ihm die freien Reichsstädte untertan mache. Maßlos waren des Landvogts Bedrückungen und Erpressungen; in den sagenhaften Erinnerungen des schmählich verpfändeten und mißhandelten Landes lebte er fort als das Urbild eines Tyrannen. Bei seiner Hochzeit, welche er im Jahre 1470 zu Thann feierte, bestimmte er die Geschenke, welche man ihm zu bringen hatte. Den Straßburgern ließ er sagen, sie werden nächstens keinen Rat und Ammeister mehr zu wählen brauchen; er werde ihnen einen setzen, der kein Schneider oder Schuster sei, den Herzog von Burgund. Die Stadt Ensisheim, die sich ihrem alten Herrn, dem Herzog von Oestreich, zugewandt hatte, suchte er durch List am hellen Tage zu überrumpeln, fand aber die Bürger auf ihrer Hut. Da kam er in der Osternacht 1474 mit 500 Reitern wider, um während des Glockengeläutes die Leitern an die

Stadmauern legen zu lassen. Da, so erzählt die Sage, warf sich ihm ein weißgekleidetes Weib zu Füßen und flehte ihn um Erbarmen für die Stadt. „Schone wenigstens der Weiber und Kinder," bat sie, „entehre das Heiligtum nicht! Dein Becher ist voll von Blut; man muß dir Halt zurufen, oder du bist verloren!" Aber während dieser Verzögerung hatten die Wächter das Kriegsvolk bemerkt, und statt der Mettenglocken begannen die Sturmglocken zu läuten. Rasend über den vereitelten Anschlag riß Hagenbach sein Schwert heraus und durchbohrte das Weib, das ihn aufgehalten. Es war seine Schwester. Der Blutbecher quoll über; des Wüterichs Zeit war um. Wenige Wochen darauf — und die Kinder in den Gassen von Breisach sangen auf den Gefürchteten das spöttische Osterlied:

Christ ist erstanden!
Der Landvogt ist gefangen;
Deß sollen wir froh sein!

und acht Henker stritten sich darum, wer dem gefolterten, verlorenen Mann den Kopf abschlagen dürfe. [146]

Der Plan Karls des Kühnen, aus dem sein hochfahrender Landvogt kein Hehl gemacht hatte, das Elsaß vom deutschen Reiche loszureißen, mißlang. Unter den Siegesfahnen von Granson, Murten und Nanse wehte auch das Marienbanner von Straßburg. Auch noch im folgenden Jahrhundert prallte die Arglist wälscher Raubgier an der Klugheit und Entschiedenheit der Straßburger ab.

Zwar hatte die pfäffische Politik Karls V die protestantische Stadt in das Bündniß des Kurfürsten Moritz von Sachsen mit König Heinrich II von Frankreich gedrängt, und der letztere pomphaft angekündigt, er werde selber zum Schutze der deutschen Freiheit ins Feld rücken — le voyage du Roy tres-chrestien

aux Allemagnes pour la restitution de leurs libertéz nannte der naive Augenzeuge Franz von Rabutin den Heerzug Heinrichs — allein die Straßburger hatten das unnatürliche Bündniß bald zu bereuen. Die perfide Gewalttat, mit der Metz überfallen und nebst Toul und Verdun dem französischen Reich einverleibt wurde, ließ über die wahren Absichten des edeln Bundesgenossen keinen Zweifel übrig. Als er ins Elsaß eingerückt war und in Zabern Quartier genommen hatte, kamen daher Gesandte des Straßburger Magistrats zu ihm hinaus, ersuchten ihn, ihr Gebiet zu schonen und boten ihm Lebensmittel für seine Truppen zu billigen Preisen. Der Connetable von Montmorency, der dieselbe List, womit er Metz gewann, gegen Straßburg ins Werk zu setzen dachte, verlangte vom Rat, daß der König und die fremden Gesandten mit einem kleinen Gefolge Zutritt in die Stadt erhielten. Der Rat gab die Bewilligung; als sich aber die Gesandten mit einem wachsenden Haufen von Kriegsleuten den Mauern näherten, krachte ihnen aus der wohlbewehrten Stadt das Geschütz entgegen und nötigte sie zu eiligstem Rückzug. Auf die Reclamation des königlichen Abgesandten erwiderten die Straßburger zornig, die Metzer seien, weil sie selber französisch redeten, von den Franzosen übertölpelt worden; hier spreche man nur deutsch und wolle sich nicht von Franzmännern betrügen lassen; der Connetable solle nicht glauben, daß er es mit Dummköpfen zu tun habe, welche (wie die Metzer) unter einer Fahne sechs Compagnien in ihre Stadt ließen, sondern er solle sich versichert halten, daß der König nur selbvierzigst hereinkommen werde. Der heißhungrige Connetable riet dem König, sich wenigstens mit diesem zugestandenen Gefolge in der Stadt festzusetzen, und schon waren die Begleiter ausgewählt, als der schlaue Marschall Vieilleville in einer dringlichen Ansprache, worin viel von den deutschen Barbaren und Trunken-

bolden die Rede war, den König von der Gefährlichkeit dieses Schrittes überzeugte. Nur eine Nacht blieb Heinrich vor Straßburg und zog sodann gegen Hagenau und Weißenburg ab (1552).

Die Straßburger taten sich viel darauf zu Gute, daß sie mit den heimtückischen Wälschen so wenig Umstände gemacht hatten; besonders freuten sie sich der Wirkung ihrer sprichwörtlich gerühmten Geschütze. Eine wohlgezielte Kugel aus der „Meise", so erzählten sie, sei vom Walle der Stadt bis in des Königs Zelt beim Hausberger Brünnlein geflogen, habe zwar Niemand ein Leid getan, aber dem König solchen Schrecken eingejagt, daß er eilig aufgebrochen sei (Stöber, Sagen 420). Noch lange war im Arsenal das Geschütz zu sehen, und die Straßburger hörten es gerne, wenn man ihren alten Spitznamen Meisenlocker auf diesen vernehmlichen Singvogel zurückführte. Aber die Zeiten kamen anders: als nach 129 Jahren die frechen Gäste sich wider herzudrängten, blieb der alterschwachen Meise ihr reichstädtisches Trutzlied in der Kehle stecken, und die Wälschen führten sie im Triumphe nach Breisach, wo sie umgeschmolzen wurde. [147]

Die letzte Sage aus Straßburgs deutscher Zeit betrifft ein Vorzeichen des nahen Falls. In einer Septembernacht des Jahres 1680 hörten zwei beim Münster wohnende „wahrhafftige glaubwürdige Herren", der Werkmeister des Frauenhauses, Ratsherr Joh. Georg Heckheler und der Inspector des Uhrwerks, Isaac Habrecht, ein Enkel des berühmten Uhrmachers, zu ganz ungewöhnlicher Stunde die Glöcklein des Uhrwerks schlagen. „Da dann Beyde vff Vernehmen auß den Betten auffgestanden, ahne das Fenster gegangen, der Sachen zugehört, Sie Beyde alß nechste Nachbahren einander zugeruffen, was das im Münster Newes wäre, ob Jemandt Frembdes darüber, der sich die Glöcklein zu schlagen unterstünde, da dann Beyde sich entschuldigten, daß Sie von nichts nicht wüßten, darauff den Schluß gemacht,

mit einander in das Münster zu gehen und den Augenschein in der. Stille einzunehmen: da dann gleichhien, mit in der Laterne habenden Liechtern in das Leichthöfflein zu der kleinen Thüren bei dem Bronnen hinein gewandert, solche hinter sich zugemacht, und gleich sobalden die Glöcklein gantz klar schlagen, und nicht allein die Melodie deß Kirchen Gesangs:

Wo Gott der Herr nicht bey unß halt,
Wann unßere Feinde toben ꝛc.

gründlichen vernommen, sondern auch noch mehr eine hell leichtende junge Knabens Stimme darzu singen hören, sonderlich die letzte Wort in dem dritten Gesetz:

Nach Leib und Leben sie uns stahn;
Deß wirdt sich Gott erbarmen!

warüber dieße Männer sich zur rechten Handt zum Uhrwerck gewandt, und alß der Knab das vierte Gesetz:

Sie stellen uns wie Ketzern nach,
Nach unßerm Blut sie trachten,

weiters zu singen fortgefahren, und die beyde Männer die vortreffliche und holdselige Stimme, nechst über denen thönenden Glöcklein gar verständtlichen von oben herunter vernommen, und auff das verschloßene Gegitter zu gegangen, und auffgeschloßen, um hinauff zu gehen, hat alles zumahl auffgehöret. In der festen Hoffnung aber, das was menschlich obiges Uhrwerk gubernirte und das Gesang darzu führte, waren auch beyde ermeldte Persohnen hinauff gegangen, und sowohl von unten als biß oben hinauff nach dem Knaben, so gesungen, aller Orten und Endten nachgesehen, aber von ihme nichts erblicken mögen, worüber Sie eine nicht geringe Forcht angekommen und gleichsahm gantz verstarrendt und verstumbt ihren Weg wieder zurück gekehret und gesucht, einander angesehen, nach hinauß gegangen

und diß große Geheimbnuß Gott dem Höchsten überlaßen" (Stöber, Sagen 516 f.).

Ein Jahr, nachdem die klagende Knabenstimme in der einsamen Nacht des Münsters erklungen war, sammelte sich die protestantische Gemeinde zum letzten Mal an der heiligen Stätte, und der lutherische Choral „Aus tiefster Not schrei ich zu Dir" verhallte hoffnungslos in den weiten Räumen. Mit den Wälschen kam die wälsche Kirche zur Herrschaft, und das Münster wurde, obgleich nur zwei katholische Familien in Straßburg seßhaft waren, den Protestanten entrissen. An seiner Pforte empfieng der Verräter Egon von Fürstenberg den französischen Despoten mit den Worten Simeons: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben den Heiland gesehen. Vor seiner Abreise verbot Ludwig XIV den protestantischen Bürgern bei Strafe das Münster zu betreten, und seine Creaturen wetteiferten in brutaler Verfolgung des protestantischen und deutschen Geistes, höchst unähnlich der Toleranz, welche heute die deutsche Regierung den französischen Sympathien der Elsäßer angedeihen läßt. [148] Aber eben mit der Liste dieser französischen Brutalitäten in der Hand dürfen wir getrost in die Zukunft schauen. Wieviel Unbill und Mißachtung, können wir den Elsäßern zurufen, habt ihr von den Franzosen erfahren, gleichviel ob sie die Krone des heiligen Ludwig oder die Jakobinermütze trugen, und im besten Falle seid ihr nie mehr als die Stiefbrüder gewesen: hat euch dennoch gemeinsames Schicksal und Streben und ein ehrenwerter Zug der Treue ins wälsche Lager geführt, so werdet ihr euch dereinst mindestens ebenso leicht zu uns zurückfinden, wo ihr keine Fremde, keine Stiefbrüder seid und wo man in versöhnlicher Liebe selbst die Gefühle achtet, welche euch heute noch uns entfremden.

* * *

Ich habe versucht, dem Leser ein flüchtiges Bild altdeutscher Mythologie und Sage im Spiegel des elsäßischen Volksglaubens zu zeigen. Fast überall, wo wir mit dem Stabe des Forschers an die Trümmer der Vorzeit pochten, gab es vollen deutschen Klang.

Durchs ganze Mittelalter hat das Elsaß getreulich die Wacht am Rhein gehalten. Dort lag, wie Otto von Freising sagt, die höchste Kraft des Reichs (De gestis Friderici I. L. I, c. 12). Vor allen deutsch in Tat und Wort, in Sitte und Sage waren die freien Männer von Straßburg, welche sich rühmen konnten, daß ihre Stadtfahne auf den Römerzügen der Kaiser dem Reichspanier zunächst getragen wurde, und wie ihre Boten im deutschen Reichstag den ersten Sitz auf der Bank der Reichsstädte inne hatten, so konnte Straßburg in der Tat bis in die Reformationszeit hinein die deutscheste der deutschen Städte heißen. Des heiligen Reichs starke Vormauer nennt sie noch Kaiser Max II, die den ehrlichen löblichen und ruhmwürdigen Fußstapfen ihrer frommen Altvordern jederweilen treulich nachgefolgt in mannlicher Tapferkeit, aufrichtiger Redlichkeit, alter deutscher Kühnheit und unerschrockener Standhaftigkeit (Kleinlawels Chronik, 1625, Vorrede).

Als eifrige Pfleger deutscher Geistescultur verfochten die Elsäßer allezeit dem — lüstern nach dem schönen Rheinland schielenden — Frankreich gegenüber Vorrecht und Vorrang der deutschen Nation. Schon Königshofen betont widerholt, daß unter den Merowingern und Karolingern wohl das wälsche Frankreich zu Deutschland, nicht aber Deutschland zum Reich der Wälschen gehört habe (Chroniken der deutschen Städte IX, 705). Der

feurigste Streiter für Deutschlands Ehre war der Humanist Jakob Wimpheling von Schlettstadt. Er beginnt die Widmung seiner Flugschrift über Deutschland an die Großmächtigen Edeln Meister und Rat der löblichen Stadt Straßburg: „Viele sind, die da vermeinen, o ihr hochberühmten Ratsherren, daß eure Stadt Straßburg und andere Städte auf diesem Gestade des Rheins gegen der Sonnen Nidergang einmal in Handen der Könige von Frankreich gewesen seien. Dadurch werden dann zu Zeiten die genannten Könige zur Zurückforderung dieser Lande bewogen, die doch stets von den Zeiten des Kaisers Julius und Octavianus bis auf diesen Tag dem römischen und nicht dem französischen Reich verwandt gewesen und festiglich angehangen haben. Als dann Ludwig der Delphin, Karls VII erstgeborner Sohn, das Elsaß im Jahr Christi 1444 überfiel, gab er unter andern Ursachen seines Zugs auch die vor, daß er erobern und zu Handen bringen wolle die gerechten Ansprüche des Hauses von Frankreich, welche sich bis an den Rhein, wie er sagt, ausstrecke, und aus solcher Ursache unterstand er sich, eure Stadt Straßburg zu belagern. Diese Irrung ist erwachsen aus Unwissenheit der alten Historien oder geschriebenen Geschichten. — Mit Recht hat daher eure Stadt und das ganze Land Elsaß die römische Freiheit ergriffen und beschirmt sich und sperrt sich dagegen, in die Dienstbarkeit der Franzosen zu fallen" (Tutschland, zum Truck gegeben von Moscherosch, Straßb. 1648). — „Nie hätten," ruft Wimpheling in einer andern Schrift, „Baiern, Schwaben oder Ostfranken geduldet, daß Gallier über sie geherrscht hätten, über sie, welche weder Cäsar noch August zu unterwerfen vermochten (Epitome Germanorum c. 21). Für uns beanspruchen wir das Geschlecht Karls des Großen und werden nicht dulden, daß die hochfahrenden Gallier sich anmaßen, was unser ist. Alles möchte die gallische Selbstüberhebung gegen

Recht und Fug an sich raffen" (ib. c. 22). — Ein anderer Elsäßer, Maternus Berler von Ruffach, ruft in seiner Chronik beim Abschnitt von den deutschen Franken aus: „Es hat nie ein geborener Franzose über deutsche Nation regiert. Gott behüt uns vor solchen Tyrannen!" (Chroniken der deutschen Städte, VIII, Allgemeine Einleitung p. 67). [149]

Noch im 16. Jahrhundert war die nationale Abneigung gegen wälsche Art vorwiegend im Elsaß. Kein Wälscher durfte z. B. in Münster ohne Erlaubniß des Magistrats eine Einheimische heiraten (Curiosités d'Alsace I, 207), und im J. 1580 beschloß ein Bund adelicher Herrn im Oberelsaß, überhaupt keine Heirat zwischen Wälschen und Elsäßern zu dulden (ebenda II, 303). Aus jener Zeit stammt noch die Abneigung gegen den „wälschen Hannickel", den französisch redenden Lothringer, der beliebte Kampfruf „Drauf, es ist ein Wälscher!" (Stöber in Frommanns Mundarten III, 482) und der noch heute lebende Volksglaube, daß der Storch da zu bauen aufhöre, wo die Leute anfangen französisch zu reden (Stöbers Volksbüchlein, 2. Auflage, I, 166).

Die Sage vom schlafenden Rotbart und seiner Widerkehr, die sehnsüchtige Hoffnung auf künftige Verjüngung des absterbenden Reichs haben dereinst die Väter der Elsäßer wie unsere Väter im Herzen getragen. Der Kaiser ist erwacht, das Reich in Heldenehren wider aufgerichtet, — die Sage hat Recht behalten. Nicht minder eine andere dem Mythus entstammende Prophezeiung, über welche sich schon Luther mit Melanchthon bei Tische unterhielt und welche noch vor kurzem im Unterelsaß und in der Pfalz umgieng: unweit Straßburg werde dereinst ein Herrscher von Frankreich eine blutige Niderlage erleiden und das Schicksal Europas auf lange Zeit hin entschieden werden (Stöber, Sagen 368). [150]

Noch vor hundert Jahren, als Goethe in Straßburg studierte, war das Deutschtum im Elsaß fast unberührt. Erst die französische Revolution und der Glanz der Napoleoniden hat die Elsäßer für Frankreich gewonnen. Aber so zäh nationale Eigenart ist, so flüchtig sind politische Sympathien. Die nationale Eigenart der Elsäßer ist deutsch, kerndeutsch: lassen wir ruhig das Verwandtschaftsgefühl in ihnen wirken. Stehen nicht die Schatten ihrer Väter zu uns, nicht alle ihre großen Dichter und Denker, alle schöpferischen Geistestaten ihrer Geschichte? Wie kurz ist der Weg, auf welchem uns die Jugenderinnerungen der Völker, Sagen und Sitten, zusammenführen! Mag auch das Gedächtniß daran bei vielen verblaßt sein, die große neue Zeit wird es auffrischen, und wie die zwei Jugendfreunde Hagen und Walther, welche ihr späteres Leben entzweit hat, sich nach blutigem Kampfe scherzend versöhnen, so werden auch die Alemannen am Wasgau, die so manches Jahrhundert in Freud und Leid treu zu uns gehalten, unserer gemeinsamen Mutter, unserer gemeinsamen Jugend gedenken. Das gallische Fieber, das auch sie aus dem Blutbecher der Gloire getrunken haben, wird verfliegen; das Comödiantenpathos der wälschen Phrase wird sich abnützen, und sie werden erkennen, daß ihr Verhältniß zu Frankreich ein ungesundes, ein unwürdiges war, und so entschuldbar jetzt der Widerwille ist, den sie der Vereinigung mit ihrer Nation entgegensetzen, bei ihren Enkeln wird er nichts als eine Sage sein, aber eine Sage, welche sie gerne vergessen werden.

Nachweise und Excurse.



Verzeichniß

der öfter angeführten Werke.

Alsatia, Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst. Herausgegeben von August Stöber. Mülhausen 1850—67. 8.

Alsatia diplomatica Schœpflini. Mannhemii 1772. Fol. 2 Bde.

Alsatia illustrata Schœpflini. Colmariæ 1771. Fol. 2 Bde.

Aufschlager, Das Elsaß. Strasburg 1825. 3 Bde. 8.

Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden. Karlsruhe 1851. 8.

— — Neugesammelte Volkssagen aus dem Lande Baden. Karlsruhe 1859.

Baquol, L'Alsace ancienne et moderne ou Dictionnaire géographique, historique et statistique du Haut et du Bas-Rhin. Strasb. 1851. 2. edition. 8.

Beaulieu, Dugas de, Le comté de Dagsbourg aujourd'hui Dabo. 2. édition. Paris 1858. 8.

Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace. Paris et Strasb. I. Série 1856 ff. II. Série 1862 ff. 8.

Chroniken der deutschen Städte (herausg. v. Hegel). Bd. VIII und IX Straßburg. Lpzg. 1870. 8.

Chronique des Dominicains de Guebwiller (ed. Mossmann). Guebw. 1844. 8.

Dorlan, Notices historiques sur l'Alsace et principalement sur la ville de Schlestadt. Colmar 1843. 2 Bde. 4.

Frommann, Die deutschen Mundarten. Nürnberg 1854 u. ff. 8.

Golbéry, Antiquités de l'Alsace. Première Section, Departement du Haut-Rhin. Mulhouse 1828. Fol.

Grandidier, Histoire de l'église et des évêques-princes de Strasbourg. Strasb. 1777. 2 Bde. 4.

— — Essais historiques et topographiques sur l'église cathédrale de Strasbourg. Strasb. 1782. 8.

— — Histoire d'Alsace. Tome premier. Strasb. 1787. 4.

— — Oeuvres historiques inédites. Colmar 1865. 4 Bde. 8.

Grimm, Brüder, Deutsche Sagen, Berlin 1865. 2 Bde. 8.

Grimm, Jakob, Deutsche Mythologie. Göttingen 1854. 2 Bde. 8.

Grimm, Wilh., Die deutsche Heldensage. Göttingen 1829. 8.

Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum. Lpz. 1841. 15 Bde. 8.

Heldenbuch, Deutsches, herausg. von Jänicke, Martin, Amelung, Zupitza. Berlin 1866 ff. 8.

Hermann, Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville de Strasbourg. Strasb. 1817. 2 Bde. 8.

Hertzog, Bernhart, Chronicon Alsatiae, Edelsasser Chronick. Straßb. 1592. Fol.

Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses. Colmar 1839. 8.

Meier, Ernst, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttg. 1852. 2 Bde. 8.

Mone, Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage. Quedlinburg und Leipzig 1836. 8.

— — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Karlsruhe 1850 ff. 8.

Müller und Falke, Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Nürnberg 1856 u. ff. 8.

Pertz, Monumenta Germaniæ historica. Hannoveræ 1826 ff. Fol.

Pfeiffer, Franz, Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Stuttg. 1856. 15 Bde. 8.

Ruyr, Recherches des sainctes Antiquitéz de la Vosge. Espinal 1634. 4.

Schadäus, Summum Argentoratensium Templum. Straßb. 1617. 4.

Schilter, die Aelteste Teutsche sowol Allgemeine Als insonderheit Elsassische und Straßburgische Chronicke von Jacob von Königshoven. Straßb. 1698. 4.

Schreiber, Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Freiburg 1839 ff. 8.

Schweighæuser, Antiquités de l'Alsace. Deuxième Section, Departement du Bas-Rhin. Mulhouse 1828. Fol.

Steger, Das Elsaß mit Deutsch-Lothringen. Lpz. 1871. 8.

Stöber, Aug., Zur Geschichte des Volks-Aberglaubens im Anfang des XVI. Jahrhunderts. Basel 1856. 8.

— — Die Sagen des Elsasses. 2. Ausgabe. St. Gallen 1858. 8.

Strobel, Beiträge zur deutschen Literatur und Literärgeschichte. Straßb. 1827. 8.

— — Vaterländische Geschichte des Elsasses. Straßb. 1841. u. ff. Fortgesetzt von M. Engelhardt. 6 Bde. 8.

Wolf, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Göttingen 1853 ff. 4 Bde. 8.

mhd = mittelhochdeutsch.

---

1 Vor mehr als tausend Jahren schon rühmt der von Ludwig dem Frommen nach Straßburg verbannte Aquitane Ermoldus Nigellus die Ueppigkeit des Landes zwischen Rhein und Vogesen. In seiner um 830 geschriebenen ersten Elegie heißt es:

Terra antiqua potens, Franco possessa colono,
  Cui nomen Helisaz Francus habere dedit;
Wasacus est istinc, Rhenus quoque perluit illinc,
  Inter utrumque sedet plebs animosa nimis.
Baccus habet colles, pubescunt montibus uvae,
  Vallibus in mediis pinguia culta satis:
Pinguia culta nimis putrique simillima fimo,
  Qui solet agricolis horrea laeta dare.
Arva ferunt Cererem, colles dant copia (sic) vini,
  Wasace das silvas, Rhenus opimat humum.

Ermoldi Nigelli Elegia I v. 77 (Pertz, Mon. II, 517).

Hieran schließt sich sodann ein Streitgespräch zwischen Rhenus und Wasacus über ihre Verdienste um das Land. — Ein Schriftsteller des 11. Jahrhunderts sagt vom Papst Leo IX, er sei „im süßen Elsaß“ geboren: procreatus est autem in dulcis Elisatii finibus (Wiberti Vita S. Leonis IX, 1615, p. 5. L. I. c. 1). — Der bekannte Humanist Jakob Wimpheling von Schlettstadt verweilt in seiner zur Verherrlichung Deutschlands im J. 1502 geschriebenen Rerum Germanicarum Epitome c. 72 mit heimatlichem Behagen bei den Reizen des Elsaßes, das mit Recht die Vorratskammer und Amme Deutschlands genannt werden könne: Ut multas Germaniæ regiones obmittamus, Alsatiæ fertilitatem prosequamur: ea tametsi Germaniæ portiuncula est, tamen aëris temperie, soli fertilitate, aquarum copia, nemorum salubritate, Cereris ac Bacchi abundantia, ac omnium rerum ubertate, est affluentis-

sima, quae merito cella penuaria et Germaniæ nutrix nominari potest — — Huc adde, quod Alsatici divina ingenia sortiuntur ex aëris locique temperie (Basileæ ex officina Hervagii 1532 p. 379). — Damit stimmt die ausführliche Schilderung des Ingelheimers Sebastian Münster aus der Mitte des 16. Jahrhunderts: Nun wie fruchtbar das Elsaß sey, magst du darauß mercken, daz in dem engen begriff alle jar ein solich groß gut von wein und korn gefalt, daz nit allein daruon seine ynwoner, der trefflich vil seind, zu leben haben, sunder man fürt darauß mit schiffen vnd wägen den köstlichen wein in Schweitzerland, Schwabenland, Baierland, Niderland, ja Engelland. Im Sunggöw, ja im gantzen Elsaß vff der ebne wechßt ein groß gut von korn, daruon Lothringen, Burgund vnd Schweitzerland auch zu essen haben. An den bergen kocht sich der gut wein vnd vff der ebne wechßt das korn vnd vil fruchtbarer obßbäum. Man findt auch gantz wäld mit kösten (Kastanien) bäumen in den bergen. Darzu weißt man wol wie so groß gut järlich von sylber in dem Leberthal gegraben wirt. Es seind do nit minder dann 30 sylbergruben. — Weiter was köstlicher weid in disem gebirg gefunden wirt, zeigen an die guten Münster keß, so man darauß bringt. Vnd das ich es mit kurtzen worten sag, es ist inn dem gantzen Teutschen land kein gegenheit, die disem Elsaß möcht verglichen werden. Man findt wol lender in Teutschland do guter wein wachßt, der sich dem Elsasser vergleicht, sie haben aber nit darbey solichen vollen brotkasten vnd lustige obßgärten wie das Elsaß. Dann in disem land findest du an dem gebirg kein ort, das nit erbauwen sey mit flecken, weingärten oder äckern. Aber am Rhein ist es an manchem ort sumpffig, hat do selbigen gute weyd für das viech. Diß land ist also wol mit menschlichen wonungen erbauwen, das darin sechs vnd viertzig stett vnd stettlin, die all umbmauret seind, gefunden werden vnd fünfftzig schlösser auff den bergen vnd der ebne gebauwen. Der dörffer aber vnd weiler ist kein zal. — Man findt nit einerley, sunder mancherlei volck in disem land. Auß Schwaben, Baiern, Burgund vnd Lothringen lauffen sie daryn vnd kommen selten wider darauß (Cosmographei, Basel 1553, p. CXXV).

Daniel Speckle, Stadtbaumeister von Straßburg, verfertigte im J. 1576 auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich



eine Landkarte des Elsaßes. Auf einem Eckschild derselben steht eine Notiz, worin es heißt: „Elsaß — ist das schönste thal in Germania seiner fruchtbarkeit und wohnungen halben.“ Bernhart Herzog, Fischarts Schwiegervater, nennt das Elsaß wie Wimpheling, „die Kornscheuren der Teutschen“ (Edelsasser Chronik, Straßb. 1591, B. 6, p. 223).

Man vergleiche ferner Heliseus Rößlin: Vnd nachdem ein gemein sprichwort ist, dieses das beste Land sey, darinnen fünff W gefunden werden, als Weitzen, Wein, Wasser, Waid, Wäld, findet sich solches alles in diesem Land des Elsaß vberflüssig vnd reichlich, dergleichen nit bald eines in gantz Teutschland ist (Des Elsäß vnd gegen Lotringen grentzenden Waßgawischen Gebirgs gelegenheit, Straßburg 1593, p. 4).

Diß Land ein Irrdisch Paradeiß,
Kan nennen, ders betracht mit fleiß,
Wie es vor andern Landen weit
Begabet ist mit Fruchtbarkeit.

Straßburgische Chronick. Mit Fleiß zusammengebracht durch einen Liebhaber der Teutschen Poeterey (Kleinlawel). Straßb. 1625. 4°. p. 5.

Vnd ist bald kein Provintz am Rheinstrom, so mit dem Elsaß, soviel die Fruchtbarkeit anlangen thut, könnte verglichen werden: daher man es insonderheit ein Speißkammer, Weinkeller, Kornschewer vnd Ernehrer eines grossen Theils Teutschlands genant, darinn Mandel, eine Menge Castanien vnd andere herrliche Früchten wachsen, auch ein Statt, Stättlein, Flecken, Schlösser ꝛc. an dem andern ist. Merians Topographia Alsatiæ, Frankf. 1644, p. 1. Vergl. Der Elsas-Landschaft Güte und Fruchtbarkeit bei Ursenson, Elsas und Breyßgau, Straßburg 1679, p. 28.

Das ähnliche Urteil eines Franzosen führt Schöpflin an, Alsatia illustrata, I, 28: Hoc die per Alsatiæ amoenissimam plagam, qua nullam jucundiorem aut fertiliorem vidisse memini, Argentoratum tendimus. Mabillon, Iter Germanicum, a. 1683, 30. Sept., p. 97. —

Bei Goethe allenthalben „das herrliche Elsaß“.

Auf die Belebtheit des schönen Landes spielt der alte Volksspruch von den Wahrzeichen des Elsaßes an:

Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städte in einem Tal —
Ist das ganz Elsaß überall.

(Mit den drei Schlössern sind Hohen-Rappoltstein, Geirsberg und St. Ulrich bei Rappoltsweiler gemeint; die drei Kirchen stehen in Reichenweiher, dem Geburtsort Herzog Ulrichs von Wirtenberg; die drei Städte sind Ammersweiher, Kaisersberg und Kiensheim). — Altberühmt ist der Elsäßer Wein; vor allen namhaft gemacht wird der Sigoldsheimer, der zur Zeit Karls des Großen einen heiligmäßigen Mann um seine Unschuld brachte (Monachus Sangallensis I, 22). Ein elsäßischer Vagant der Hohenstaufenzeit stimmt bei der Rückkehr in seine weinreiche Heimat ein fröhliches Trinklied an, worin es heißt:

Simon in Alsatiam
visitare patriam
venit ad confratres,
visitare patres,
ubi vinum
et albinum
et rufinum
potant nostri fratres (Carmina Burana p. 238).

Ueber die Weine im Elsaß s. Stöber in Frommanns Mundarten III, 13 f. VI, 9 f. Arnolds Pfingstmontag, 2. Ausgabe, Straßb. 1850 p. 187. Kleine Thanner Chronik, Mülhausen 1855, p. 78. Gérard, L'ancienne Alsace à table, Colmar, 1862. p. 265 ff.

² Cæsar, de bello gall. III, 19. IV, 5. VI, 11 ff, — Strabo L. IV. — Diodor V, 26 f. — Vergl. Livius VII, 10. X, 26. — Cassius Dio XXXIX, 14 und Fragm. 156, ferner LXXVII, 6, wo von Caracalla gesagt wird, er habe alle Fehler der drei Nationen, welchen er der Abstammung nach angehörte, in sich vereinigt: von Gallien die Leichtfertigkeit, die Feigheit und den Uebermut. — Ueber das Rotfärben der Haare bei den Galliern s. die Stellen bei Grandidier, Hist. d'Alsace I, 34. — Ueber den Aufzug der Gallier s. Virgil. Aen. VIII. 657 ff. — Es war gallische Erfindung, die Kleiderstoffe würfelförmig zu mustern (scutulis dividere) Plinius, hist. nat. VIII, 74. — Ueber den Korallen- und Goldschmuck der

Gallier s. Plinius XXXII, 11 und XXXIII, 5. — Von der bunten Tracht haben die keltischen Briten ihren Namen erhalten, Brito und Britto von brit, kymrisch brith buntgefärbt (Glück, Die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen p. 79). — Diese buntgewürfelte Tracht hat sich bekanntlich bis heute bei den keltischen Bergschotten erhalten. — Die Schandtaten der Gallier gegen die Frauen der Kallieer in Aetolien s. Pausanias X, 22, 2. — Cicero nennt sie immanes nationes (pro Fonteio c. 14), crudelissimas (ib. c. 15). — Gentes superbae, superstitiosæ, aliquando etiam immanes adeo, ut hominem optimam et gratissimam Diis victimam cæderent. Pomponius Mela, de situ orbis III, 2. — Krieger mit abgeschnittenen Feindesköpfen in der Hand auf keltischen Münzen s. Schreiber, Taschenbuch IV, 184 ff. und Tafel I. Der Brauch begegnet uns noch in den mittelalterlichen Chansons de geste s. z. B. Amis et Amiles (v. 391) und Jourdains de Blaivies (1810. 1779), herausgegeben von Conr. Hofmann, Erlangen 1852, p. 12. 161. 165. — avidi jurgiorum. Ammian. Marcell. XV, 12; s. daselbst die lebhafte Schilderung eines gallischen Weibs, das seinem Mann in Händeln beisteht, wie es vor Wut schäumend die gewaltigen weißen Arme schwingt, Faustschläge und Fußtritte austeilt. — Cäsars Schwert als Trophäe im Heiligtum der Arverner, Plutarch. Cæs. 26. — Die Angabe des Aristoteles, daß die Kelten selbst gegen die Meeresfluten mit den Waffen in der Hand anlaufen (*όι Κελτοὶ πρὸς τὰ κύματα ὅπλα ἀπαντῶσι λαβόντες*), ist zum mindesten gut erfunden, Ethicorum ad Eudemum III, 1; vergl. Ethicorum Nicomacheorum III, 10. — Von ihrer Kühnheit und Wildheit nannten sich zahlreiche Stämme, z. B. Aduatuci die Kühnen, Aedui die Feurigen, Ambibarii die Wütenden, Ambiliati die Aufbrausenden, Esubii die Kriegerischen, Geidumni die Schäumenden, Nitiobriges die Kampftapfern, Parisii die Unternehmungslustigen, die Ruhelosen, Sontiates die Helden s. Glück, Die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen. — Von echt keltischer Renommage zeugt der Stammname Bituriges Könige der Welt s. Bacmeister, Alemannische Wanderungen I, 78.

[3] Die Sequani heißen nach dem Flusse Sequana Seine. Rauriker (Raurici, richtiger als Rauraci) deutet Glück als die Landbesitzer, die Herren (Die bei Cäsar vorkommenden kelt. Namen p. 141 ff.),

Mediomatrici als medium telis petentes oder medium jaculantes (ib. p. 137, mataris der gallische Wurfsper); sollte auch hier gallische Ruhmredigkeit zu Grunde liegen und der Name „die ins Schwarze Treffenden" bedeuten?

[4] Die meisten Bergnamen harren noch einer sicheren Erklärung. — Das gallische Wort für Rhein ist Rēnos und heißt einfach Fluß (Glück, Rēnos, Moinos und Mogontiâcon, München 1865) wie auch Moinos Main, Ainos Inn, Dravus Drau, Avona Avon, Arnus Arno, Sarnus Sarno u. a. — Ill, Illa 9. Jahrhundert, wie Iller, Ilm von einer keltischen Wurzel il, vielleicht urverwandt mit ìl eilen, kymrisch ìliad Gährung (Bacmeister, Alemannische Wanderungen I, 114). — Moder wie die Metter bei Bietigheim und Matrona, Marne, gemahnt an das obige mataris, also etwa die Sperschnelle (Bacmeister ib. I, 99).

Ueber die alte Topographie des Elsaßes s. die zahlreichen schönen Karten des Bulletin. Die wichtigeren keltischen Ortsnamen sind: Gramatum, nach Coste in der Gegend von Dattenried (Bulletin, II. Série, III, 2, 167).

Larga, jetzt Largitzen im Sundgau (Als. ill. I, 200; Baquol 195).

Cambes, Groß-Kembs am Rhein (Als. ill. I, 51. 189); Cambidunum sive Chambeti und Cambetz im J. 758 (ebenda I, 719; Baquol 186).

Uruncæ oder Urunci, Illzach (Als. ill. I, 51. 200); Hilciacum, fränkische Pfalz, 835 (ebenda I, 692; Baquol 178).

Brisiâcum, Breisach, wovon später (s. Nachweise 101).

Argentovaria, nach Schöpflin Horburg bei Colmar (Als. ill. I, 193), nach Coste bei Grußenheim (Bulletin II. Série, II, 2, 18 ff.).

Columbra, Colmar, obgleich erst unter Karl dem Großen genannt, weist dem Namen nach gleichfalls auf keltisch-römischen Ursprung (Bacmeister, Alemannische Wanderungen I, 115 Anm. 1.); die mannichfaltigen Formen des Namens s. bei Liblin, Chronique de Colmar, Mulhouse 1867, I, p. VIII.

Helvetus im Itinerarium Antonini, Helellum auf der Peutingerschen Tafel, jetzt Ell bei Benfelden (Als. ill. I, 54. 203); Alaja beim Geographus Ravennas L. IV, c. 26; Elegia bei Hariger im 10. Jahrh. (Als. ill. I, 331); s. Stöber, der Weiler

Ell, Mülhausen 1859; Nickles, Helvetus et ses environs im Bulletin, II. Série, II, 2, 113—158.

Argentoratum, Straßburg, zuerst bei Ptolemäus im 2. Jahrh. genannt, Ἀργεντόρατον (L. II. c. 8); Argentoratus bei Ammian. Marcellin, XV, 11. — Die Erbauungszeit der Stadt hat der Astrolog Andreas Goldmeyer mit einer Genauigkeit ausgerechnet, die nichts zu wünschen übrig läßt. Er kommt zu dem Resultat, „daß diese Statt erbawet sey im jahr nach erschaffung der Welt 2683 den 14. Junij an einem Mittwoch vmb 1 vhr 40 minuten nach Mittag" (Straßburgische Chronica, Astrologisch beschrieben, Straßb. 1636, p. 8).

Brocomagus, auf der Peutingerschen Tafel, jetzt Brumat, Brumpt (Als. ill. I, 57. 231); Bruocmagad palatio publico Urk. Karlmanns von 770 (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. Pièces justif. tit. 60), Pruomat 973 (Als. ill. I, 710; Baquol 68).

Saletio, Selz, im Itinerarium Antonini (Als. ill. I, 226); Saliso bei Ammian. XVI, 2; Saloissa bei Fredegar c. 37, a. 610; Salise, Salsa und Salisa unter den Ottonen (Als. ill. I, 707; Baquol 395).

[5] Heidenbückel s. Bulletin I. Série, III, 1, 11; II. Série, II, 2, 145. Dugas de Beaulien p. 62. — Daß der Ausdruck Hünengrab auch am Oberrhein zu Hause war, beweisen die „Hünengreber" und der „Hünengreberweg" in einer Verkaufsurkunde der Klosterfrauen von St. Agnes in Freiburg vom Jahr 1320 (Schreibers Taschenbuch 1, 179). — Ein Leihubel bei Balgau im Oberelsaß s. Bulletin, II. Sèrie I, 2, 5. Löhbücke heißen die Hünengräber bei Breisach (Schreibers Taschenb. I, 157). — Todtenberge bei Mackweiler in Deutsch Lothringen (Bulletin II. Série, III, 2, 81); Todtenkopf, ein Grabhügel bei Ebersheimmünster (Bulletin, II. Série, II, 2, 132). Ueber die Hubel s. Stöber, der Hünerhubel, ein gallisches Hügelgrab bei Rixheim, Mülhausen 1859. Ueber keltische Gräber s. die zahlreichen Berichte im Bulletin, z. B. I. Série, II, 1, 13. 124; III. 2. 59; III, 2, 145 u. a. IV, 2, 11. 112. II. Série, I, 2, 81 u. s. w. Keltische Begräbnißstätten aus römischer Zeit mit ihren pyramidalen Steindenkmälern in der Gegend von Straßburg (Bulletin, II. Série, II, 2, 188), auf den Höhen über Zabern (Bulletin II. Série, I, 2, 159), auf dem Engel=

berg im Dachsburger Land (Beaulieu p. 318 mit Abbildung). Ein keltisches Grab bei Benfeld heißt die Heidenkanzel, sonst auch Maternusbuckel nach dem Apostel des Elsaßes (Bulletin I. Série, II, 1, 28; II. Série, II, 2, 145).

[6] Die Heidenmauer wird schon in einer Bulle des Pabstes Leo IX. vom 17. December 1050 genannt, septa gentilis muri s. die Bulle bei Grandidier, Hist. d'Alsace. Piéces justif. tit. 410, p. CCLXII. — Plan, Abbildung und Beschreibung in Schöpflins Als. ill. I. 532 und bei Silbermann, Beschreibung von Hohenburg oder dem St. Odilienberg samt umliegender Gegend. Straßb. 1781 (das Lager hatte Raum für 50,000 Mann, p. 17), neue Auflage von Strobel, Straßb. 1835; s. ferner Grandidier, Hist. d'Als. I, 84 ff.; Schweighäuser, Erklärung des neu aufgenommenen topographischen Plans der Heidenmauer, Straßb. 1825, und Antiquités du Bas-Rhin 43 ff. — Aehnliche Mauern auf dem Rotberg im Unterelsaß (Dugas de Beaulieu, p. 58); Heidenmauern in der Pfalz s. Becker, die Pfalz und die Pfälzer, Leipzig 1858, p. 224. 356. 797.

Der wichtigste Punkt im Dachsburgerland (Dabo) ist St. Quirin, überreich an Altertümern (s. Schweighæuser, Bas-Rhin 103). Der Gipfel des Berges Dreiheiligen ist gleichfalls mit einer Keltenmauer umgeben (Strobel, Gesch. des Els. I, 19). Das Dachsburgerland mit seinen tiefen Wäldern scheint ein Hauptsitz der Druiden gewesen zu sein, welche nach Lucan in erhabener Haine Einsamkeit zu wohnen pflegten (Nemora alta remotis incolitis lucis. Pharsal. I, 453). Ein Specialkärtchen des Landes s. Als. ill. I, Tab. XIII ad pag. 529. Geschichte und Topographie s. Dugas de Beaulieu, Le comté de Dagsbourg, Paris 1858, welche Schrift jedoch wegen ihrer mythologischen Confusion mit Vorsicht zu benützen ist.

Andere Cultusstätten finden sich auf der hohen Donne (s. Grandidier, Hist. d'Als. I, 48), auf dem Hügel von Langen-Sulzbach im Unterelsaß (Als. ill. I, 447), im Walde bei Ell (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 62, 120) u. a.

[7] Die keltische Bezeichnung für solche Opfertische ist Dolmen (dol Tisch, men Stein). Zwei derselben finden sich an der Heidenmauer auf dem Odilienberg, Schaffstein und Wachstein geheißen

(Steger, Das Elsaß p. 23; Bulletin, II. Série, I, 2, 178). Ein wohlerhaltener Dolmen bei Haselburg im Dachsburger Land wurde erst in unserer Zeit zertrümmert (Beaulieu p. 301).

[8] Die Grenze des Feenglaubens läuft über Vogesen und Jura s. Schreibers Taschenbuch V, 28. Ueber die Feen s. Schreiber, Die Feen in Europa, Freiburg 1842, und im Taschenbuch V, 1 ff: Feen und Hexen. — Feien heißen in der Grafschaft Ruppin die als Frauen verkleideten Männer mit geschwärztem Gesicht, welche — die alten Schicksalsgöttinnen darstellend — den feierlichen Hochzeitzug zu stören suchen (Kuhn, Märkische Sagen 362). Fai heißt eine verwünschte weiße Jungfrau in Hessen (Wolf, Hessische Sagen, N. 45. Lyncker, Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen, Cassel 1854, p. 88). Faien in Tirol s. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, p. 81. 94 ff.

[9] Spillstein und Breitenstein s. Stöber, Sagen p. 302. — Die Kunkel s. Als. ill. I, 530; Beaulieu, p. 268; Stöber, Sagen 231; Hocker, Die Stammsagen der Hohenzollern und Welfen, Düsseldorf 1857, p. 109. — Der Langenstein s. Stöber in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie I, 404. — Specklin, (1576) will auf dem Kamm der Vogesen über 100 solcher Steine gesehen haben und hält sie für Grenzsteine (Schweighæuser, Bas-Rhin 132). Sicher ist, daß einzelne wirklich als solche benützt wurden, wie der Breitenstein, welcher in einer Urkunde von 1170 ausdrücklich als Grenzstein zwischen Elsaß und Lothringen genannt wird (Schweighæuser, Bas-Rhin p. 132; Abbildung desselben Pl. 30), ein anderer auf einem Berg bei Obersteigen im Dachsburger Land (Beaulieu p. 279). — Ein Menhir bei Weißenburg, der nach Schreiber unverkennbar phallisches Gepräge trug, wurde als Gegenstand des Aergernisses erst in neuerer Zeit zerstört (Taschenbuch V, 59). — Aus der benachbarten Pfalz mögen der Gollenstein bei Blieskastel im Westrich (Hocker, Stammsagen der Hohenzollern p. 109; Becker, die Pfalz p. 689) und die Chriemhildenspiel (=spindel) bei Rentrisch nordöstlich von Saarbrücken erwähnt werden (Grimm, Mythologie 390; Hocker, Stammsagen 108. Vergl. Menzel in Pfeiffers Germania I, 74 f.).

[10] Dugas de Beaulieu, Comté de Dagsbourg p. 278. Schweighæuser, Bas-Rhin 96. Strobel, Gesch. des Els. I, 19.

[11] Ueber die Regenbogenschüsselchen s. Streber in den Abhandlungen der Münchener Akademie, Philologisch-historische Classe, 1860; Diß, Bestimmung des Goldgewichts der sogenannten Regenbogenschüsselchen, München 1861. — Schreibers Taschenbuch I, 211; Baader, Volkssagen aus Baden N. 259.

[12] Metz — Mediomatrici bei Ammianus Marcellinus XV, 11; früher Divodurum, Götterburg, Tacitus, Hist. I, 63; s. Forbiger, Handbuch der alten Geographie, Leipzig 1848, III, 240.

[13] Es ist hier nicht der Ort, die zahlreichen auseinanderlaufenden Ansichten über das Schlachtfeld Cäsars und Ariovists zu besprechen. Beatus Rhenanus sucht es bei dem ehemaligen Frauenkloster St. Apollinar (Rerum germanicarum Epitome I, 11). Ihm folgt Specklin (auf dem Schildchen seiner Karte 1576): „Im Suntgaw bey dem Tempel S. Apollinaris hatt Cesar Julius mit Ariouisto der Teutschen Kunig ein trefliche schlacht gethon.“ Schöpflin (Als. ill. I, 107) denkt an Mömpelgard; Grandidier schwankt zwischen St. Apollinar und Folgensburg auf der Straße von Pfirt nach Hüningen (Histoire d'Alsace p. 65). Andere Ansichten älterer Schriftsteller s. Grandidier, ebenda I, 64 f. Napoleon I erklärte sich für die Nachbarschaft von Belfort (Geschichte Cäsars, übersetzt von Barth, Augsburg 1865, I, 11). Köchly und Rüstow (Einleitung zu Cäsars Commentarien über den gallischen Krieg, Gotha 1857, p. 117) suchten die Schlacht nordwärts in die Gegend von Saarburg und Finstingen in Lothringen zu verrücken; doch zeichnet Rüstow in seinem Atlas zu Cäsars gallischem Krieg, Karte 3, das Schlachtfeld zwischen Sennheim und Reiningen an. Auch Napoleon III, der sich zuerst der Ansicht seines Oheims angeschlossen hatte (Précis des guerres de César, Paris 1836, p. 35), entschied sich in seiner Geschichte Cäsars für die Sennheimer Gegend; nach ihm schlug Ariovist sein Lager bei Reiningen, Cäsar das seine vielleicht auf der Anhöhe über der kleinen Doller nördlich von Schweighausen; das Römerheer hatte Front nach Osten, und die Schlachtlinie erstreckte sich über das Terrain, das jetzt teilweise von dem Walde Nonnenbruch bedeckt ist (Histoire de Jules César, Paris 1866, II, 89—93).

[14] Die Städte mit römischen Namen: Concordia, nach Schöpflin Altstadt bei Weißenburg (Als. ill. I, 232. 253) vetus villa in

einer Urkunde Heinrichs VII von 1311 (Laquille, Histoire de la province d'Alsace, Strasb. 1727, II, Preuves N. 60), nach Schweighäuser Lauterburg (Bas-Rhin 176), s. Baquol p. 11.

Tribuni nach Schöpflin Lauterburg (Als. ill. I, 228; Grandidier, Hist. d'Alsace I, 77), Luterburg im 13. Jahrh. (Als. ill. II, 173); nach Schweighäuser wahrscheinlich das Dorf Au am rechten Rheinufer (Bas-Rhin 176), s. Baquol p. 199. Ueber Concordia und Tribuni vergl. Bulletin, II. Série, VI, 2, 5.

Tabernae auf der Peutingerschen Tafel (3. Jahrh.), Tres Tabernæ bei Ammian XVI, 11 (4. Jahrh.), jetzt Elsaß-Zabern zum Unterschied von Rheinzabern und Bergzabern in der Pfalz (tabernae bedeutet Bretterbuden, Baraken); Ziaberna beim Geographen von Ravenna IV, 26; Zabarna bei Nithard, Historiarum Liber III, c. 4 (Pertz, Monum. II, 665); Zavernia 1228 (Als. ill. II, 679); Zabernia bei Richer von Senones (D'Achery, spicilegium, Paris 1723, II, 645); s. Baquol 377.

Lucus Augusti, wahrscheinlich östlich von Schlettstadt im Walde von Müttersholz, der noch der Kaisergarten heißt (Aufschlager, das Elsaß, II, 299).

Stabula im Itinerarium Antonini, das jetzige Dorf Banzenheim nordöstlich von Mülhausen (Als. ill. I, 190; Baquol 25).

Diese Römerorte gehören ohne Zweifel großenteils zu den Rheincastellen des Drusus. Florus (IV, 12) gibt ihre Zahl auf 50 an. Nach Grandidier (Hist. d'Als. I, 121) gehörte darunter auch das aus Goethes Jugendgeschichte bekannte Drusenheim. Das Schloß, das einst dabei stand, hieß Drusenburg oder Drusenburghof (Grandidier, ib. I, 122). Schon Schöpflin (Als. ill. I, 226) bezweifelte jedoch die Beziehung auf Drusus; nach Schweighäuser (Bas-Rhin 148) findet sich daselbst keine Spur von römischen Bauten. Der Name erscheint zuerst im 8. Jahrhundert, Drusenheim 758 (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. Pièces justif. N. 50; Alsatia diplomatica, Nr. 28; I, p. 33); in späteren Urkunden auch Druosenheim (Grandidier, Hist. d'Als. I, 122) und Drosenheim 1154 (Als. ill. I, 226; Als. diplom. I, 242 N. 293). Näher als Drusus liegt der altdeutsche Name Druso; die weibliche Form Drusa und das Patronymicum Drusing führt Förstemann auf (Altdeutsches Namenbuch, Nordhausen 1856, I, Sp. 353).

Ueber die römischen Städte im Elsaß s. Als. ill. I, 149 ff; Grandidier, Hist. d'Als. I, 72 ff. Ueberreste von römischen Bädern zeigen Mackweiler (Bulletin, I. Série, III, 2, 166), Buchsweiler, Lichtenberg und Niderbronn (Als. ill. I, 53 ff; Schweighæuser, Bas-Rhin 155). Zahlreiche römische Münzen in Niderbronn, welche von den Badenden als Opferspenden ins Wasser geworfen wurden, s. Rößlin, Des Waßgawischen Gebirgs Gelegenheit, Straßb. 1593, p. 111 ff. Ueber die Salzquelle von Niderbronn und die Münzen s. Lersch, Geschichte der Balneologie, Wirzburg 1863, p 47. — Römische Altertümer in Straßburg s. Silbermann, Localgeschichte der Stadt Straßb. p. 3 ff. — Römische Gräber p. 39; Als. ill. I, 507 ff; zeltartige von Ziegeln (obrendaria) 515; Grandidier, Hist. d'Als. I, 155 ff; s. ferner Beaulieu, Comté de Dagsbourg 1858, p. 91.

[15] Lucan. Phars. I, 397. — Die Existenz einer fortlaufenden Römermauer vom Schloß Hohenack im Urbistal bis zum Schloß Wasenburg bei Niderbronn, welche Schöpflin auf seiner Karte des römischen Elsaßes angibt (Als. ill. I, zu p. 123) und Grandidier ausführlich beschreibt (Hist. d'Als. I, 93 ff), leugnet Schweighäuser (Bas-Rhin 62 f.). Ueber sonstige römische Befestigungen im Elsaß s. Als. ill. I, 238 und Strobel, Gesch. des Els. I, 43; Bulletin, I. Série, III, 2, 127. Ein verschanztes Römerlager ist noch auf einem Berge bei Illfurt sichtbar (Steger, das Els. 44).

[16] Die Römerstraßen im Elsaß s. Als. ill. I, 249 ff; Strobel, Gesch. des Els. I, 40 ff; Mone, Urgeschichte des badischen Landes I, 148; im Oberelsaß Golbéry, Haut-Rhin 123 ff; im Unterelsaß s. Bulletin, I. Série, IV, 2, 38 ff; II. Série, II, 2, 14.

[17] Sueton. Claudius c. 25. — Aurelius Victor, de Caesaribus c. 4, 2. — Die Menschenopfer hörten jedoch erst unter Hadrian auf. Eusebius, Praeparationes evangelicae L. IV, c. 15. — Grandidier, Hist. d'Als. I, 50.

[18] Der Cult des vieldeutigen Mercur scheint besonders im Unterelsaß, bei Tribokern und Mediomatrikern, geblüht zu haben. Zahlreiche Inschriften, zuweilen Maia und Apollo neben ihm genannt, s. Bulletin, I. Série, IV, 2, 73 ff. Altar mit Inschrift zu St. Remy bei Weißenburg s. Als. ill. I, 436 und Abbildungen. Die Inschrift der Wasenburg mit dem *ἅπαξ λεγόμενον* „te-

guliciam“ ib. I, 445 ff. Mercurbilder von Sulzbach, von Reichshofen s. ib. I, 447 mit Tafeln; von der hohen Donne ib. 451 ff.; aus dem Dagsburgischen ib. 458 f.; die auf Tabula II (ad pag. 437) abgebildeten geschlechtlosen Mercurbilder mit fibulae statt der virilia haben sich bei näherer Besichtigung als unzweifelhaft männlichen Geschlechts erwiesen (Schweighæuser, Bas-Rhin 92); ein zierlicher Torso aus Königshofen s. Bulletin, II. Série, IV, 1, 9. Von dem Mercurtempel an der Stelle von Ebersheimmünster berichtet das Chronicon Ebersheimensis monasterii (s. Chroniken der deutschen Städte VIII, 331. Anm. 1).

[19] Mit der Inschrift: Diti patri Vassorix Mar (abgekürzter Name des Vaters) fi (filius), Schweighæuser, Bas-Rhin 152; Bulletin, I. Série, IV, 2, 96. Vassorix ein gallischer Name (vass Knabe, Diener, daher mhd. vassal Vasall, und rîx, lat. rex, gotisch reiks König, Herr) s. Glück, die bei C. J. Cäsar vorkommenden keltischen Namen, München 1857 p. 12.

[20] Jupiter auf einer Inschrift von Brocomagus u. a. Als. ill. I, 471; Grandidier, Hist. d'Als. I, 137 f.; Bulletin, II. Série, IV, 1, 8. — Apollo Grannus auf einer Inschrift von Argentovaria, Als. ill. I, 461; Grandidier, Hist. d'Als. I, 132. Die Bedeutung des gallischen grannos warm, heiß gibt Glück (Rênos, Moinos und Mogontiâcon, München 1865, p. 23). Apollo als römisch-keltischer Badegott s. Becker im Archiv für Frankfurts Gesch. und Kunst, Neue Folge III, 3 ff. Aquis Granni ist die ältere Form von Aquisgrannum Aachen. — Ein Altar für Sol und Luna aus der Gegend von Wörth s. Bulletin, II. Série, VI, 2, 125. — Das Steinbild des Mars auf der Plattform des Münsters, von dem Schöpflin (Als. I, Tab. VI ad pag. 461 N. III) eine Abbildung gibt, ist, wie schon Schweighäuser (Bas-Rhin 71) erkannt hat, nicht antik, sondern ein Werk der Renaissance. Ueber diese Statue s. Grandidier, Essais sur l'église cathédrale p. 2 und 220. — Ein Vulcan häßlich und bucklig auf dem Altar vom Balzerswinkel s. Bulletin, I. Série, I, 1, 296. — Silvanus s. Als. ill. I, 487; Grandidier, Hist. d'Alsace I, 145. Inschriften Silvano Teteo in Colmar und Rheinzabern s. Bulletin, I. Série, III, 1, 146.

[21] Der steinerne Hercules wurde unter römischen Trümmern

in Straßburg gefunden (Grandidier, Hist. d'Als. I, 149; abgebildet in der Als. ill. I, Tab. VIII ad pag. 483 N. 2; Hermann, Notices I, 115). Ein römischer Altar mit Hercules und Mercur in der Stadtmauer von Zabern (Alsatia 1852, p. 249). Eine antike Herculesbüste soll nach Steger (Das Elsaß 58) am Gasthof zur Krone im Schweighausen eingemauert sein. — Ein Erzbild des Hercules wurde im J. 1683 an der Stelle des Capucinerklosters zu Straßburg ausgegraben und von Minister Louvois nach Paris geschafft (Grandidier ib. abgebildet auf derselben Tafel N. 3). — Ein zweites Erzbild von zweifelhaftem Altertum stand einst in der St. Michaelskapelle des Münsters bis zum Jahr 1525, wo es weggeschafft wurde, man weiß nicht wohin. Es ist uns durch eine Zeichnung Specklins († 1589) erhalten, welche in Schadäus Summum Argentor. templum 1617, p. 5, genauer in Schilters Ausgabe des Königshofen p. 550, in Laguilles Hist. de la province d'Alsace 1727, I, ad pag. 44, in Schöpflins Als. ill. (auf der obigen Tafel N. 1) zu finden ist. In Specklins handschriftlichen Collectaneen (Fol. 2) war vor der Zeichnung die Erklärung zu lesen, daß Hercules Almanus nebst seiner Mutter Isis von seinem Volk, das nach ihm Alemanier sich nannte, göttlich verehrt worden sei; als Kriegsgott habe er auf altdeutsch Crutzmanna geheißen. „Alß hernach die Alemanier den Tempel zu Trebeßburg bawten, haben sey disen Abgott Crutzmana darin gestelt und darin beleyben, bis Clodoveus den ersten Christen Tempel dohin bawett" (Als. ill. I, 76, Anm. 2). Diese gelehrte Notiz des Stadtbaumeisters Specklin ist unbeanstandet von den Schriftstellern des Elsaßes bis in unsere Zeit widerholt worden. Es bedarf jedoch kaum der ernstlichen Versicherung, daß das altdeutsche Wort Crutzmana ebenso geistreich erfunden ist, als die Ableitung von Straßburg aus Trebesburg, so genannt nach dem fabulosen Trebeta, dem biederen Sohn der blutschänderischen Semiramis (s. Grandidier, Hist. d'Als. I, p. 53.) — Potz Hercules am Münster! in Arnolds Pfingstmontag, 2. Ausg. p. 141 (Stöber in Frommanns Mundarten II, 506).

[22] Die älteste Notiz über die Kinderprobe im Rhein gibt der Kaiser Julian Apostata in einem Briefe an den Philosophen Maximus: Auch verfährt der Rhein in den Augen der Kelten nicht

ungerecht, wenn er als Rächer freventlichen Beilagers die unechten Neugeborenen in seinen Strudeln auf den Grund zieht. Sofern er sie aber reinen Samens erkennt, erhält er sie über dem Wasser und gibt sie in die Hände der zitternden Mutter zurück, indem er ihr durch die Rettung des Kindes ein unbestechliches Zeugniß reiner unbescholtener Ehe ausstellt. (Juliani Imperatoris Opera et S. Cyrilli contra impium Julianum Libri X, ed. Spanhemius, Lipsiæ 1696. fol. p. 383). Eine ähnliche Stelle in seiner zweiten Rede s. ebenda p. 81: *ὑπάρχειν δέ φασι καὶ Κελτοῖς ποταμὸν ἀδέκαστον κριτὴν τῶν ἐκγόνων κ. τ. λ.* Aus den Werken des Kaisers gieng die Notiz in die Schriften von Freund und Feind über. Libanius nennt den Rhein das Wasser, welches die Schuld der Mütter dartut: *ὕδωρ ἔλεγχον ἐκ τῶν γεννωμένων ἀδικίαν μητέρων* (Morellus, Libanii Sophistæ Operum Tomus II, Lutetiæ 1627. fol. p. 238). Gregor von Nazianz, des Kaisers berühmter Gegner, ruft in einem Gebet: Wenn ich aber am Bösen Freude habe, dann wirf mich weit von deinen Kindern wie einen Bastart, den des edlen Rheines Flut verurteilt hat:

εἰ δὲ κακοῖσι
Τερποίμην, παίδων με τεῶν ἄπο τηλόθι ῥίψον
Ὡς νόθον, εὐγενέος Ῥήνου κριθέντα ῥέεθροις.

(S. Gregorii Theologi vulgo Nazianzeni Opera omnia, ed. Caillau, Parisiis 1840, Carmina Lib. II, Sectio II, N. IV, v. 141. T. II, p. 1044. Vergl. Cosmas ad Carmen LXI, 143 S. Gregorii Nazianzeni im Spicilegium Romanum, Romæ 1839, II, p. 147). Die griechische Anthologie hat ein eigenes Gedicht über diesen, den Griechen, wie es scheint, besonders interessanten Brauch:

Θαρσαλέοι Κελτοὶ ποταμῷ ζηλήμονι Ῥήνῳ
τέκνα ταλαντεύουσι καὶ οὐ πάρος εἰσὶ τοκῆες,
πρὶν παῖν ἀνθρήσωσι λελουμένον ὕδατι σεμνῷ κ. τ. λ.

(Anthologia Græca sive Poëtarum Græcorum Lusus ex recensione Brunckii, ed. Jacobs, Lipsiæ 1794, T. IV, p. 117, N. XXXII). Der Aegypter Nonnus spielt zweimal auf die Rheinprobe an (Nonnus, Dionysiaca, ed. Græfe, Lipsiæ 1819, L. XXIII,

v. 94; L. XLVI, 56). Auch Claudian weiß davon: Et quos nascentes explorat gurgite Rhenus (Cl. Claudianus, In Rufinum, L. II, 112). Noch im 15. Jahrhundert lautete ein griechisches Sprichwort: Der Rhein entdeckt den Bastart (ὁ Ῥῆνος ἐλέγχει τὸν νόθον, Michael Apostolius, Parœmiæ, ed. Lugduni Batavorum 1619, Centuria XIV, Proverb. 81). Weitere Stellen s. De la Cerda, P. Virgilii Maronis posteriores sex libri Aeneidos argumentis, explicationibus, notis illustrati, Lugduni 1617. fol. p. 372. — Ueber diesen Cult des Rheins s. Als. ill. I, 16. 79; Grandidier, Hist. d'Alsace I, 146.

[23] Im Schloßhof von Bergzabern in der Pfalz befand sich eine nunmehr verschwundene, aber von Gruter (Inscript. I, 94, N. 10) überlieferte römische Inschrift: Vosego Maxsiiminus V. S. L. L. (votum solvit lubens libero munere). Als. ill. I, 4. 79 und besonders 486.

[24] Juno auf Altären von Wörth, abgebildet bei Schöpflin (Als. ill. I, Tab. IV, N. 6), und von Ell (Tab. V, N. 4), von ihm beidemal für eine Vesta gehalten (Grandidier, Hist. d'Als. I, 139); schönes Basrelief, leider verstümmelt, in der Sakristei von Schweighausen (Bulletin, II. Série, I, 1, 81). — Minerva auf Bildwerken von Wörth, Niderbronn, Ell u. a. (s. Als. ill. I, 475; Grandidier a. a. O.); In honorem DD (domus divinae des kaiserlichen Hauses) Minervæ sancte et Genio loci, Inschrift in Straßburg vom J. 201 (s. Bulletin, I. Série, IV, 2, 74). — Vesta auf dem Altar vom Balzerswinkel bei Nidermodern (Bulletin, I. Série, I, 1, 297). — Venus auf einem Altar von Brocomagus (Als. ill. I, Tab. V und p. 476; Grandidier, Hist. d'Als. 142); nackte Venus auf dem Altar vom Balzerswinkel (Bulletin, I. Série, I, 1, 297), auf einem Stein von Niderbronn (Bulletin, II. Série, III, 2, 63). — Altertümer der Diana im Elsaß s. Grandidier p. 142 f. Eine anmutige Broncestatuette der Göttin oder einer ihrer Nymphen, im Unterelsaß gefunden, s. Als. ill. I, Tab. VI, N. 8; Diana als Badegöttin s. Becker im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge, III, 23 ff. — Cybele s. Als. ill. I, Tab. VI, N. 4 und p. 488; Grandidier p. 141. — Fortuna in Straßburg s. Bulletin, I. Série, III, 1, 53. 2, 91. — Hecate auf einer Inschrift der hohen Donne

(Schweighæuser, Bas-Rhin 93). — Deae Matres, den Feen verwandt (Schreiber, Die Feen in Europa, Freiburg 1842, p. 54 ff), auf einer Inschrift von Ell: Matrabus (Als. ill. I, 478; Grandidier p. 151; Bulletin, II. Série, II, 2, 123). Ueber die keltischen Namensformen dieser ohne Zweifel allen indogermanischen Völkern gemeinsamen Muttergottheiten s. Becker in Kuhns und Schleichers Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung, IV, 166 ff.

[25] Isis, Osiris, Harpocrates, Anubis u. a. s. Als. ill. I, 494 ff.; Grandidier, Hist. d'Alsace I, 150. — Mithras auf einem bei Hagenau gefundenen Basrelief (Schweighæuser, Bas-Rhin 151); vergl. das Felsenbild bei Schwarzerd im Westrich (Als. ill. I, Tab. IX und p. 501).

Rätselhaft in Ursprung und Bedeutung ist das Reiterbild mit dem nach Art der Giganten schlangenfüßigen Gegner, das im Wald von Hommert im Dagsburgerland gefunden wurde (s. Beaulieu, Comté de Dagsbourg, p. 42); ebenso der sogenannte Pompernickel, ein weibliches Reliefbildniß mit kreisrunden platten Brüsten und ohne Attribute auf einem Felsen des Winterbergs bei Niderbronn (ebenda 30), und die sogenannte Gailer Lis, eine sitzende weibliche Relieffigur an einem Felsblock beim Ziegenberg (Bulletin, I. Série, III, 2, 157).

[26] Die Kirche des Nonnenklosters Otmarsheim wurde von Pabst Leo IX um 1050 eingeweiht und ist ein merkwürdiges Denkmal frühromanischen Stils (Kugler, Geschichte der Baukunst, Stuttgart 1859, II, 482); sie ist abgebildet bei Golbéry, Haut-Rhin, Tab. XI zu p. 121. Nach der Tradition soll sie ein Marstempel gewesen sein; Schöpflin hielt sie wirklich für römisch (Als. ill. I, 504 ff.). — Noch jünger, aus der Spätzeit des romanischen Stils, ist der polygone Chor der Pfaffenheimer Kirche (Kugler a. a. O. II, 484; Abbildung bei Golbéry, zu p. 57).

[27] Ein Heidenschloß im Mossigtal oberhalb Wasselnheim (Schweighæuser, Bas-Rhin 101; Bulletin, I. Série, IV, 2, 71); zwei im Dachsburger Land bei Walscheid und bei Haselburg (Beaulieu p. 286. 302); ein anderes auf dem hohen Berg hinter Börsch, Reste alter Befestigungen (Silbermann, Beschreibung von Hohenburg 4); auf dem Heidenkopf nördlich vom Odilienberg (Schweighæuser p. 61); bei Hüttenheim in der Nähe von Benfeld (Bulletin,

II. Série, II, 2, 127). — Eine Heidenschanz, römische Befestigung auf dem Köpfel hinter dem Odilienberg (Schweighæuser 60). — Ein abenteuerlicher Bau mit hohem spitzigem Dachfirst und altertümlich ausgezackter Giebelmauer in der Nähe der Feste Lützelstein heißt der Heidenturm und soll nach der Volkssage von den Römern erbaut sein (Th. Klein, Das Städtchen Buchsweiler und die Bergveste Lützelstein, Mülhausen 1858, p. 31); Heidenturm heißt ferner einer der drei Türme der Kirche von Ebersheimmünster (Bulletin, II. Série, II, 2, 132), ebenso ein Turm der Engelburg bei Thann (Bulletin, II. Série, II, 1, 35). — Heidenfeld und Götzenfeld bei Heiligenfeld im Breuschtal (Schweighæuser p. 91). — Ein Heidenloch bei Hochatzenheim (ebenda 119). — Heidengräber heißen die römischen Gräber bei Rexingen (ebenda 128), Heidenberge und Römerbückel heißen Gräber im Hagenauer Forst (Bulletin, I. Série, IV, 1, 74). — Heidenheck, ein Gehölz bei Hüttenheim (Bulletin, II. Série, II, 2. 132). — Ein Heidenberg im Hagenauer Forst (Bulletin, II. Série, II, 1, 44); ein Heidengebirg im Dachsburger Land (Silbermann, Beschreibung von Hohenburg p. 4); Heidenhübel, ein gallorömischer Wohnort (Bulletin, II. Série, V, 1, 40). — Eine Heidenstadt im Wald von Ernolsheim (Bulletin, I. Série, IV, 2, 71). Die Heidenstadt im Zinzeltal bei Dossenheim hat dagegen ihren Namen von den Zigeunern (Schweighæuser, Bas-Rhin 126), welche im Elsaß zum ersten Mal im J. 1418 (Strobel, Gesch. des Elsaßes III, 183; Stöber, Sagen p. 410), zum zweiten Mal im J. 1510 erschienen (Strobel III, 495) und vom Volke Heiden genannt werden (Frommanns Mundarten III, 483).

[28] Römerstraße (s. Baquol, p. 178. 186), Römerstroß bei Aspach (Bulletin, II. Série, VIII, 1, 7), Römerweg im Oberelsaß (Bulletin, II. Série, I, 2, 193). Die übrigen Benennungen s. Stöber, der Hünerhubel p. 20. 53; Alsatia 1854—55, p. 295; Grandidier, Hist. d'Als. I, 81 f.; Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins V, 256. X, 203. — Die Römerstraßen in der Gegend von Ell heißen Altstraß, Altweg, Bühlstraß, Heidensträßel, Hochstraß, Hohweg, Kaiserstraße (Bulletin, II. Série, II, 2, 144); Burgweg, Herrenweg, Hartweg, Heidenweg in der Gegend von Straßburg (Bulletin, I. Série, IV,

2, 67); Alt-Kaiserstraß zwischen Oberehnheim und Schlettstadt (Bulletin, II. Série, V, 2, 41). Ueber die Römerstraße nach der Heidenmauer s. Grandidier, ib. I, 86; Strobel, Gesch. des Els. I, 43; eine Abbildung bei Silbermann, Beschreibung von Hohenburg, Straßb. 1781, nach p. 12. — Chemin des Sarrazins s. Als. ill. I, 253; Billing, Geschichte und Beschreibung des Elsasses, Basel 1782, p. 46; die Straße heißt in Urkunden Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Regia strata, Grandidier, Hist. d'Als. I, 82). — Strata Sarmatorum in Urkunden Childerichs II von 661 und Ottos des Großen von 949 für die Abtei Senones (Duhamel, Documents rares et inédits de l'histoire des Vosges, Epinal 1868, I, p. 157. 163) heißt im 12. und 13. Jahrhundert Via salinaria, jetzt chemin des sauniers (Salzhändler), Grandidier, Hist. d'Alsac. I, 83. — Die Oberstraß in Straßburg s. Grandidier ib. I, 79. Pièces justif. tit. 362, p. CXCIX; Schweighæuser, Bas-Rhin 72. Sie ist angegeben auf den Planen des alten Straßburg bei Silbermann, Localgeschichte der Stadt Straßburg, 1775, zu p. 34 und 47, und im Bulletin, I. Série, IV, Pl. 1, und führte diesen Namen noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (s. den Plan Straßburgs nach Specklins Modell von 1577 im 9. Band der Chroniken der deutschen Städte, Leipzig 1871). Zu beiden Seiten der Straße zieht sich eine ganze Todtenstadt hin; bei Küttolsheim heißt sie Römerstraße, bei Zabern Kaiserstraße und Herrenweg; sie übersteigt die Vogesen im Bezirk Altsteig (Bulletin, I. Série, IV, 2, 49 ff.) — Das fremde Wort Straße, strata sc. via, wurde ursprünglich nur von den römischen Heerstraßen gebraucht; es ist wohl zu beachten, daß in Straßburg, das davon den Namen hat, durchs ganze Mittelalter unter den vielen „Gassen" nur zwei „Straßen" vorkommen, die Oberstraß und die Steinstraß, beide römische Landstraßen, die eine nach Westen, die andere nach Norden führend. Die letztere, die Steinstraße, lag bis zum Ende des 14. Jahrhunderts außerhalb der Mauern (Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter, Straßb. 1871, p. 122. 178).

[29] Suebi, spätere Schreibung Suevi, Σουηβοι, lautete gotisch Svêbôs, althochdeutsch Swâbâ, angelsächsisch Svaefas, altnordisch Svâvar, von sviban schweben, sich bewegen, — die Unsteten,

die Wanderer (Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, München 1837, p. 55). Der Name war ursprünglich ein Appellativum, das auf alle nicht seßhaften, sondern als ackerbauende Nomaden ohne Privatgrundbesitz sich umtreibenden Stämme der Germanen angewandt wurde. Ihr Gebiet dehnte sich im südlichen Deutschland vom Rhein bis zu den Karpathen und von da nordwärts bis zur Ostsee. Sie bildeten das gährende Element in den deutschen Völkermassen; von ihnen gieng Deutschlands Ruhm und die Eroberung des römischen Reiches aus. Die Usipeten und Tenkterer sagten in ihrer Botschaft an Julius Cäsar, sie erkennen nur die Ueberlegenheit der Sueben an, mit denen sich selbst die unsterblichen Götter nicht messen können (Bell. gall. IV, 7). Zu Cäsars Zeit sandte jeder Gau alljährlich tausend Bewaffnete auf Kriegszüge über die Grenzen; die andern blieben zu Hause und schufen den nötigen Unterhalt für sich und die Ausgezogenen; im nächsten Jahre kam der Kriegsdienst an sie (Bell. gall. IV, 1). Im Verlauf der Römerkämpfe bildete sich jedoch am Main ein Bund suebischer Stämme, welche jederzeit ihre gesammte Mannschaft unter den Waffen hielten, daher der Name Alamannen (Pfahler, Handbuch deutscher Altertümer, Frankfurt 1865, p. 30; die übrigen Ableitungen des Namens Alamanni s. Joh. Merkel, de republica Alamannorum, Berolini 1849, p. 25). Sie drangen ins jetzige Baden, das Elsaß und die Schweiz vor, wo sich der Name bis heute erhalten hat. Oestlich von ihnen, im jetzigen Wirtenberg, siedelte sich ein anderes suebisches Volk, die Juthungen, an, das diesen Stammesnamen um die Mitte des 5. Jahrhunderts verlor und seitdem Schwaben im engern Sinne genannt wird. Nach Müllenhoff (Nordalbingische Studien, Kiel 1844, p. 134 und Haupts Zeitschr. VII, 383; X, 562 ff.) sind die Juthungen identisch mit den Semnonen, dem ältesten und edelsten suebischen Stamm. Schon auf der Peutingerschen Tafel bezeichnet der Schwarzwald, silva marciana, wie noch heute die Grenze zwischen Alamannia und Suevia. Alemannen und Schwaben kämpften und erlagen zusammen in der großen Frankenschlacht gegen Chlodwig (Gregor. Turon. II, 30. 37), und seit dem 6. Jahrhundert sind beide Namen gleichbedeutend; bald wird der eine, bald der andere als Gesammtname gebraucht. Patria Suavorum, quae et Alamannorum patria, sagt der Geograph von Ravenna (Cosmographia

IV, 26, ed. Pinder et Parthey, Berol. 1860, p. 230). Nach der mittelalterlichen Stammeseinteilung begreift man unter Schwaben im weitern Sinn: die Alemannen in Baden und am Bodensee, die Elsäßer, die Schweizer und die Schwaben im engern Sinn zwischen Schwarzwald und Lech (Ferd. Heinr. Müller, Die deutschen Stämme, Berlin 1840, I, 61. 173 ff. 268). Das Elsaß kam definitiv zum deutschen Reich unter König Heinrich I im J. 925 und gehörte von 926 bis zu Konradins Tod 1268 zum Herzogtum Schwaben.

Alamannen, als zahlreiches Reitervolk zuerst unter Caracalla 213 genannt (Cassius Dio XXVII, 13 f.; Aurelius Victor, de caesaribus 21). — Erster Einfall unter Alexander Severus 234 (Herodian VI, 7; Lampridius, Alex. Sev. c. 59). — Raubzug des Alamannenkönigs Chrocus bis nach Arles unter Gallienus, 253—268 (Gregor. Tur. I, 30—32; s. Stälin, Wirtembergische Geschichte I, 118). — Die Alamannen von Kaiser Probus zum letzten Mal über Neckar und Alb zurückgeworfen 277 (Vopiscus, Probus 13). — Sieg des Constantius Chlorus bei Langres 301 (s. Stälin, Wirtemb. Gesch. I, 120). — Die berühmte Straßburger Schlacht des jungen Cäsars Julian gegen den Alemannenfürsten Chnodomar 357 (s. die prachtvolle Erzählung des Zeitgenossen Ammianus Marcellinus XVI, 12). — Feldzug Valentinians I aufs rechte Rheinufer, aus welchem der Dichter Ausonius das schwäbische Mägdlein Bissula als Beute heimführte 368 (s. Stälin, Wirtemb. Gesch. I, 130 ff. und das anmutige Idyll Bacmeisters in den Alemannischen Wanderungen I, 76 ff.) — Niderlage der alemannischen Lentienser (Linzgau am Nordufer des Bodensees) unter ihrem König Priarius bei Argentovaria (Horburg bei Colmar) gegen Gratian, den letzten Cäsar, welcher deutschen Boden betrat (s. Grandidier, Hist. d'Alsace I, 247). — Stilicho zog die römischen Besatzungstruppen im J. 403 vom Rhein zurück, um sie gegen Alarich zu brauchen; damit räumten die Römer das Elsaß für immer (Als. Ill. I, 219. 424 f.).

[30] Die Triboker ließen sich zwar im J. 70 nach Chr. von Julius Tutor aus Trier zur Teilnahme an dem Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis bewegen, giengen aber beim Anmarsch der vespasianischen Truppen sofort zu den Römern über (Tacit. Hist. IV, 70). — Die civitas Tribocorum errichtete dem Cäsar

C. Valentinianus Messius Quintus, dem zweiten Sohn des Kaisers Decius, eine Säule im J. 251 (Bulletin, I. Série, IV, 2, 83), eine andere um 254 dem Kaiser Valerian, welche im J. 1736 in einem Keller zu Brumat aufgefunden wurde (abgebildet in Als. ill. I, ad p. 437, Tab. I; Grandidier, Hist. d'Als. I, 185; Bulletin, I. Série, IV, 2, 82). — Ein im Pallast Orsini zu Rom befindliches Grabdenkmal nennt zwei Triboker mit römischem Namen: D. M. T. Nigrio Simili Tribocco ex Germania superiore Luco Augusti Nigrius Modestus fratri optimo et piissimo cinerarium fecit (Als. ill. I, 238; Grandidier, Hist. d'Als. I, 111). — Als Julian Apostata der Alemannensieger im J. 360 zum Kaiser ausgerufen wurde, errichtete ihm die Provinz Germania prima in Straßburg ein steinernes Monument, das noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts im Klostergarten von St. Stephan zu sehen war (Schilters Königshofen p. 1124; Als. ill. I, 44. 520). Nach einer merkwürdigen Notiz Grandidiers hat sich der Name der Triboker in französischen Mundarten erhalten: im Metzer Dialekt heißt der elsäßische Hanf chanvre de Tréboc, und im Patois von Belfort führt das Unterelsaß den uralten Namen pays de Trébay (Hist. d'Als. I, 68).

Treboci, von Förstemann (Altd. Namenbuch II, Sp. 433) unter dem Volksnamen aufgeführt, steht in Abbos Testament zu Gunsten des Klosters Novalese bei Susa, ums J. 805 (Mabillon, de re diplomatica Libri VI, Neapoli 1789, fol., I, p. 527), und hat mit den Tribokern des Elsaßes schwerlich etwas zu tun; der Ort liegt mit den unmittelbar zuvor genannten in Savoien im Tal von St. Jean de Maurienne und heißt heute Termignon (Mabillon, ebenda I, p. 667).

[31] Gotisch alis ander, urverwandt mit dem lateinischen alius, daher das althochdeutsche alilandi, elilendi fremdes Land, Verbannung, Elend; althochdeutsch sâzo der Sitzende, Sasse, Bewohner, mittelhochd. sâze und saeze, lantsâze Landsasse, vrisâze Freisasse, insaeze Insasse. Der Name Elsaß spielt in manichfaltigen Formen; vor dem 7. Jahrhundert ist er nicht nachzuweisen: Alesaciones, Fredegar (um 678), Chronicon c. 37. a. 610; Alsatii ebenda; Alsaciorum pagus 739 (Förstemann, Namenbuch II, Sp. 54); Conradus dux Alamannorum et Alsaciorum, 988 (Als.

dipl. N. 166); in Alsacis, 777, im sogenannten kleineren Testament des Abts Fulrad von St. Denis (Kausler, Wirtembergisches Urkundenbuch N. 19. I, 20). Alsates braucht Wimpheling, Schöpflin Alsatae.

Alesatia, Fredegar Chron. c. 43. a. 613; Alisatia, 9. Jahrh. Annales Weissenburg. (Förstemann II, 52); Alsatia, Urk. Ottos des Großen von 952 (Grandidier, Hist. d'Alsace, Pièces justificatives, tit. 268), Urk. Barbarossas von 1152 (Als. ill. I, 635).

Elisacia 787 (Grandidier ib. tit. 93); Elisatia, Nithardi Histor. I, c. 4 (9. Jahrh.), Urk. Kaiser Heinrichs II von 1004 (Grandidier ib. tit. 359). — Elesatia, Urk. König Arnulfs von 888 (Als. dipl. N. 119). — Elsatia, Urk. Lothars I von 849 (Als. ill. I, 631).

Alisatium, Ruotgeri Vita Brunonis c. 25 (um 966).

Elisatium: im Vertrag von Mersen erhält Ludwig der Deutsche in Elisacio comitatus duo (Nordgau und Sundgau), Hincmari Remensis Annales a. 870; Elisatium, Urk. Ottos I von 948 (Als. ill. I, 633). — Elesazium 968 (Als. dipl. N. 150).

in Alisacius 777, indeclinabel, im sogenannten größern Testament des Abts Fulrad von St. Denis (Kausler, Wirtemb. Urkundenbuch N. 18. I, 18), vielleicht verschrieben für Alisaciis.

Pagus Alsacensis, 728, und Alsacinsis, 8. Jahrh. (Förstemann II, 53). Diese Bezeichnung ist die gebräuchlichste unter den Karolingern; seit den Ottonen überwiegt das einfache Alsatia. — Pagus Elisacinsis, 808, Traditiones Weissenburg. N. 20, p. 28.

Ducatus Helisatiæ, Prudentii Trecensis Annales a. 839 (Pertz, Mon. I, 435). — Ducatus Helisacensis, 849 (Als. ill. I, 628); Halsacium und andere aspirierte Formen s. Förstemann II, 54. Pagus Heilisazensis, 929 (Grandidier ib. tit. 258).

Die älteste deutsche Form ist starker Declination: pagus Alsazas, 757 (Grandidier, ib. tit. 41). Damit stimmen die merkwürdigen Pluralformen Niufaras (vom Jahr 737), Alongas (742), Bochildingas (755), Buatgisingas (763), Winzingas (774), Cuttingas (765—92), Raningas (825), Erpaldingas (847), Nithingas (847) in den Traditiones Wizenburgenses (ed. Zeuss, Spiræ 1842, p. 16. 53. 212. 182. 65 u. 68. 210. 173. 191). In diesen Ortsnamen hat sich die urgermanische Pluralendung der A-Stämme,

âs, welche sonst nur im Angelsächsischen mit gekürztem Vocal (as) vorkommt, auch auf althochdeutschem Gebiet erhalten.

Alisazgouwe, 774 (Codex Laureshamensis diplomaticus, Mannhemii 1768, II, p. 44. N. 931).

Elisaza, um 850, Miracula S. Otmari I, c. 10; Nithardi Hist. III, 4; Urk. Ottos I von 953 (Grandidier, tit. 274). Aspiriert Helisaz bei Ermoldus Nigellus, Eleg. I, 78, um 830 (Pertz, Mon. II, 517); in pago Helisaze, Urk. Ottos III von 1000 (Grandidier, tit. 355); in Elsazo, 1040 (Grandidier, tit. 393). — Elsaz, 1261 (Als. dipl. N. 593), ohne Artikel: ze Elsaz, von Elsaz, in Elsaz: Zu Elsaß söllen wir bliben, Lied von den Engelschen vom J. 1375, Str. 4 (Liliencron, Historische Volkslieder I, 88); Wie lebt man zu Elsass? fragt Frau Venus den Meister Altswert (Ausg. von Holland und Keller, Stuttgart 1850, 48, 9. Mitte des 15. Jahrh.); ze Elseze, 1266 (Als. dipl. N. 639). — in Elsezkreiz, Altswert (a. a. O. 97, 11). Vulgus Elses vocat, Beatus Rhenanus, Rerum Germanicarum Libri III, Basileæ 1551, p. 21. Elsäss durchaus in Oheims Chronik von Reichenau (um 1500) und in der Zimmerischen Chronik.

Eylsas 1354 (Als. dipl. N. 1060); Ritterschaft und landschafft zu Obern-Eilsas, 1433 (Mones Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins, XI, 338).

Im 16. Jahrhundert kam die mißverstandene Form Edelsaß auf, s. des Herolds Rüxner Turnierbuch: Anfang, Vrsprung vnd Herkommen des Thurniers in Teutscher nation, Siemern 1532, p. XIII. XIV u. a.; Bernhard Hertzog, Edelsasser Chronick, Straßburg 1591; Vnter allen des hoch vnd weitberümbten Teutschenlandes orten ist kaum ein besser edler sitz, als daruon genantes Edelsaß oder Elsaß (Heliseus Rößlin, Des Elsäß vnd gegen Lotringen grentzenden Waßgawischen Gebirgs gelegenheit, Straßb. 1593, p. 1). Wie dann das Elsaß ohn alle Widerrede ein rechte Schmaltzgrube vnd gleichsam gelobtes Canaan ist, hierumb etliche das Wort Elsaß wegen seiner Gütigkeit in das Wort Edelsaß kehren (Murschel, Flos reipublicae Argentinensis, Straßb. 1653, 4., p. 16).

Die übliche Dativpluralendung der deutschen Ländernamen (dâ zen Elisâzen) taucht schon im 9. Jahrhundert auf; in pago Elisazon, 877, Urk. der Aebtissin Berta von Zürich, Tochter Ludwigs

des Deutschen (Grandidier, Hist. de l'eglise de Strasb. II, CCLXII. Pièces justif. N. 142); pagus Elesazen, Urk. Kaiser Heinrichs III von 1049 (Grandidier, Hist. d'Alsace, tit. 405); dar nâch fuoren si zehant ze Elsâzen über Rîn, Biterolf 5772; von Elsâzen grâve Berhtolt, ebenda 5079. 6251; die von Elsâzen, ebenda 10777; einer von Elsâzen, Seifrit Helbling IV, 739 (Haupts Zeitschrift IV, 116). De van Basel ind de van Elsaessen sallen in eynre scharen syn; beyde korn ind wyn weset in vele ouer alle ir lant. Karl Meinet, um 1300 (Ausg. von Keller 726, 46); de van Elsaissen ib. 809, 30; von Elsazzen, Urk. Ludwigs des Baiern von 1328 (Als. dipl. N. 938); lantfogt in Elsassen, 1347 (Mones Zeitschrift VIII, 173). Niderdeutsch Elsatan bei Galbertus Brugensis, Passio Caroli comitis (um 1127) c. 47. 97 (Pertz, Mon. XIV, 587. 608); ducissa in Elsatam, c. 69 (Pertz XIV, 598). — Wil ieman gegen Elsâzenlant, der sol der lieben tuon bekant, daz ich mich sen. Der Püller, unter Rudolf I (Hagens Minnesinger II, 70).

Elsaß entspricht also der Bedeutung nach vollkommen dem Wort Elend, elilendi Ausland, Elsassen dem keltischen Allobroges (kymrisch all, lat. alius, gotisch alis; brog Land, Heimat: also Ausländer s. Glück, Die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen, p. 26).

Die unzähligemal und selbst noch in unsern Tagen widerholte irrtümliche Ableitung von dem Flußnamen Ill, Ilia, taucht zuerst in einer Urkunde Kaiser Ludwigs des Frommen auf, im privilegium pro Novientensi monasterio, a. 817: Novientum sive Ebersheim, quod est situm in pago Illisaciae supra ripam Ille fluminis (Als. dipl. N. 82). Die Descriptio Theutoniæ aus Colmar vom Anfang des 14. Jahrhunderts leitet das lateinische Alsatia zwar gleichfalls von Alsa, das deutsche Elsaß jedoch nach richtigem Sprachgefühl von den Elsaßen: Dicitur hic locus Alsatia latine ab Alsa fonte seu fluvio, teutonice vero illa dicitur Elsase et ab incolis nominatur (Pertz, Mon. XVII, 239). Der Fluß hieß von jeher Illa oder Hilla; die Form Alsa ist erst von den Schriftkundigen aus Alsatia gebildet worden.

Neuen Datums ist d e r Elsaß, ein norddeutscher Sprachfehler, dem man selbst in amtlichen Schriftstücken begegnet. Die Elsäßer,

die es doch wohl am besten wissen müssen, und alle ihre deutschen Nachbarn sagen das Elsaß, so bekanntlich auch Goethe.

[32] So sind die Stellen, welche von fränkischen Ansiedlern des Landes sprechen (wie Ermoldus, Elegie I, 77), zu erklären. Fränkische Ansiedelungen beweisen die Ortsnamen Frankenheim, in einer Urkunde Ludwigs des Frommen um 820 (Grandidier, Hist. d'Alsace, Pièces justif. tit. 142); Frankenburg, jetzt eine Ruine über dem Dorf Gereuth im Bezirk von Schlettstadt, nach Specklin von Chlodwig erbaut (Grandidier, Hist. d'Alsace I, p. 94); Franken, ein Dorf im Sundgau (Aufschlager, das Elsaß II, 133); ein Frankenberg im Münstertal (Alsatia 1852 p. 73); ein Ort Frankenwege in einer Colmarer Urkunde von 1259 (Mones Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins XI, 321). — Auf Reste gallo-romanischer Bewohner deuten die Ortsnamen Wahlenheim zwischen Hagenau und Zabern, Walesheim 1178 (Als. dipl. N. 321), Walèhesheim 1157 (eb. N. 282), Walaheshaim (Als. ill. I, 734), in alio loco qui vocatur uualohom, 774 (Traditiones Wizenburgenses N. 71) von walah der Fremdling (vorzugsweise für Römer und Kelten gebraucht), der Wälsche; die kurze alte Form noch in einer Urkunde König Philipps 1207, Walhen (Als. ill. II, 254); ein Wahlen im Sundgau, jetzt Wahlheim (Als. ill. II, 38); Walbach, Walahpah, 764 (Neugart, Codex diplom. Alemanniæ 1791, N. 41); Wahlenburg heißt einer der drei Türme des im Sechsplappertkrieg 1466 zerstörten Schlosses Egisheim (Abbildung bei Aufschlager, Das Elsaß, Straßb. 1825, II, zu S. 108 und bei Rothmuller, Vues pittoresques des chateaux, monuments et sites remarquables de l'Alsace, Colmar (o. J.) Pl. III.), früher hieß so das ganze Schloß: in castro Egensheim, dicto der Walhenburg, 1251 (Als. dipl. N. 544). Das Dorf Walburg beim Hagenauer Forst heißt dagegen nach der gleichnamigen Heiligen (Baquol, L'Alsace ancienne et moderne, Strasb. 1851, p. 490), deren Cult im Unter-Elsaß in hohem Ansehen stand (Hunkler, Leben der Heiligen des Elsaßes 196; Rochholz, Drei Gaugöttinnen, Leipzig 1870, p. 17). Ortsnamen mit Walah in den benachbarten Ländern s. Mone, Urgeschichte des badischen Landes II, 150 ff. —

Ueber Sprache und Ethnologie des Elsaßes s. Weinhold, Ale-

mannische Grammatik, Berlin 1863, p. 7, Stälin, Wirtembergische Geschichte I, 223 und die eben erscheinende Zeitschrift Birlingers Alemannia, Bonn 1871.

[33] Zuerst erwähnt von Abt Hariger im 10. Jahrhundert (Als. ill. I, 330). Ueber St. Maternus s. Grandidier, Dissertation sur l'apostolat de St. Materne en Alsace in seiner Hist. de l'église de Strasbourg I, 45—64; Pièces justificatives N. 1—4; Hist. d'Als. I, 191. — Königshofen macht ihn gar zu dem schon einmal durch Christus vom Tod erweckten Jüngling von Nain (Chroniken der deutschen Städte IX, 713). — Stöber, Sagen 142; Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, Colmar 1839, p. 162. Ein Hymnus auf ihn bei Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters, Freiburg 1855, III, 435; ein anderer in den Acta Sanctor. Sept. IV, 398. — Mit seinem heiligen Zerstörungseifer wurden im Volk die gallo-römischen Trümmer in Verbindung gebracht: Es wird glaubwürdig dafür gehalten, daß in dieser Gegend (bei Schlettstadt) der h. Maternus, der Teutschen Apostel, der Heydnischen Teutschen Götzen und Tempel-Geräth in eine Klufft und Abgrund geworffen, davon man noch im verwichenen Seculo auf den Hügeln der Wälder viel Antiquitäten und Denckmal gefunden hat (Han, Das Seelzagende Elsas, Nürnberg 1676, p. 223).

[34] „Der erste cristenkünig von Frangrich stifte das münster zuo Strosburg in unser frowen ere", Königshofen (Chroniken der deutschen Städte, IX, 625) nach einer handschriftlichen lateinischen Chronik aus dem 14. Jahrhundert s. Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 154. Die Kirche Chlodwigs soll von Holz und mit Stroh gedeckt gewesen sein; erst Karl der Große ließ einen, der Sage nach bereits von Pipin dem Kleinen begonnenen, Steinbau aufführen, der noch im Chor des Münsters erhalten ist (Strobel, Gesch. des Els. I, 129; s. Schadäus, p. 6 ff.). — Maurimonasterium s. Als. ill. I, 735; Schweighæuser, Bas-Rhin 105 f.; Spach, L'abbaye de Marmoutier s. Bulletin, I. Série, IV, 2, 117—144. Das Kloster im Münstertal gestiftet von Childerich II, 660; Ebersheim 667; Weißenburg, Wizzunburg, zwischen 685 und 690; St. Sigismund bei Rufach, später St. Marx-Zell, um 677, dessen erster Abt Irnerius von einer Meerfahrt die Greifenklaue mitbrachte, welche durchs ganze Mittelalter dort zu sehen war

(Stöber, Sagen 66; Strobel, Gesch. I, 117). — Ueber die elsäßischen Klöster s. Als. ill. I, 735 ff.

[35] St. Amandus, Stöber, Sagen, 371; Alsatia 1851, p. 93; Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, Colmar 1839, p. 250; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 65 ff. 126 ff.; Schilters Königshofen p. 1160 ff.; Hegel, Chroniken der deutschen Städte VIII, Allgemeine Einleitung p. 10. — St. Gall, Stöber, Alsatia 1852, 142. — St. Arbogast, Stöber, Sagen 373 ff.; Hunkler p. 126; Vita S. Arbogasti bei Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 204 ff. Preuves N. 18; Königshofen s. Chroniken der deutschen Städte IX, 629. Der heilige sant arbogast, den suchet man mit kinden vast. Cunrad von Dankrotsheim in Strobels Beiträgen p. 115; Nachtrag zu Jac. de Voragine, Legenda aurea, von Gräße p. 881.; Ruyr, Sainctes antiquitéz de la Vosge, Espinal 1634, p. 122 f. — St. Florentius, Stöber, Sagen 204; Hunkler p. 272; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 227 ff.; der heilige sante florentze, der do kinden behütet ir swentze, Cunrad von Dankrotsheim, Strobel, Beitr. p. 120; er hängt seinen Mantel an einen Sonnenstrahl, Ruyr, Sainctes Antiquitéz p. 127; die Bändigung der wilden Tiere dargestellt in einem alten Bildwerk der Thomaskirche s. Heitz, Die St. Thomas-Kirche in Straßb. 1841, p. 95 und L. Schneegans, L'église de Saint-Thomas à Strasbourg. Strasb. 1842, p. 158. Ein Hymnus, der die einzelnen Legenden andeutungsweise aufzählt, aus einer Straßburger Handschr. des 14. Jahrh. bei Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters, Freiburg 1855, III, 301. — St. Veitsgrotte bei Zabern s. Schweighæuser, Bas-Rhin 113 mit Abbildung: on s'y rend surtout en foule le premier jour du mois de Mai, et, pendant toute l'année, les femmes sujettes à des maladies hystériques déposent sur l'autel des crapauds de fer, croyant que la forme de cet animal ressemble à celle de la partie du corps où siègent ces maux. Ebenso in Baiern: Frauen, die an der Bärmutter leiden, opfern in Kirchen gern eine wächserne oder eiserne Krotte (Leoprechting, Aus dem Lechrain, München 1855, p. 83). — Die Erscheinung des h. Bonifaz im alten Münster von Straßburg besingt Ermoldus Nigellus, In honorem Hludowici, L. IV, v. 683 ff. (Pertz, Mon. II, 514). —

St. Emma, Stöbers Alsatia 1856—57, p. 145. Dasselbe Wunder wird auch von der Leiche des heiligen Maternus erzählt, Stöber, Sagen p. 146. — St. Attala s. Schilters Königshofen p. 507 ff. Chroniken der deutschen Städte IX, 636. Stöber, Sagen 376. — Ueber die historische Glaubwürdigkeit der Legenden s. Hegel in der allgemeinen Einleitung zu den Straßburger Chroniken (Chroniken der deutschen Städte, VIII, 10 ff.).

[36] Brun von Egisheim, geboren nach der Ueberlieferung auf dem Leonsberg, dem alten Dachsburger Schloß (Dugas de Beaulieu, Comté de Dagsb. 288), den 21. Juni 1002, Bischof von Toul 1027 (s. Benoit de Toul, Histoire ecclesiastique et politique de la ville et du diocése de Toul, Toul 1707, 4°, p. 350 ff.), bestieg den päpstlichen Thron als Leo IX 1049, starb ein Jahr nach seiner Niderlage gegen die Normannen 1054. Seine geschichtliche Bedeutung s. Giesebrecht, Deutsche Kaiserzeit, 3. Aufl. II, 452 ff. 491 ff. Spach, Saint Léon IX, le pape Alsacien im Bulletin II. Serie, II, 2, 159 ff. und in seinen Oeuvres choisies, Paris et Strasb. 1866 I, 1 ff. Grandidier, Oeuvres hist. inédites II, 36 ff. — Sagenhafte Züge verweben sich schon in seine von einem Zeitgenossen, dem Archidiacon Wibert von Toul, geschriebene Lebensgeschichte: Vita S. Leonis IX papæ, Leucorum antea episcopi, Wiberto archidiacono coaetaneo auctore, Lutetiæ Parisiorum 1615, von den zahlreichen Wundern an seinem Grabe zu Benevent u. s. w. zu geschweigen, in deren Aufzählung zwei anonyme Italiener des 11. Jahrhunderts wetteifern (der eine in den Acta Sanctor. Bolland. Venet. 1738, April II, 665: Historia mortis et miraculorum ꝛc.; der andere bei Stefano Borgia, Memorie istoriche della pontificia città di Benevento, Roma 1764, II, 299: Vita et obitus S. Leonis IX papæ). Seine künftige Bedeutung wurde der Mutter nach Wibert durch ein Traumgesicht (I c. 2), nach dem Anonymus bei Borgia (II, 301) durch eine fromme Frau vorausverkündet; der Neugeborene war der schönste unter seinen Geschwistern, aber am ganzen Leib mit Kreuzen bezeichnet (totum ejus corpusculum invenitur charaxatum quasi crucicularum stigmatibus, Wibert I, 2). Als Klosterschüler von Toul auf Besuch bei seinen Eltern im Schloß Egisheim (Eginisheim) erwachte er nachts an heftigem Schmerz und fühlte das Ge=

wicht eines Tieres auf seiner Wange; es war eine Giftkröte, die sich an sein Gesicht klammerte und an ihm saugte. Er schlug sie mit der Hand weg und schrie seinen Dienern, welche sofort mit Lichtern herbeiliefen, aber das Schlafgemach vergebens nach dem Tiere durchsuchten. Vom Gifte geschwollen lag er zwei Monate lang zwischen Leben und Sterben; da sah er einesnachts eine Leiter vor seinem Bett, die bis in den Himmel reichte; ein Greis im Mönchsgewand kam herabgestiegen und berührte sein Angesicht mit einem Kreuz, das er in der Rechten hielt; es war der heilige Benedict. Wenige Tage später brachen die Giftgeschwüre auf, und der junge Graf genas. So erzählt der Zeitgenosse Wibert (I, 5); nach der noch heute im Elsaß lebendigen Sage war die Kröte der Böse selbst gewesen und wurde Leo durch die wunderbare Rettung bestimmt, sich dem geistlichen Leben zu widmen (Stöber, Sagen 74). Das schlosz zu Tageszburg ist gewesen die wonnung des heilgen graven Hugen und der heilgen grevin Hedwig, die in elichen standt durch gnad gottes gehebt haben den heiligen sun Leo, den der tuffel zu hindernusz der christenheit woldt in synner kindtheit in gestalt einer krotten umbracht haben (Chronik des Maternus Berler, p. 12 im Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg, I, 1843). Selbst die Tiere verkündeten sein Lob: ein Hahn in Benevent rief mit Menschenstimme Leo papa (Wibert II, 3); ein Papagei, den ihm der König von Dänemark zum Geschenke sandte, rief auf der ganzen Reise, ohne daß man es ihn gelehrt hatte: ad papam vado (eb. II, 4). Diese albernen Erfindungen scheinen auf die wundersüchtige Zeit besonderen Eindruck gemacht zu haben: wenigstens weiß der Mönch Richer von Senones (13. Jahrhundert) aus dem Leben des großen Papstes nichts Wichtigeres anzuführen, als daß die Hähne in allen Städten, Dörfern und Burgen, durch welche er gekommen sei, immer in der betreffenden Landessprache Leo papa geschrieen hätten (Abbatiæ Senoniensis historia bei d'Achery, Spicilegium, Parisiis 1723, II, 616). Leo legte einen Aussätzigen, welcher Christus selber war, in sein Bett (Wibert II, 15); bei seinem Tode begann die Glocke auf St. Peter von selbst zu läuten (der Anonymus in den Acta SS. April II, 667 und der bei Borgia II, 330). Bei keinem der älteren Schriftsteller findet sich die im Munde des elsäßischen Volkes lebende

Sage, wornach der Graf Hugo von Egisheim, dem ein altes Weib geweißagt hatte, er werde einst seinem Sohne den Staub von den Füßen küssen, die Ermordung des Knaben befahl. Der Jäger aber, dem der Auftrag wurde, verschonte das Kind und brachte dem Grafen das durchschossene Herz eines Rehbocks. Von Jahr zu Jahr steigerte sich die Gewissensqual des Vaters, bis er auf den Rat seines Beichtigers im Büßerkleid nach Rom wanderte, um beim Pabste selbst Absolution für seine Tat zu erflehen. Zerknirscht küßte er des Papstes Füße; aber dieser hob ihn auf und umarmte ihn und gab sich als sein Sohn zu erkennen (Stöber, Sagen 71). Die Elsäßer hiengen durch das ganze Mittelalter mit Stolz an ihrem großen Landsmann: semper Alsaticis papa Leo in ore est, bezeugt Wimpheling (Rerum Germanicarum Epitome 2, 26). Um so auffallender ist es, daß ihn Königshofen für einen Herrn von Braunschweig hält (Chroniken der deutschen Städte IX, 556). Noch heute ist seine Popularität nicht geschwunden: er ist im Oberelsaß wie St. Morand im Sundgau und in Schwaben der heilige Urban der Patron der Winzer; als solcher hat er einen besondern Altar in der Kirche von Kaisersberg und ist abgebildet mit einer Traube in der Hand (Stöber in Frommanns Mundarten VI, 8). Früher wurde seine seidene Dalmatica (sine bobestliche sydin cappe, Schilter, Königshofen p. 188), welche er in Straßburg zurückgelassen hatte, in der Kirche Jung St. Peter am Mittwoch vor Ostern der Gemeinde gezeigt (Wimpheling, Argentinensium episcoporum catalogus, 1508, fol. XXIX unter Bischof Hetzelo).

[37] Die Legende der h. Odilia, Patronin des Elsaßes, Stöber, Sagen, p. 168 ff.; Hunkler, Leben der Heiligen des Elsaßes p. 307 ff.; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 341 und Oeuvres historiques inédites I, 118; Mabillon, Acta SS. Bened. IV. 441; Schilters Königshofen p. 515 ff. Chroniken der deutschen Städte IX, 635 und Anm. 1; Nachtrag zur Legenda aurea des Jacobus von Voragine, Ausg. v. Gräße p. 876. — K. L. Roth (der St. Odilienberg in Stöbers Alsatia 1856—57, p. 65—118) leugnet die historische Existenz der h. Odilia, s. dagegen Levrault im Bulletin, I. Série, II, 1, 147. Vergleiche über die Streitfrage Spach, Lettres sur les Archives Departementales du Bas-Rhin, Strasb. 1862, p. 146 ff.

Die zahlreichen Wachsaugen, als Votivbilder in der Odilienkapelle bei Freiburg aufgehängt, bezeugen, daß die blindgeborene Heilige besonders ihren Leidensgenossen Hilfe gewährt. Nach einer Localsage von Scherweiler wurde das Kind in einer Kiste auf dem Wasser ausgesetzt; als es gegen eine Mühle in Scherweiler, welche noch jetzt Odilienmühle heißt, geschwommen kam, standen die Räder still; der Müller fand das Mägdlein und erzog es (Alsatia 1858, p. 268. Das burgundische Kloster heißt Palma, jetzt Beaume-les-Nones bei Besançon. Die Lebensbeschreibungen des h. Hidulf dagegen sagen, daß Herzog Ettícho und seine Gemahlin Bereswind ihr blindgeborenes Kind ins Kloster Moyenmoutier (jenseits der Vogesen im Tal von Senones) zu dem Heiligen brachten, wo die Taufe und das Wunder statt hatten. Eine zu jenem Kloster gehörige Johanneskirche lag am Fuße eines Felsen Palma, s. Belhomme, Antiquitates montis Vogesi et præsertim Mediani in eodem monasterii, Argentorati 1733, 4° p. 60. 68 u. a; Ruyr, Sainctes Antiquitéz de la Vosge p. 165 ff. Lateinische Liederchen Ad S. Odiliam s. Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters, Freiburg 1855, III, 468. Deutsche Volkslieder bei Simrock (die deutschen Volkslieder, Frankfurt 1851 p. 146), Ernst Meier (Schwäbische Volkslieder Berlin 1855 p. 370), Birlinger (Pfeiffers Germania V, 373; Schwäbische Volkslieder, Freiburg 1864 p. 50). — Der Feldrittersporn heißt St. Ottilienkraut (Högg, die altdeutschen Götter im Pflanzenreiche, Stuttgart 1872, p. 31).

Etticho heißt in einer Urkunde Karlmanns von Bruocmagad (Brocomagus, Brumpt) 770 Adalricus sive Athicus dux, Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. II, Pièces justif. N. 60. — Er ist, wenn man den Genealogen glauben will, der Ahnherr zahlreicher berühmter Geschlechter, der Capetinger und Bourbonen, der Grafen von Egisheim, der Habsburger, der Zähringer und des badischen Fürstenhauses, des Lothringischen Herzoghauses, der Hohenlohe, der Grafen von Flandern, s. Als. ill. I. 754 f.; Golbéry, Haut-Rhin p. X; Stammtafel bei Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 347. — In Oberehnheim zeigte man noch in neuerer Zeit das Schloß Ettichos, Schweighæuser, Bas-Rhin p. 48.

Ueber den Odilienberg s. K. L. Roth in Stöbers Alsatia 1856—57, p. 65 ff. Aeltere Beschreibungen von Pfeffinger, Hohen-

burg, Straßb. 1811, und Silbermann, Beschreibung von Hohenburg oder dem St. Odilienberg, Straßb. 1781. Vergl. Gyss, Histoire de la ville d'Obernai, Strasb. 1866, I, 1 ff. Die Literatur über Odilie und den Odilienberg s. Migneret, Description du departement du Bas-Rhin Strasb. 1858 I, 456 ff.

[38] Wie langsam die Verchristlichung gieng, bezeugt Agathias (um 570), der die dritte Generation nach der Bekehrung als noch ganz im heidnischen Aberglauben befangen schildert. Während die Franken den christlichen Kirchen Ehrfurcht erweisen, sagt er, plündern sie die Alemannen schonungslos: denn sie haben einen andern Glauben (*ἕτερα γάρ ἐκείνοις ἐς τοῦτο δοκεῖ*, Agathiæ Historiarum II, 1), und noch mehr als dritthalb Jahrhunderte später nennt Ermoldus Nigellus die Straßburger ein übles Volk, das üppig durch Ehren und Reichtümer nichts von der Liebe Gottes wisse; ihre barbarische Sprache sei bisher der heiligen Schrift unkundig geblieben; erst der aus Sachsen gekommene Bischof Bernold (822—40) wirke als Dolmetscher des göttlichen Wortes. (Elegia I, 153 bei Pertz, Mon. II, 519).

[39] Die Alamannen opferten Bäumen, Flüssen, Hügeln und Schluchten; den Opfertieren wurden die Köpfe abgeschnitten. Die Stelle des Agathias lautet: *δένδρα τε γάρ τινα ἱλάσκονται, καὶ ῥεῖθρα ποταμῶν καὶ λόφους καὶ φάραγγας, καὶ τούτοις ὥσπερ ὅσια δρῶντες, ἵππους τε καὶ βόας καὶ ἄλλα ἄττα μυρία καρατομοῦντες ἐπιθειάζουσιν* (I. 7). Vergleiche das Verbot des h. Pirmin zu Anfang des 8. Jahrhunderts: Nolite adorare idola, non ad petras neque ad arbores, non ad angulos neque ad fontes; ad trivios nolite adorare nec vota reddere (Grandidier, Hist. d'Als. I, 47; Stälin, Wirtemb. Gesch. I, 163). — Die Stellen über den Heiligenforst, foresta sancta, aus Schöpflin zusammengestellt von J. Grimm, Mythologie p. 65. Auch an die St. Leonhardskirche bei Börsch, ecclesia S. Leonardi ad quercum, heftet sich die Sage von einem alten Götterhain, s. Grandidier, Hist. d'Als. I, 48. Strobel, Gesch. des Els. I, 14, Anm. 2.

[40] Nemetes, Nemetæ, *Νέμετες*, *Νεμῆται* vom gallischen nemed Heiligtum, bretonisch nemet Wald; das Wort NEMHTON steht auf einer von einem Gallier mit griechischen Buchstaben ge-

schriebenen Inschrift, (Glück, Die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen, p. 16, Anm. 2). Die Stelle aus dem Indiculus paganiarum: de sacris silvarum, quæ nimidas vocant, sucht Grimm vergeblich aus dem Deutschen zu erklären (Mythol. p. 614). Vernemetum wird von Venantius Fortunatus (I, 9, 9) mit fanum ingens übersetzt, großes Heiligtum; ver ist Verstärkungspartikel wie in dem berühmten Namen Vercingetorix, der sehr starke Herr (s. Glück, ib. 76. 175). Das keltische Wort nemed kommt von nem Himmel (Bacmeister, Alemanische Wanderungen I, 141) und hat also nichts mit dem lat. nemus gemein, griech. νέμος Weideplatz, triftenreicher Wald, von νέμειν weiden. Näheres bei Becker, in Kuhns und Schleichers Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung, IV, 130 ff. — Den Namen Triboker wollte Grimm gleichfalls, wie bereits Schilter, aus dem deutschen Dreibuchen, einem Stammesheiligtum, erklären; allein auch dieses Wort ist keltisch und bedeutet Hügelbewohner (tri durch, entlang und boc Schwellung, Hügel, wie in Melibocus), Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, p. 220 und Glück, ib. 158 f.

[41] Grandidier, Essais hist. sur la cathédrale de Strasb. p. 7. 255; Hist. d'Als. I, 50; Piton, Strasbourg illustré, I, 335. — Stöber, Sagen p. 454 ff. — Chlodwigs Taufe fand bekanntlich in Rheims statt, Gregor. Tur. II, 31.

[42] Alsatia 1851, p. 157. 1852, p. 145. Ueber die Mädchenorakel in der Andreasnacht s. Stöber, Sagen p. 25.

Derselbe Spruch von der Heilwog wie bei Colmar auch drüben überm Rhein im Kinzigtal, s. Schreibers Taschenbuch I, 328. — Ueber den Helgenbronn beim gleichnamigen Dorf im Sundgau s. Rochholz, Drei Gaugöttinnen, Leipzig, 1870, p. 60.

[43] Den ältesten Bericht über diese orgia Bacchi Venerisque sacra aut tartareas Plutonis faces gab Wimpheling, Argentinensium Episcoporum Catalogus, 1508, unter Albertus I, Blatt LXV; darnach Schadäus, Beschreibung des Münsters zu Straßb., 1617, p. 84. Ein ähnliches Bild entwirft Maternus Berler in seiner Chronik: Nun was zu Straszburg ein solche gewonheit das jerlich am abent der kyrchweihung desz obersten temples ein Grosz volck usz allen flecken weib und mann in dem tempel zusammen kam, do erhupt sych dan ein solche ungestumig-

keit mitt schwetzen, lachen, suffen und fressen, und so eins ettwen entschlieff so fandt man edlich bosz knaben, die hefften derselbigen mentel oder kleyder mit negel uff die stiel und benk, edliche negten underweillen zwey zesammen. Auch legt man ein fasz mitt wein in sanct Catherinen capell und wem wein gebrast, der fand yn ze kouffen. Und geschach grosz hurery und bybery, darvon nitt ze schriben. Darwider prediget der heilig doctor Johannes Keyssersberg so hefftig und trefflich, das solche bose gewonheit ward abe gethon mitt hilff Petter Schott ammeisters. (p. 119 im Code historique et diplomatique de Strasbourg I, 1843.) — Die Weinstiftung des langen Ellenhard für Pilgerinnen s. Schneegans in Müllers und Falkes Zeitschr. für deutsche Culturgeschichte, Nürnb. 1858, III, 24. Anm. — Ueber den „langen Elnhart" s. Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter, Straßb., 1871, 158.

[44] s. das Lied in Stöbers Volksbüchlein, Straßb. 1842 p. 56. Alsatia 1851, p. 140. Uhland in Pfeiffers Germania V, 275 (Uhlands Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage III, 30).

[45] s. den lieblichen Kinderbrauch in Stöbers Alsatia 1851, p. 144 ff.

[46] „Zuo dem sechßten so weicht man auch das feuer an dem Osterabent; das ist auch ze gebrauchen in den heuseren, wan der segen daruff gat." Geiler von Kaisersberg, Emeis, s. Stöber, Zur Geschichte des Volks-Aberglaubens im Anfange des XVI. Jahrhunderts. Basel 1856, p. 57.

[47] Spuren dieses Weiberfestes auch in Wirtenberg: die Weiberzech zu Ochsenbach bei Güglingen, ein Volksfest, in der Schwäbischen Chronik auf das Jahr 1790, verfaßt von Christian Gottfr. Elben, Stuttgart, N. 94 (6. Aug.) und hiernach bei Fabri, Beyträge zur Geographie, Geschichte und Staatenkunde, Nürnberg 1791, I, p. 161, auch in Vulpius Curiositäten VII, 91 und E. Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben, II, 377. 379. Daß das schöne Geschlecht im Elsaß sich übrigens mit diesem einen Freudentage nicht begnügte, ersehen wir aus den alten Ordnungen von Pfirt (aus dem 16. Jahrhundert): „Nachdem ein Gottloser brauch, wider alle Zucht und Erbarkeit, eingerissen, und Je länger Je mehr gebraucht würdet, Namblich daz sich die weibspersonen, so es doch

an den mannen zu vil ist, Inn die wirthsheuser setzen und sich gleich den mannen beweinen, Ire Vernunft verlieren, übelschweren und andere unzüchtige wordt und werkh volbringen, die Sie sonst, wo Sie niechter weren, unterliessen, und also die weibliche schamb, Zucht und Ehr hindan setzen; Disem laster und übel fürzekhommen, soll hinfüro khein weibsperson und sonderlich an denen ordten, da Sie daheim und wonhafft ist Inn einich Würdtshauß ze zechen nit sitzen, bey straf ein Pfundt zehen schilling Jedesmal ꝛc. (Bonvalot, Coutumes de la Haute-Alsace dites de Ferrette, Colmar 1870, p. 218). In Straßburg wurden am Schwörtag die Frauen unter sich von der Gemeinde freigehalten, daher das Sprichwort: Der Männer Schwörta, der Wiwer Zechta. (Piton, Strasbourg illustré, 1855, I, 172; s. Gérard, L'ancienne Alsace à table, Colmar 1862, p. 142).

[48] Vergl. Kleine Thanner-Chronik, Mülhausen 1855, p. 82. — Um die Hitze der Kämpfenden zu mäßigen, läßt man zum Ergetzen der Zuschauer die zwei Feuerspritzen der Stadt unter sie spielen (Aufschlager, Das Elsaß, Straßb. 1825, II, 157). Anderswo ist das Freudenfeuer auf eine einfache Fackel zusammengeschwunden: „Es war allwegen der Brauch, das an sanct Joannis Abendt die Oberlinger ein Fackhel auf dem Vichmarckht anzindeten“ (Chronique des Dominicains de Guebwiller publ. par Mossmann, Guebw. 1844, p. 90, ad a. 1485).

[49] Das Bohnenfest, Alsatia 1851, p. 109. — Der Hahnentanz, s. Stöber, Der Kochersberg, Mülhausen 1857, p. 49. — L. Schneegans, Das Martinsfest und dessen Feier im bischöflichen Pallaste zu Zabern im J. 1578, Alsatia 1851, p. 65 ff.

[50] Die Schuhmacher und Schneider, Strobel, Gesch. III, 501. — Der Tanz der Bäcker ist abgebildet in dem Prachtwerk von J. M. Weis, Représentation des fêtes données par la ville de Strasbourg pour la convalescence du Roi, à l'arrivée et pendant le séjour de Sa Majesté en cette ville, 1744, fol. — Auf eine Art Schwerttanz zur Frühlingsfeier bezieht sich auch das vielerwähnte, aber leider sehr unklare Lied Goelis, das vom Rhein und von Kolmarhüten (Kolmârhüete) spricht. (Von der Hagen, Minnesinger II, 78. IV, 419. — Haupt, Neidhart von Reuenthal, Leipz. 1858,

p. XXIV. — Grimm, Mythl. 740. — Menzel in Pfeiffers Germania I, 70. — Uhland ebenda VI, 321).

[51] Ueber die Todtenschuhe, im Norden Helskó Helschuh geheißen, s. Grimm, Deutsche Mythologie 795 f., Simrock, Deutsche Mythologie 137 f. — Nach englisch-schottischem Aberglauben muß man einmal im Leben einem Armen ein Paar Schuhe schenken; denn sonst muß man nach dem Tode barfuß über einen weiten mit Dornen und Rasen bewachsenen Raum gehen. Hat man aber jenes getan, so wird einem am Rande der Strecke ein alter Mann begegnen, welcher die Schuhe bringen wird, so daß man unverletzt darüber fortgehen kann (Kuhn in Hagens Germania VII, 438, Nr. 37). — Das älteste Zeugniß für diese Vorstellung in Deutschland, die Visio Godeschalci, um 1188 (Leibniz, Scriptores Rer. Brunsvig. I, 872) s. Liebrecht zu Gervasius p. 90 und Haupts Zeitschr. IX, 181. — Der Brauch, den Todten ein Paar Schuhe mitzugeben, soll auch jetzt noch in Irland herrschen (Liebrecht zu Gervas. p. 91). — Was die Rückkehr der Wöchnerin betrifft, so denke man an die rührenden Züge der über das Grab hinaus fortwirkenden Mutterliebe in den deutschen Märchen. In einer badischen Sage verlangt eine mit ihrem Kind begrabene Wöchnerin Faden, Nadel, Scheere, Fingerhut, Wachs und Seife, damit sie für ihr Kind arbeiten könne (Baader, Volkssagen Nr. 304).

[52] Ueber das Bitscher Ländchen berichtet Ulysse Hinglais in der Revue moderne, 1. Dec. 1867. — Elsäßische Volkslieder s. Stöber, Elsässisches Volksbüchlein, Straßb. 1842 u. 1859; Alsatia 1854—55, p. 170 ff. — Mariakircher Berggesänge, Als. 1853, 111. — Straßburgisches Liederbuch von 1592 s. Birlingers Alemannia, Bonn 1871, I, 1 ff. — Elsäßische Volksmärchen: Die Geislein und der Wolf, Volksbüchlein 1842. p. 100. Hänsel und Gretel ib. 102. Mann und Frau im Essigkrug ib. 109. Frau Holle (der Name kommt übrigens nicht vor, sie heißt einfach „e wiesse Madam") ib. 113. Erdmännchen, Alsatia 1852, p. 77. Die zwei Kinder mit dem goldenen Stern, Als. 1854—55, p. 97. Erlösung der schönen Prinzessin, Als. 1856—57, p. 52. Der redende Todtenkopf, Als. 1858—61, p. 264. Die drei Flaschen, neuestes Märchen, Als. 1854—55, p. 205. — Ueber die Spinnstube s. den Aufsatz von Barack in Müller-Falke, Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. IV, 36 ff.

[53] Stöber, Volksb. 1842, p. 38. — Eine Aufzählung von Straßburger Kinderspielen findet sich auch in Arnolds Pfingstmontag, 2. Ausgabe 1850, p. 24 und 89.

[54] Zischdi, singt in Arnolds Pfingstmontag der Bauer Claus vom Kochersberg, 2. Ausg. p. 191. — Wie Diestag zu Dienstag, so wurde ziestag zu zinstag, Salbuch der Stadt Straßburg aus dem 13. Jahrh. (Strobel, Gesch. I, 318). Geiler von Kaisersberg gibt davon folgende Etymologie: „Von dem Zinß kumpt här das Wort Zinßtag, denn die Römer sammelten am selben Tag in den Zinß; die von Nürnberg und die Beyer sprechend jm Eristag. Kumpt här von es, aeris" (Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Ausg. von Frommann, München 1869, I, Sp. 128). Diesen bairischen Namen Ertag, Erchtag, von Er, Ear, Eor, einem andern Namen des Kriegsgottes (Grimms Mythologie p. 183), finde ich einmal bei Murschel in der Form Erichtag (Flos reipublicae Argentinensis, Straßb. 1653, 4°, p. 17).

[55] Ueber die Heiligkeit des Donnerstags s. Grimm, Myth. 173 f. Alsatia 1851, 100. 1852, 125: Noch im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde am Oberrhein der Donnerstag gefeiert. In Straßburg war er der gesetzliche Hochzeitstag (Hochzeitordnung deß Heyligen Reichs Freyen Statt Straßburg, 1648, § 5). — Donnerkeile s. Stöber in Frommanns Mundarten II, 503. III, 485. Wurrum e Dunderax gern fallt bym e Gewitter. Arnolds Pfingstmontag, 2. Ausg. p. 110. — Un wenns Dunderaxe dät räje, kämt er her. ebend. 117. — Die Celte s. Bulletin II. Série, II, 2, 135.

[56] Ob das Wudental im Dachsburgischen von ihm den Namen hat (Wuden, Woden wäre fränkische Form), möge dahin gestellt sein, bis sich das Wort in ältern Urkunden findet. Ortsnamen mit Wotan, Voden s. Förstemann, Altd. Namenb. II, Sp. 1566; Müllenhoff in Haupts Zeitschr. XII, 403; in Hessen s. Lyncker, Deutsche Sagen in hessischen Gauen, Cassel 1854. p. 3. — Sicher abzulehnen ist dagegen die Zurückführung der elsäßischen Ortsnamen Baldersheim, Baldebrunn u. a. auf den Gott Balder (J. Grimm in Haupts Zeitschr. II, 256; Alsatia 1851, p. 93; Stöber, Sagen p. 223); das sind Zusammensetzungen mit altdeutschen Mannsnamen Baldo, Baldheri, Balderich: Balders-

heim bei Ensisheim, Balteresheim, 837 (Als. ill. I, 716), Balthersheim, 994 (Grandidier, Hist. d'Als. Pièces just. tit. 339) von Baldhari, Baltheri. — Baldenheim, so schon in Urk. von 817 und 824 (Als. ill. I, 994; Grandid. l. c. tit. 339), von Baldo. Ebenso Bollweiler, Baltowiler, 727 (Grandid. l. c. tit. 24) und Ballbronn, Baldenbrunne 1193, Baldeburn 1204 (Als. ill. II, 229). — Baltersdorf, Ballersdorf im Sundgau, Balderichesdorf, 823 (Als. dipl. Nr. 86) von Balderich. — Aehnliche Ortsnamen in Baden s. Schreiber, Taschenbuch V, 65. Baldeneck, Baldenauer Hof in der Pfalz, A. Becker, die Pfalz 755. Vergl. Förstemann, Altd. Namenb. II, Sp. 172 ff.

[57] Wutanes her vnd alle sine man, dy di reder vnd dy wit tragen, geradebrecht vnd irhangen. Reinz, Beschwörungsformel 19 (Sitzungsberichte der bairischen Akademie 1867, II, 1). Dô qwam er under daz wöden her, Heinrich der Löwe (15. Jahrh.) Str. 66 (Maßmann, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur, München 1828, I, 132). In Schwaben Wutesheer und Mutesheer, 's Wuotas und 's Muotas (E. Meier I, 127 f), wueteshere in der Zimmerischen Chronik (IV, 221), in Vorarlberg Wuothas (Haupts Zeitschr. XI, 170), Wütisheer in der Gegend von Bern (Vernaleken, Alpensagen, Wien 1858, p. 89). In Norddeutschland heißt der wilde Jäger noch immer Wode (Müllenhoff, Sagen der Herzogtümer, Kiel 1845, p. 372; Kuhn, Sagen aus Westfalen, Leipz. 1859, I, p. 359 ff).

[58] Der Glockenklang ist verhaßt den Zwergen (Grimm, Mythologie 428), den Riesen (ebenda 520), den Teufeln (ebenda 974), den Hexen (eb. 1039. 1057), den Feen (Alsatia 1852, 144). Im Elsaß läutet man bei Gewittern gegen die Wettermacherinnen, beim Abscheiden von Sterbenden, um die bösen Geister zu verscheuchen (Als. a. a. O.). Es würt darausz genummen, das man wider das wetter leutet, daz man mit dem leuten die bösen geist vertreibt, so sie hören die trummeten gotes, die glocken. Wan im alten gesetz, da bruchten sie trummeten, als wir ietz glocken bruchen. Geiler von Kaisersberg, Emeis (Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens p. 66). s. Pfeiffers Germania IV, 83.

[59] Die Hunde des wilden Jägers haben uralt mythische

Bedeutung als Windsymbole. Saramâ, die Götterhündin in den Veden, der Jagd- und Spürhund Indras, heißt Wind; ihre beiden Söhne Sârameya sind die Wächter des Todtengottes Yama und Seelenführer, in griechischer Anthropomorphose Ἑρμῆς (aus Ἑρμείας = Sârameyas) s. Kuhn in Haupts Zeitschrift VI, 117 ff; Mannhardt, Götter, p. 122; Weber, Indische Studien II, 296 ff. Hund als Unterweltstier im Geleite der Hecate, welche selber, wie der ägyptische Anubis, der Sohn der Unterwelt, einen Hundskopf hat. (Wackernagel im Neuen Schweizerischen Museum V, 340 ff). Isis als Unterweltsgöttin reitet auf einem Hund (Dio Cassius 79, 10). Bekannt sind die Hunde auf den mittelalterlichen Grabdenkmälern. Heulende Hunde, Vorzeichen des Todes s. Henderson, Folklore 32; Kelly, Indo-European Tradition and Folklore 110. Die Hunde Wodans und der Nornen s. Grimm, Mythologie 381. 633. Vergl. Rochholz, Drei Gaugöttinnen, p. 18 ff.

[60] Der bestunterrichtete zeitgenössische Chronist Nithard verlegt den Ort des Verrats ausdrücklich in die Nähe von Sigoldsheim: Quamobrem imperator una cum omni quod habebat imperio, tres reges filiique eius adversus eum cum ingenti exercitu, insuper papa Gregorius cum omni comitatu Romano, Elisatiam confluunt juxtaque montem Siguualdi castra ponunt, ac variis affectationibus populum, ut a patre deficeret, filii compellunt (Historiarum L. I c. 4 bei Pertz II, 652). Am 8. Juli 833 erließ Pabst Gregor IV eine Bulle zu Colmar: pro Aldrico Cenomannensi episcopo, data Cohlambur (Columbariae). Die Bulle ist aufgeführt von Grandidier, Hist. d'Alsace I. Pièces justif. tit. 164. Die Ebene zwischen Sigoldsheim und Colmar, welche zuvor Rotfeld geheißen hatte, führte von da an den Namen Lügenfeld: Denique filii eius coeptum peragere cupientes in pago Helisaciae in loco qui dicitur Rotfelth, id est rubeuscampus, juxta Columbarium, qui deinceps Campus-mentitus vocatur, se conjunxerunt (Annalium Bertinianorum Pars I, a. 883 bei Pertz I, 426). Usque in magnum campum qui est inter Argentoriam (nach andern Handschriften Argentoratum) et Basilam, qui usque hodie nominatur Campus-mendacii, ubi plurimorum fidelitas extincta est (Thegani Vita Hludowici Imp. c. 42 bei Pertz II, 598). Tandem ergo ventum est festivi-

tate sancti praecursoris Christi Johannis in locum, qui ab eo, quod ibi gestum est, perpetua est ignominia nominis notatus, ut vocetur Campus-mentitus (Vita Hludowici Imp. a. 833, bei Pertz II, 635).

Der Name Ochsenfeld rührt von einem daselbst abgehaltenen Viehmarkt her: „Von diesem uns bekannten und Bannstößigen grossen, vier Stund langen und drey Stund breiten Ochsenfeld dienet zu wissen, daß es also geheissen werde, weilen vor Zeiten der grosse Ochsen- und Rindermarkt allda gehalten worden, also daß aus Schwabenland, Schweitzerland, Schwarzwald, Breißgau und den Freybergen die Viehhändler auf und bey diesem Feld zusammen kommen, ihr Vieh allda gefüttert, gewendet, erhalten, verhandelt, und den Niderländern aus dem untern Elsaß, Westerreich, Lothringen und auch Burgund kommenden Handelsleuthen verkauft haben" (Kleine Thanner Chronik, [1766], Mülh. 1855, p. 24). — Ueber die bergentrückten Helden s. Grimms Mythologie 905 ff.

[61] Der Kampf des weißen und des roten Heers auf dem Nordfeld bei Rixheim, in welchem das weiße siegt, s. Stöber, Sagen p. 17. — Mit der Umfahrt der Götter und der wilden Jagd stehen auch die zahlreichen Sagen von Gespensterwagen in Verbindung, z. B. die Gespensterkutsche von Hohen-Rappoltstein (Stöber, Sagen 115), von Buchsweiler (ebenda 264. 267), die Teufelskutsche von Schnierlach (eb. 106), die nächtliche Kutsche von Illfurt (Stöber, Das vordere Illtal p. 40), die Geisterkutsche von Straßburg (Alsatia 1854, p. 213), die Burgsage vom Heidenschloß bei Ebersheim (Schweighæuser, Bas-Rhin. p. 29), ferner die Sage: Der Teufel als Koch (Alsatia 1856, p. 134). — In verschiedenen Gegenden Deutschlands ist der Umzug der Geister zuweilen von einer wunderschönen Musik begleitet, so auch in der elsäßischen Sage aus dem Dorfe Rohr im Kochersberg (Stöber, Der Kochersberg, Mülhausen 1857, p. 63) s. besonders Kuhn, Sagen aus Westfalen, Leipz. 1859, I, p. 183.

[62] Darnauch so soll man eren
Niclaum den Bischof und herren,
den begont die schüler lobelich
und dunt sich an und zierent sich
in engelscher wot und lond sich schowen. (englische wât,

Engelskleid, hieß das Meßgewand). Conrad von Dankrotsheim, Schöffe zu Hagenau 1410—30 (Mones Zeitschrift für Gesch. des Oberrh. II, 323), in seinem Kinderkalender: Das heilige Namenbuch, Ausg. von Strobel, Beiträge zur deutschen Literatur, Straßb. 1827, p. 121. — Die Chorknaben von Straßburg wählten am Nicolaustag aus ihrer Mitte einen Bischof, der mit den Insignien bekleidet in den Weihnachtsfeiertagen durch Straßen und Kirchen geführt wurde. Dabei sang die Jugend ein dem Aufzug entsprechendes Lied. Ein solches aus dem Jahr 1521 ist erhalten in der Panegyris Carolina, einem lateinischen Lobgedicht auf Kaiser Karl V, von Hieronymus Gebwiler, Lehrer an der Domschule zu Straßburg (Strobel, Gesch. IV, 130). — Ueber die Ausschreitungen dieses ursprünglich auf den Tag der unschuldigen Kindlein fallenden Knabenfestes s. Grandidier, Essais historiques sur la cathédrale de Strasb. p. 72 und L. Schneegans bei Müller-Falke, Zeitschrift für deutsche Kulturgesch. III, 23.

[63] Der Schwank ist vielverbreitet, z. B. in den Niderlanden (Wolfs deutsche Märchen und Sagen 145), am Rhein (Simrock in Wolfs Zeitschr. II, 13), im Odenwald (Wolfs Zeitschr. I, 41), in Schwaben (Meier, Schwäb. Märchen Nr. 11), in der Bukowina (Wolfs Zeitschr. I, 471), in Westfalen (Kuhn, Sagen aus Westfalen, Leipz. 1859, II, 238), in Siebenbürgen (Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen, Kronstadt 1857, p. 130), in der Oberpfalz (Schönwerth, Aus der Oberpf. III, 301) s. das treffliche Gedicht Petersens (Wolfs Zeitschrift IV, 50).

[64] L. Schneegans, Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg, Alsatia 1842, p. 189 ff. Vergl. Als. 1858—61, p. 52 ff. Stöber, Sagen 487 ff.

[65] Stöber, Sagen p. 32. 134. 153. — Grandidier, Hist. d'Alsace I, 47 f. — Die Kapelle Marie in Eichen zwischen Thumenau und Plobsheim soll auf der Stelle eines druidischen Heiligtums erbaut sein (Schweighæuser, Bas-Rhin. 40).

[66] Drittens ward des Kaisers Caroli M. Mutter, der Bertæ gedacht, von welcher Joachimus Camerarius in Chronolog. Nicephori p. m. 129 schreibet, daß es ein zorniges vnd schier wütendes Weib gewesen; daher die Alten, wann sie jhre böse schreyende Kinder haben stillen wollen, jhnen mit der wilden Berta, so bey Nachts vmb die Häuser gehe vnd die böse Buben zerreisse, gedrohet haben.

Martin Zeiller, 606 Episteln oder Sendschreiben, Marpurg 1656, II. Hundert, 96. Epistel, p. 538.

[67] Dieselbe Sage von der Fronfastenfrau in Baden (s. Baader, Neugesammelte Volkssagen, Karlsruhe 1859, N. 62) und anderwärts, z. B. im Voigtland (Bechstein, Thüringer Sagenbuch, Wien u. Leipzig 1858, II, 162), im Orlagau (Börner, Volkssagen aus dem Orlagau, Altenburg 1838, p. 159: Die betrogene Perchtha).

[68] Das älteste Zeugniß für das Bechten im Elsaß bringt Conrad von Dankrotsheim in seinem mehr erwähnten Namenbuch (um 1430). Er stellt in diesem für die „jungen Kinder" bestimmten Kalendergedicht Behte als eine Heilige dar, welche zwei Braten am Spieß auf der Achsel von Haus zu Haus trug und ihre Nachbarn zu Gaste lud. Ihr Tag fällt zwischen den des Bischof Thomas von „Cantelberg" und den Silvesters, also auf den 30. Dec.

Darnauch so komet die milte behte,
die nach hat gar ein groß geslehte (große Nachkommenschaft).
die stick zwene broten an den spiß
und briete und machte einen guten friß (Imbiß)
und geriet in uff die ahsel fassen (geraten, Hilfszeitwort)
und ginge mitte behten affter den gassen
und drug da uff on alles duren (Bedauern, Reue)
und lud ir guten nachgeburen
und ir brüder und ir swester.
Do kam der heilige bobest silvester
und broht eine brotwurst in der hende,
mit dem so nymet das jor ein ende.

Strobel, Beiträge zur deutschen Literatur p. 123.

Die syncopierte Form Bechte für Berhta kommt auch sonst vor: bei Heiligkreuz heißt eine durch Gespensterspuk verrufene Stelle der Bechtenwinkel (Alsatia 1852, p. 150; 1858—61, p. 262). Bechta Frauenname in einer Urk. von 1336 (s. Stark, Die Kosenamen der Germanen, Wien 1868, p. 26). — Bechten wurde schließlich gleichbedeutend mit betteln, hat jedoch sprachlich mit dem „Fechten" der Handwerksbursche, womit es einige identificieren, nichts zu schaffen (s. Grimms Wörterbuch s. v. fechten).

[69] s. Hocker, Die Stammsagen der Hohenzollern und Welfen,

Düsseldorf 1857; Grässe, Sagenbuch des preußischen Staats, Glogau 1868, I, 15 ff.

[70] Auch diesen Sagen von den Schatzjungfrauen, welche sich hier mit dem Freyjamythus mischen, liegt uralte Natursymbolik zu Grunde, s. die Abhandlung von A. Kuhn: Die Sagen von der weißen Frau, in Wolfs Zeitschr. III, 368 ff.

Ueber die Wunderblume s. Grimms Mythologie p. 923; Menzel, Deutsche Dichtung, Stuttgart 1858, I, 186; Uhlands Schriften III, 365, Anm. 401; Wolf, Hessische Sagen, Göttingen 1853, N. 41; Lyncker, Deutsche Sagen aus hessischen Gauen, Cassel 1854, p. 5; E. Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben I, p. 37; Baader, Neugesammelte Volkssagen N. 107; Witzschel, Thüringische Sagen, Wien 1866, p. 126. 143. 171. 181; Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck, Arolsen 1860, p. 202; Schambach-Müller, Nidersächsische Sagen und Märchen, Göttingen 1855, p. 87; Harrys, Volkssagen Nidersachsens, Celle 1840, II, 56; Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen p. 225.

[71] So sieht man oft auch beim Dörfchen Riedisheim, einem Lustort der Mülhausener, eine weiße Frau mit grünen Schuhen längs dem Feldsaum auf und ab wandeln (Stöber, Sagen p. 21). Grüne Schuhe trägt auch die als weiße Frau umgehende heilige Barbara (s. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden, Karlsruhe 1851, p. 165. Vergl. Kuhn, Märkische Sagen N. 190). — Ein gelbes Fräulein auf Hohenkönigsburg, Alsatia 1858, p. 268.

[72] Die Straßburger Legende von Einbett, Warbett und Wilbett erzählt der Jesuit Crombach in seinem voluminösen Werke: S. Ursula vindicata, Vita et martyrium S. Ursulæ et sociarum undecim millium Virginum, Coloniæ 1647, fol. Er schöpfte aus deutschen Handschriften in Straßburg (vernaculo idiomate consignata, p. 509). Ihr Andenken war fast ganz erloschen, als der Decan Gabriel Haug, später Bischof von Tripolis, im J. 1646 zufällig in der Alt-Sanct-Peterskirche ihr Grab entdeckte, worin sie neben einander unversehrt an Leib und Kleidern lagen. Eine Inschrift verkündete ihre Namen und Schicksale (ebenda). Sie wurden mit Ausnahme einiger Teile, die nach Molsheim ins Kartäuserkloster gebracht wurden, mitten auf dem Hochaltar von Alt-Sanct-Peter in einer eichenen Kiste verwahrt (Grandidier, Hist. d'Als. I, 262).

Ueber die Legende der h. Aurelia in Straßburg s. Crombach p. 33. 115. 371. 508. 995; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 146; Hist. d'Als. I, 259.

Die Namen der drei Jungfraun finden sich in ihren abweichenden Formen zusammengestellt bei Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie, München 1848, I, p. 285. Betta ist syncopiert aus Berta (Bethta bereits im J. 752); neben Eimbetta kommt übrigens noch die volle Form Eimberta, Aimbertha vor (Stark, Die Kosenamen der Germanen, Wien 1868, p. 26). Wir haben also drei Berten, Ainberta, Warberta und Wilberta, wie es in Baiern eine Eisenberta, in Franken und Schwaben eine Hildaberta gibt (Grimm, Myth. 255). Die früheren Erklärungen s. Weinhold, Die Riesen des germanischen Mythus (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Philos. hist. Classe, 1858, XXVI, 248); Mannhardt, Germanische Mythen, Berlin 1858, p. 644; Simrock, Deutsche Mythologie, Bonn 1864, p. 368.

Ueber Wurd als die ursprünglich einzige Norne s. Weinhold, Die Riesen a. a. O. 247. Ueber den Vorrang der h. Einbett s. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, Göttingen 1852, II, 174. Orte nach ihr benannt s. Mones Anzeiger 1835, p. 258. 499; 1836, 392; Panzer a. a. O. I, 379. Einbeth wird in einigen Martyrologien allein genannt (Crombach 997). Heinrich von Kirchberg, Chorherr des Stiftes Alt-Sanct-Peter, ließ ihr 1489 eine besondere Kapelle errichten (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 146, Note b).

Die Sagen von den drei Schicksalsschwestern sind ausführlich behandelt von Panzer, a. a. O. I, p. 1 ff. Vergl. Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol, Innsbruck 1859, p. 19 ff. Sie heißen im Elsaß auch Chrischona, Ottilia und Margareta oder Mechtund, Chunegund und Wibrand (s. Stöber, Elsässisches Volksbüchlein, 2. Auflage, Mülhausen 1859, I, p. 127). Die drei schönen Jungfern im Kinderspruch kennt auch das Elsaß (s. ebenda p. 29 und Nachweise p. 127 f.).

[73] In Straßburg ist die tollste Hexenzeit um die Fastnacht, nach der Versicherung des Lizenziaten in Arnolds Pfingstmontag:

Am Faßnacht fra (besonders), do isch
Ken Blywes in der Stadt. Do fahrt e ganzer Wisch

Von beese Gaistre-n- als mit viele dausig Hexe
Us de Kämminre aus, daß merr si noch heert grexe (krächzen),
Wenn si schunn, waiß wie wyt, hoch in de Lüfde sinn.
Ausgabe von 1850, p. 148.

Die neueste Schrift von Reuß über das Hexenwesen im Elsaß ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

[74] Diese Hexensagen finden sich mit geringfügigen Abweichungen in ganz Deutschland, siehe z. B. die Geschichte von einem Bauern aus der Grafschaft Hohengeroldseck im benachbarten Baden, Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden, 1851, N. 111. — Sonstige berüchtigte Hexenorte im Elsaß sind: der Forst von St. Bild, wo die Hexen bei Harfen und Geigen tanzen (Alsatia 1856—57, p. 128); die Wiesen der Ill bei Schlettstadt, besonders der Zimmerplatz von Kestenholz (Dorlan, Notices historiques sur l'Alsace, Colmar 1843, II, 213); das alte Schloß Reichenberg über Bergheim (Alsatia ebenda 313 f.); der Wangenberg oberhalb Wangen bei Wasselnheim (Stöber, Sagen 225); der Schneeberg hinter Wasselnheim; der Bischenberg bei Bischofsheim (Alsatia ebenda 283 und 334); der Glöckelsberg und die Kuhwiese bei Geispolsheim (Spach, Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin, Strasb. 1862, 419. 423) u. a. In vielen Ortsnamen klingen die Hexen an: Hexenloch und Hexenschule heißt eine kreißrunde Felsenvertiefung bei Zabern (Als. eb. 283); Hexenwald heißt der Frowald bei Oberbronn (Stöber, Sagen 330, Anm. 1); bei Mülhausen ist ein Hexenwäldchen, ein Hexenplatz bei Oberlarg; Hexenbäume stehen auf dem Hexenplan in der Haart und in Hagenbach bei Damerkirch; ein Viereck und ein Dreieck von Druidensteinen am östlichen Abhang des großen Belchen heißen bei den Sennen Hexengärten (Als. ebend. 283); ein Hexengäßlein ist in Straßburg (Hermann, Notices I, 224), in Brunnstadt bei Mülhausen (Stöber, Das vordere Illtal p. 60) u. a.; ein Hexenschloß bei Dirlinsdorf, südwestlich von Pfirt (Als. ebenda); der von Türenne gesprengte runde Turm der Engelsburg bei Thann, durch dessen am Boden liegende Röhre man den Himmel sieht, heißt das Auge der Hexe (Steger, Das Elsaß p. 44. Abbildung bei Golbéry, Haut-Rhin, Pl. 29 und Rothmuller, Vues pittoresques de l'Alsace, Colmar o. J., Pl. LXVI).

[75] Die Vehikel der Hexen zusammengestellt von Stöber, Al-

satia 1856—57, p. 330. — Kutsche von vier Katzen gezogen p. 317. Vergl. Dorlan, Notices II, 214. — Die Speisen s. Alsatia eb. 331; Stöber, Sagen 76; Gérard, L'ancienne Alsace à table, Colmar 1862, 202. Brod und Salz fehlen s. Hagenbacher Hexenakt von 1614 (Alsatia eb. 299. 302) und Oberbergheimer Hexenakt (eb. 313). — Im Hauptgesims an der Südwestseite der Münsterplattform ist ein Hexensabbath eingemeißelt (Grandidier, Essais historiques, sur l'église cathédrale de Strasbourg p. 222). — Der Tanz dreht sich von rechts nach links, wie überhaupt Alles mit der linken Hand geschieht (Spach, Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin, Strasb. 1862, p. 427).

[76] Im Naturalienkabinet von Straßburg wurde ein außerordentlich großer Wolf gezeigt, der vom Volk für einen Werwolf gehalten wurde, sofern man die Bemerkung des Naturforschers Hermann wörtlich nehmen darf (Observationes Zoologicae p. 33): Lupus immanis anno 1799 in silva Hagenoensi a viro parum robusto securi percussus est. Terruerat pagi incolas, rediisse autumantes, sub specie lupi, scelestum nebulonem, projecto hisce annis cucullo ex Germania advenam, (Eulogium) Schneiderum, capite ob flagitia plexum, cujus saevitiam vicies mille Alsatæ exules effugerant (Hermann, Notices II, 390). — Eine Uebersicht der Werwolfsagen bietet meine Abhandlung: Der Werwolf, Beitrag zur Sagengeschichte, Stuttg. 1862. — Das Reiten auf Wölfen in Hexenakten von Altkirch 1589 (Alsatia 1856—57, p. 289. 291); von Hagenbach 1614 (ebenda 297. 299). Die Wölfe waren gesattelt und mit Tüchlein gezäumt (ebenda 302).

[77] Für das Seelenheil der Gräfin soll ihr Gemahl, Peter von Lützelburg, die Abtei St. Johann bei Zabern im J. 1126 gestiftet haben (Stöber, Sagen 250). In der Stiftungsurkunde wird jedoch die Gräfin als Mitstifterin genannt (Schweighæuser, Bas-Rhin p. 126).

Vom Wettermachen heißen die Hexen Wettermacherinnen, Wetterhexen, Wetterkatzen, Donnerkatzen, Nebelhexen, Strahlhexen, Blitzhexen, Zessenmacherinnen (zessa Sturm) ꝛc. s. Stöber, Zur Geschichte des Volksaberglaubens p. 66. Der Eigenname Witterer, d. h. Wettermacher, haftete an einem Haus in Straßburg (Straß-

burger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter, Straßb. 1871, p. 81). Eine Hexe erregt Wind und Wetter, indem sie sich in den Bach stellt und mit dem Besen Wasser hinter sich wirft, nach Geilers Emeis (Stöber a. a. O. 38). — Um Nebel zu machen, läßt der Teufel eine Schlettstadter Hexe in ein großes Horn blasen (Dorlan, II, 215).

[78] Schlagen mit weißen Stäbchen in Altkircher Hexenakten, Alsatia 1856—57, p. 270. 288. 299. — Milchraub, ebenda 270; Stöber, zur Gesch. des Volksaberglaubens p. 62 f. — Als Beispiel des Verhexens diene eine Stelle aus der Handschrift des Nicolas Amschützel vom J. 1461 auf der Stadtbibliothek zu Schlettstadt: Anno Domini 1461 et 1462 quaedam virgo filia carnificis in Sletztadt per maleficas mulieres miserabiliter fuit vexata, ita quod omnis homo audiens hujus maleficia obstupuit. De ventre enim ejus exierunt per viam generationis primo lapides majores deinde minores, item ferrum variae formae, acus, clavi curvi et errecti, item Blech, item ein Meisel, item pilei equorum, item Nestel, item Nolen (Nadeln), item vitra multiformia, item cultelli acuti et alia instrumenta acuta; et non leserunt usque ad cruentationem, licet cum magno dolore et labore illa posuerit, imo labore quasi parturientis (Dorlan II, 202). — Pferde werden verzaubert durch den Ruf Ho! (Spach, Lettres sur les archives p. 421. 429). — Durch Entzauberung des Nestelknüpfens waren einst Hürtigheimer und Bischheimer Männer berühmt (Schilter, Consilia Argent. fol. 304 f. Alsatia 1856—57, p. 270, Anm. 3). — Ueber den bösen Blick der Hexen s. Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens p. 45.

[79] s. Stöber, Sagen 283. 284; Wolfs Zeitschrift I, 406; Alsatia 1856—57, p. 325; 1858—61, p. 145. Ein Mann, der Flieger genannt, hatte von einer Hexe in Kaisersberg viel zu leiden, welche volle Macht über ihn besaß. Endlich fand sich ein fremder Mann, der sich auf das Teufelsbannen verstand; der hat sie „weggebracht“: er gieng um Mitternacht auf den Kirchhof, nahm eine brennende geweihte Kerze und einen Todtenkopf mit und machte allerlei geheimnißvolle Zeichen; sodann zog er ein Buch heraus und fieng an, „gegen sie zu lesen“. In derselben Nacht fand man die Frau todt vor ihrem Bette stehen, den Zeigefinger und Mittelfinger

der rechten Hand emporhaltend und am ganzen Leib kohlschwarz. Alsatia 1858—61, p. 263.

[80] Der Teufel weiß besonders die Stunden auszunützen, wo die Frau von ihrem Ehemann mißhandelt wurde; da tritt er in schmucker Gestalt an sie heran, tröstet sie, verspricht ihr Schutz und bessere Zeit (Dorlan II, p. 205 f.). Außerdem beschleicht er sie in Gestalt ihres Ehemanns wie das Spielmannsweib von Hagenbach, 1614 (Alsatia 1856—57, p. 299), die Mädchen in Gestalt ihres Liebhabers, wie Magdalene Bonis von Kinzheim, welcher er bei ihrer Arbeit hilft und dann die gewonnene Zeit in Liebkosungen verschwelgt, 1630 (Dorlan II, 204). Im Oberbergheimer Hexenakt von 1586 erscheint er als „langer hüpscher Mann, so ein langen Bardt gehabt, den der wind zerwehet, geel gekleydet“ (Als. eb. 314), auch als „ein hüpscher Knab, der schwarz gekleydet vnd ein grossen Federbusch vff dem huot gehapt“ (eb. 315). In dem Geispolsheimer Hexenakt von 1616 erscheint er als schwarzer Mann, bald in kostbarem schwarzem Anzug, bald in Bauerntracht; er schließt sich einer der Angeklagten auf dem Weg nach Straßburg an, nimmt ihr den Korb vom Kopf, wirft sie zu Boden und notzüchtigt sie (Spach, Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin, Strasb. 1862, 426). Sein dämonisches Wesen verrät zuweilen ein Gansfuß, 1583, 1586, 1627 (Als. eb. 313. 333; der linke Fuß der Teufel ist ein Gansfuß, Spach, Lettres p. 427), ein Geißfuß, 1627 (Als. 333); einmal erscheint er sogar mit zwei Ochsenfüßen, 1630 (ebenda); vom Pferdefuß ist nicht die Rede. — Er weicht von seiner Buhlen in einem rauschenden Sturmwind (ebenda 288). — Die Männer berückt er in Weibergestalt: so erscheint er dem Rudolf Stiritz von Schlettstadt in Gestalt seiner Geliebten, 1630 (Dorlan II, 207), oder er kommt als prächtig gekleideter Herr im Federhut und verspricht Reichtum wie dem armen Jacob Helgenstein, der sich im Walde seufzend mit einem Holzbündel schleppte, 1630 (ebenda II, 206). — Die Formel der Lossagung von Gott lautet in einem Schlettstadter Hexenakt: „Ich widersage dir Gott, dir seine Muter Maria, allen heilig und himlischen heeren kein hilff und trost mehr bey dir zu suchen, gebe, verspreche mich dir dem Teuffel in allem deinem Willen zu gehorsamen“ (Dorlan II, 208). — Darauf folgt die Blutverschreibung; das Blut küßt

der Teufel seinem Opfer aus der Schulter, wodurch er ein dauerndes Merkmal zurückläßt (eb. 209), das stigma diaboli (s. Alsatia 1856—57, p. 284), das er auch durch Kräuter, die er der Novize unter die Haut schiebt, hervorbringt, wie der siebenjährigen Anna in Oberhaslach, 1617 (Curiosités d'Alsace, Colmar 1863, II, p. 190). — Aus Ketzersagen stammt auch der Huldigungskuß auf des Teufels Hintern, Schlettstadter Hexenakt bei Dorlan II, 215.

[81] Andere Hochzeiten im Hagenbacher Forst, unter den Hexenbäumen s. Alsatia 1856—57, p. 299. 302. — Bei Magdalene Bonis in Schlettstadt (hingerichtet 1630) nimmt der Teufel die Trauung in einer langen schwarzen Soutane vor (Dorlan II, 213). Im Geispolsheimer Hexenakt vollzieht die eine Trauung ein böser schwarzer Hund, die andere „ein köstlicher Mann" (Spach, Lettres sur les archives p. 426. 427). — Der „Gemahelring" ist von schwarzem Bein, Oberbergheimer Hexenakt (Als. eb. 315). — Für Männer hatte der Teufel weibliche Dämonen bereit: Ein Jüngling Lorenz Stipp bekannte in Zabern um die Mitte des 17. Jahrhunderts, daß er auf Anstiften einer Hexe den Teufel beschworen habe und dann mit derselben auf einer Ofengabel durch die Luft in das „Kreuzwäldle" gefahren sei, wo er sich im glänzenden Saal eines großen Palastes mit einer Teufelin Namens „Fegere" verheiratet habe (Als. 1856—57, p. 322).

[82] Ein solches Interrogatorium s. Dorlan II, 219; Alsatia 1856—57, p. 282.

[83] Die Hexenbulle ist abgedruckt im Eingang des Malleus maleficarum. — Den Ausspruch Geilers s. Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens p. 41. — Im 14. Jahrhundert begnügte man sich in Straßburg damit, die Zauberinnen zu verbannen: „Grede von Lare (Lahr), hinder der der zouber funden wart, het dise stat versworn iemerme eweclich über Rin, und wo man sü indewendig der mile hie dissite Rines ergriffet, so sol man sü erdrencken, umb daz man zouber bi ir vant, und es ouch meister und rat für zouber hettent, und ouch vaste belümet waz vür unvertig" (lasterhaft). Aus dem heimlichen Buch, vom J. 1353. — Ebenda: „Grede Kannengießerin und Metze Slößerin von Baden hant dise stat iemerme eweclich versworn nahtz eine mile und dages us dem burgban von zouberige wegen und umb ander missetat die sü be-

gingent" (Chroniken der deutschen Städte, IX, 1020 f.). Später sind solche milde Urteile selten, wie im J. 1529 zu Gebweiler über eine Weibsperson, die „von einer leichtfertigen Gabelfahrerin das Hexenwerckh" gelernt hatte, beschlossen wurde, sie zu „schwemmen undt nach gegebenem Eyd als dan aus dem Landt über den Rhein zu verschickhen" (Chroniques des Dominicains, ed. Mossmann, p. 179). Noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde ein Hexenankläger Hans Schoch in Straßburg als Verleumder zum Tode verurteilt und in einen Sack genäht von der Schindbrücke herab in die Breusch geworfen (Friese, Historische Merkwürdigkeiten, Straßb. 1804, p. 107). — Aufzählung der Hexenbrände im Elsaß s. Alsatia 1856—57, p. 305 ff. In Schlettstadt wurden in dem einen Jahr 1630 fünf und sechzig Menschen hingerichtet, darunter sieben Männer (s. die Liste bei Dorlan II, 195 ff). In den Annalen des Städtchens Thann, von dem Franciskaner Tschambser im 18. Jahrhundert redigiert, heißt es beim Jahr 1572: „Den 9. Wintermonat hat man allhier angefangen vier sogenannte Hexen zu verbrennen, und hat dergleichen Execution gewährt bis auf Anno 1620, also daß innerhalb 48 Jahren nur allein hier, theils von hier theils von der Herrschaft, bey 152 (darunter nur etwann 8 Mannspersohnen gewesen) eingezogen, gepfezt, gefoldert, hingerichtet und verbrennt worden, theils mit, theils ohne einzige Reu" (Kleine Thanner-Chronik, Mülhausen 1855, p. 42). Hinrichtung eines jungen sechzehnjährigen Spielmanns von Zabern, der im Wipfel eines Baums den Hexen zum Tanz gegeigt haben sollte, 1618 (s. Curiosités d'Alsace, Colmar 1863, II, 429).

[84] Die Hexentürme s. Alsatia 1856—57, p. 308. Zu Schlettstadt fand die Untersuchung im Hexenturm statt, und das Urteil wurde im Rathaus gefällt (Dorlan II, 193). Verschärfung der Todesstrafe durch Kneifen mit glühenden Zangen in Brust und Weichen s. Alsatia 1856—57, 311. 319. 320. 322.

[85] Ganz im Geiste des Malleus maleficarum (Haeresis est maxima opera maleficarum non credere, Pars III, Quaestio 24) fragt das angeführte Münsterer Gutachten: „Was ist aber von denen zu halten, die da sagen, es gebe keine Hexen? Antwort: das alles seien gottlose Menschen, Irrlehrer, Ketzer und keine Christen, denn sie halten es mit den Atheisten, Heiden und Türken, die auch

glauben, daß kein Teufel und keine Hölle sei und deswegen auch keine Zauberer. Aber dergleichen Ungläubige setzen sich in Verdacht, daß sie mit den Unholden im nemlichen Spitale krank liegen und die Hexen nur darum verteidigen, daß man nicht auch sie beim Fuchs- oder Wolfspelz nehme und, wie sie es verdienten, verbrenne" (Alsatia 1856—57, p. 276).

[86] Dorlan, Notices I, 25. — Stöber, Sagen 129. — Schon von Beatus Rhenanus erwähnt: Quae de Slettone gigante quidam affinxere, ea vulgo relinquemus. Rerum Germanicarum Libri tres, Basileæ 1551, p. 170.

Sage von dem Riesen in der Gegend des Schlosses Frundsberg an der Pfälzer Grenze, der als Wächter des Tals mit gespreizten Beinen auf zwei entgegengesetzten Bergen stand und von einer Jungfrau geäzt wurde, s. Stöber, Sagen 345.

[87] Die Dichterin, geboren zu Straßburg 1781, war die Tochter des berühmten Hellenisten Johannes Schweighäuser, Schwester des Archäologen Gottfried Schweighäuser (des Verfassers der Antiquités du Bas-Rhin) und seit 1804 Gemahlin des Gelehrten Moriz Engelhardt (Verfasser der Monographie über Herrad von Landsperg, Herausgeber des Ritters von Staufenberg &c., s. Alsatia 1858—61, p. 363 ff); sie starb 1864. Ihr Nekrolog Alsatia 1862—67, p. 422. Ihr Gedicht steht auch in Stöbers Oberrheinischem Sagenbuch, Straßb. 1842, p. 226.

Von der Burg Nideck sind noch ein Quaderturm und terrassenförmig aufsteigende Mauern erhalten, Alsatia illustr. II, 150; Schweighæuser, Bas-Rhin 96. Eine Abbildung bei letzterem, Pl. 22. — Ein Burcardus Burggravius de Nidecke 1264, Als. ill. II, 660.

[88] In Westfalen sagt der Vater zur Hünentochter: „Das sind Erdwürmchen, die uns vertreiben werden" (Kuhn, Sagen aus Westfalen, Leipz. 1859, I, p. 120. 182). Auf der Hünenkoppe in Türingen sagt die Mutter: „Es sind unsere Vertreiber" (Bechstein, Thüringer Sagenbuch II, 211); ebenso in einer Sage aus Brandenburg (Kuhn in Haupts Zeitschrift IV, 393; Norddeutsche Sagen, Leipz. 1848, N. 107; vergl. Nr. 43) und in der finnischen Sage (s. Grimms Mythologie 507). In einer Sage von Waldmünchen steht das Riesenfräulein am Fenster und sieht die ackernden Bauern.

„Das sind unsere Vertreiber", erklärt ihr der Vater, und zürnend erdrückt sie dieselben in ihrer Schürze (Schönwerth, Aus der Oberpfalz II, 267). In schleswigischer Sage bringt eine Riesenfrau die Bauern in der Schürze und zeigt sie den andern Riesen mit den Worten: „Süh, dat sünt unse Verdrywers" (Müllenhoff, Sagen der Herzogtümer, Kiel 1845, p. 279); ganz ähnlich in Siebenbürgen (Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen, Kronstadt 1857, p. 7, N. 4). Vergleiche die badische Sage (Baader, Volkssagen, Karlsruhe 1851, N. 375).

In der Oberpfalz und in Siebenbürgen findet sich daneben die der elsäßischen Sage entsprechende Version (Schönwerth II, 267, von der rauhen Kulm; Fr. Müller, a. a. O. N. 6); ebenso in Hessen (Lyncker, Deutsche Sagen aus hessischen Gauen, Cassel 1854, p. 36), in der Eifel an der hohen Acht (Schmitz, Sagen und Legenden des Eifler Volks, Trier 1858, p. 23) und in der Gegend von Camern (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen N. 126, 1). Vergl. Schambach-Müller, Nidersächsische Sagen p. 143; Zingerle, Sagen aus Tirol p. 87. Auch im estnischen Epos trägt eines Riesen junge Tochter die Gefährten Kalewipögs in der Schürze zu ihrem Vater; dieser aber läßt sie von der Tochter wider zurücktragen (Reinthal, Kalewipög, Dorpat 1857, p. 411).

[89] Verwandt mit diesem Schellenmännlein sind die gespenstigen Küfer, welche man in guten Weinjahren in den Kellern klopfen hört. Sie gehören zu den Hausgeistern, welche wie die Zwerge ursprünglich als die Seelen Verstorbener gedacht wurden. Ein solcher ist in das sogenannte Küferkämmerlein der Felsenburg Falkenstein gebannt; je länger und kräftiger sein Klopfen ins Tal hinunter hallt, desto besser und reicher wird die nächste Weinlese (Stöber, Sagen p. 329). Ein anderer spukt in Straßburg auf der Brücke bei der Münze, und zwar, wie das Volk will, zur Strafe, daß er im Leben edeln Wein mit Wasser vermischt hat (Stöber eb. 431), ein Verbrechen, das dereinst die redlichen Väter der Stadt mit moralischem Schauder erfüllte. Man sehe die Auszüge aus dem „Heimlich Buch" in den Städtechroniken, IX, 1021, wo unter den Verbrechen des „vesseler" (Küfer) Liebnig neben Giftmischerei und Vielweiberei auch aufgeführt wird, daß er „wasser under win schutte", im J. 1353. Eberlin Snider wird im selben

Jahr aus der Stadt verbannt, „und wo man in indewendig der mile ergriffet, so sol man in erdrencken, umb daz er argen win under guoten vermenckelte“ (ebenda IX, 1020).

[90] Eine ähnliche Sage wird von den „Herdwible“ (Erdweiblein) zu Mörnach an der südlichen Grenze des Sundgaus erzählt. Diese lebten in Fichten oder unter der Erde beim Probstweiher und kamen gern zur Kelte ins Dorf, wo sie alle durch ihr liebliches Singen ergetzten. Einmal streute man Asche in die Stube; die Erdweiblein ließen Spuren von Gänsefüßen zurück und kamen nicht wider (Stöber in Wolfs Zeitschrift I, 399). Auch nach der Lehre des Talmud soll, wer die Teufel erkennen will, gesiebte Asche vor sein Bett streuen; dann wird sie am Morgen aussehen, als ob Hahnentritt darauf wäre (Eisenmenger, Entdecktes Judenthum, Königsberg 1711, I, 424). Ebenso bestreuen die vicentinischen und veronesischen Deutschen am Weihnachtsabend die Hausküche und jeden Ort, wo eine Oeffnung aus der Luft herabführt, mit Asche. Dann achtet man auf die darin abgedrückten Fußtritte und sieht an ihrer Lage, Größe und zumal daran, ob sie ein- oder ausgehen, welche gute oder böse Geister das Haus besuchen (Grimm, Deutsche Sagen N. 151).

[91] Aehnliche Steinhaufen finden sich auch auf dem Engelberg im Dachsburger Land, auf dem Ochsenkopf bei Niderbronn und anderwärts (s. Beaulieu, Le comté de Dagsbourg, p. 33). — Bei den Griechen hießen sie ἕρμακες (s. Liebrecht, Ein alter Brauch, im Philologus von Leutsch, Göttingen 1863, XX, 378—82, Pfeiffers Germania X, 110; Peschel im Ausland 1867, p. 1108). Hast du Steine zu einem Haufen zusammengetragen? lautet eine der Bußfragen bei Burkhart von Worms, † 1025 (Burchardi Wormatiensis ecclesiae Episcopi Decretorum libri viginti, Coloniæ 1548, fol. 195). Bekannt ist der hohe Steinhaufen auf dem Grabe Manfreds bei Benevent (Schirrmacher, Die letzten Hohenstaufen, Göttingen 1871, p. 296. 534). In Norddeutschland führen diese Steinhaufen den noch nicht genügend erklärten Namen Nobiskrug oder Nobelskrug (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Leipz. 1848, p. 85; Kuhn, Märkische Sagen, Berlin 1843, p. 113; Liebrecht, Des Gervasius von Tilbury Otia Imperialia p. 168). Eine Teufelssage mit solchen Steinhaufen verbunden s. Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag 1863, p. 316. Der Brauch am Niderrhein s. Montanus, Die

Vorzeit der Länder Cleve, Mark, Jülich-Berg und Westphalen, Elberfeld 1870, I, 220. Scherzweise wurde und wird zuweilen noch heute der Brauch geübt auf dem Hohentwiel und auf dem Tollenstein im Altmühltal.

[92] Die Tarnkappe (von tarnen, tarnjan verhüllen) heißt auch Nebelkappe, welcher Ausdruck noch heute im Elsaß und in der Pfalz für eine Weiberhaube, deren Lappen die Ohren bedecken, gebraucht wird (Stöber in Frommanns Mundarten III, 485; Aug. Becker, Die Pfalz p. 402). In Arnolds Pfingstmontag heißt Newwelkapp die Schlafhaube. Die Nebelkappe den Zwergen abgeschlagen s. Grimm, Deutsche Sagen N. 153. 154. 156.

[93] Raz, Räzel ist ohne Zweifel durch Aphäresis aus Schraz, Schräzel entstanden. Razen, Razeln heißen im Südosten der Oberpfalz die Zwerge, neben Schrazen, Schrazeln (Schönwerth, Aus der Oberpfalz II, 291).

[94] Walther von der Vogelweide sagt in dem bekannten Spruch, wo er über das von Kaiser Friedrich II empfangene Lehen jubelt, nun gefalle er seinen Nachbarn viel besser: sie sehent mich niht mêr an in butzen wîs (wie einen Kobold), alsô sie tâten (Ausgabe von Pfeiffer, Leipz. 1864, p. 260). Der Teufel heißt der butze schlechthin (Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter, Leipz. 1836, I, 55). Butz heißt im Voralbergischen jedes dämonische Wesen (s. Haupts Zeitschrift XI, 170 ff), ebenso in Churrätien (Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie p. 68 ff) und Putz in Tirol (Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, p. 131). Ein Brunnen in der Flur von Großenritte in Hessen, aus dem die Knaben kommen sollen, heißt der Butzborn (Lyncker, Deutsche Sagen aus hessischen Gauen, Cassel 1854, p. 75). Hier liegt noch die uralte Identität von Elbe und Menschenseele zu Tage. Butzemann ist in Schwaben ein Kosename für kleine Kinder, in der Schweiz Butzli, in Baiern Butzel. — Mummengehn verboten in der „Stadt Straßburg Polizey-Ordnung“ 1628, p. 86. — Buzimummel auch in der Schweiz (Stalder, Versuch eines schweizerischen Idiotikon, Basel und Aarau 1806, II, 505). — Ueber die Etymologie von putzen und vermummen s. Wackernagels Altdeutsches Lesebuch, Wörterbuch s. v. buze; Gerland in Höpfners und Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie, Halle 1869, I, 312. Eine andere

Ableitung von Mummel s. Deecke, Die deutschen Verwandtschaftsnamen, Weimar 1870, p. 120. — Docke heißt ursprünglich Kloß (Stalder I, 287), dann der wie ein Kloß auf dem Schläfer lastende Alp und endlich dessen Abbild in Puppenform.

[95] mhd. slinden, slunt Schlund. Das neuhochdeutsche „verschlingen" ist entstellt aus verslinden. — Die Sage kehrt häufig wider, z B. am Titisee (Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden, Karlsruhe 1841, Nr. 48) und am Pillersee (Wolfs Zeitschr. IV, 204). Der keltischen Mythenwelt schließt sich an die Nixe im Salzbrunnen von Diemeringen, Salzsee genannt, eine weiße Jungfrau glänzend wie Krystall. Als Turenne im Jahr 1671 Schloß und Städtchen Diemeringen belagerte, tat sie seinem Heere soviel Schabernack an, daß er sein Lager auf einen entgegengesetzten Hügel verlegen muste, von wo aus er die Veste einnahm und zerstörte (Alsatia 1854, p. 217).

[96] Ueber die Kornmutter s. Mannhardt, Die Korndämonen, Berlin 1868, p. 19 ff. Korndämonen sind auch die sogenannten Dorftiere (ebenda p. 10 ff) von denen fast jeder Ort im Elsaß zu sagen weiß: Stöber, Sagen 15. 30. 31. 86. 225. 228. 230. 278. 279. 289. 306. 309. 318. 349. Der Lizenziat in Arnolds Pfingstmontag führt unter den Straßburger Gespenstern auch das „Stadtdier" an „Un's Rössel mit drei Bain" (Ausg. von 1850, p. 149) s. Alsatia 1850, p. 34 ff. Vergl. Rochholz, Naturmythen, Leipz. 1862, p. 74 ff.

Der Gespensterglaube, in welchem sich Vorstellungen von mythischen Wesen und von widerkehrenden Todten mischen, wurzelt noch allerwärts tief in der Volksphantasie. Arnolds Lizenziat ist der richtige Repräsentant altbürgerlichen Aberglaubens. Im Archiv von Mülhausen befindet sich die Verkaufsurkunde eines Hauses vom Jahr 1740, worin ausdrücklich bedungen ist, der Kauf solle rückgängig werden, „wan sich innerhalb eines Jahres frist eine Prob von einem Gespengst oder Ungeheuer erzeigen sollte" (Curiosités d'Alsace, Colmar 1861—62, I, 210).

[97] Der Name Tronia wurde gemäß der bis ins 7. Jahrhundert zurückreichenden Chronistenfabel vom trojanischen Ursprung der Franken mit Troja in Verbindung gebracht und nach mittelalterlicher Etymologie aus einer Zusammenziehung der Worte Troja nova erklärt. „Dirre Dagobertus oder Dagebreht (der grosse) wonete vil in dütschen landen und allermeist in Eilsas zu Rufach und uf einre vesten genant Ysenburg und buwete zu Kirchheim bi Marley (Marlen-

heim) eine schöne vesten und burg und nante die Nuwe Troeye und meinde die also gut zu machende also Troeye hievor was gewesen. Hienoch uf hundert jor Karolus Martello des grossen Karlen atte fur in dütsche lant und betwang die Sahssen und Swoben und den gantzen Ryn und zerbrach dise vesten. Dernoch wart sü wider gebuwen, doch nüt also gut also vor. Wie gros und starg dise vesten war, das erzougent noch wol die zervallen muren" (Königshofen s. Chroniken der deutschen Städte IX, 626, vergl. 554 Anm. 1). Der Straßburger Chronist schöpfte seine Nachricht von der Gründung der Burg aus der Legende des h. Florentius: Eo quoque tempore rex Dagobertus apud municipium tunc Troniam, quasi Trojam novam, Kircheim dictum sibi domicilium fixerat (Vita S. Florentii bei Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, Preuves p. XXXIX). — Königshofens Angabe wurde von Kleinlawel in folgende Reimen gebracht:

Der König (Dagobertus) bawt erstlich im Land
Ein Statt newe Troya genant,
Sehr groß vnd starck, welche hernach
Carl Magni Groß Vatter zubrach,
Stund an dem orth, da jetzt zur frist
Der Fleck Kirchen bey Marlen ist. Straßb. Chronik 1625, p. 9.

Eine Urkunde Ludwigs des Frommen zu Gunsten des Klosters Ebersheimmünster vom Jahr 817 ist datiert: Actum Thronie seu Kilikheim (Grandidier, Hist. d'Alsace, Pièces justif. tit. 138). Davon hieß einer der fünf Gaue des Nordgaus zur fränkischen Zeit Pagus Troningorum oder Troniae, auch Comitatus Troniae et Kilicheim (Als. ill. I, 642. 663). Gebwiller in seiner Panegyris Carolina (p. 19) nennt das Thal zwischen Marlenheim und Wasselnheim Tronia vallis (Als. ill. I, 706). Von den gewaltigen Ueberresten der Burg, welche noch zu Schöpflins Zeit sichtbar waren, spricht Beatus Rhenanus: Vix autem extant ullo Elsatiae loco majora antiquitatis vestigia. Prominent adhuc inter ruinas altissimi muri turrium instar. Nec miror cur veteres Francorum reges illic habitare voluerint, nam agrum habent amoenissimum (Rerum Germanic. Libri tres, Basileæ 1551, L. III p. 173). Der Umfang des alten Schlosses wurde neuerdings durch Nachgrabungen von Kast festgestellt (s. Bulletin II. Série, II, 1,

111). Marlenheim und Kirchheim liegen nur eine Viertelmeile von einander, und es ist wohl eine und dieselbe Pfalz, welche bald nach dem einen, bald nach dem andern Ort genannt ist (Schweighæuser, Bas-Rhin p. 98 f). Marlenheim war bereits ein römischer Wohnsitz; bei der Eröffnung eines Grabes im Jahr 1828 fand man im Munde des Leichnams eine Denkmünze von Kaiser Constantin (ebenda 119).

Hagen heißt von Tronje im Nibelungenlied (Hohenems-Münchner Handschr.), Tronege (St. Galler und Hohenems-Laßbergische Handschr.), Tronge in der Klage (im gemeinen Text), Troneje im Biterolf (2393. 6685. 9825; Tronejaere 6020), Tronje im Rôsengarte (W. Grimms Text v. 229, von der Hagens Text s. Grimms Vorrede p. X), Tronege in Dietrichs Flucht 2052. —Von Troja heißt er schon im Waltharius v. 28: veniens de germine Trojae; af Troja in der altnordischen Thidrekssaga (Müllenhoff in Haupts Zeitschr. XII, 382), von Troyen in der Weltchronik (W. Grimms Heldens. 87), van Troien am Niderrhein (Haupt XII, 427), von Troy in der Vorrede des alten Heldenbuchs (Ausg. von Keller p. 2). Im Biterolf liegt Hagens Burg Tronje jedoch nicht im Elsaß, sondern weiter nach Westen: Dietleip kommt auf seiner Fahrt von Toledo nach Etzelburg (Ofen) früher nach Tronje (2374), als er nach Metz kommt (2479), und zieht von da durch Lütringen an den Wasgenwalt (2674). Hocker hält dieses Tronje für das heutige Trognon bei Verdun (Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden, Trier 1852, p. 375 f). Mit dem elsäßischen Tronia concurrieren zwei Burgen Throneck, die eine auf dem Hunsrück, die andere am südlichen Abhang des Hochwalds gelegen (s. Hocker, ebenda).

[98] „Nu wir der herverte ledec worden sîn,
sô wil ich jagen riten bern unde swîn
hin zem Waskenwalde, als ich vil dicke hân."
daz hete gerâten Hagene, der vil ungetriuwe man. Lachmanns Text Str. 854. Bartsch Str. 911.

So der gemeine Text mit den Lesarten Waschem walde (St. Galler Hdsch.), Waskemwalde (Hohenems-Münchner), Wasigenwalde (Münchner Handschr. D). Hier liegt jedoch eine offenbare Verwechslung des Waskenwalds mit dem Odenwalde vor. In der Hohenems-Laßbergischen Handschrift lautet die Stelle:

sô wil ich jagen riten von Wormez über den Rîn,
unt wil kurzewîle zem Otenwalde hân,
jagen mit den hunden, als ich vil dicke hân getân. Holtzmanns Ausg. Str. 919.

In einer spätern Strophe (1013) wird dann genauer die Stelle des Mordes angegeben. Ohne auf den leidigen Handschriftenstreit einzugehen, muß man der letzteren Lesart den Vorzug zuerkennen. Sämmtliche Handschriften, welche die Jagd in den Wasgenwald verlegen, lassen dennoch die Jäger von Worms über den Rhein fahren (Lachmann 870, Bartsch 927) und mit der Leiche des Ermordeten über den Rhein zurückkehren (L. 943. B. 1002). Daß die Volkssage wirklich den Mord im Odenwald geschehen ließ, bezeugt das Lied vom hürnen Seifried, das nicht auf dem Nibelungenlied beruht:

Ob eynem prunnen kalt
Erstach jn der grymmig Hagen dort auff dem Ottenwaldt. Str. 177.

[99] Ein Nibelungus und sein Bruder Walterus als Zeuge in einer Brumater Urk. von 1210 (Als. dipl. N. 382; I, 321); ein Waltherus Nibelungi filius in einer Urk. von 1260 (ib I, 438). Nibeluugus de Lobigassun 1186 (Als. dipl. N. 128; I, 102). Ein Adelsgeschlecht de Nibelung: Henselinus Nibelung armiger 1359; Hetzelo de Nibelung armiger, Bürger von Ensisheim 1377 (Als. ill. II, 660). Vergl. Mone, Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage 1836, p. 8. — Milites Alsatiae, qui parem vestem tribus annis pene tulerant et se Nebeleringin (l. Nebelungin) nominaverunt, ad regis praesentiam citantur. Annales Colmarienses majores a. 1289 (Pertz, XVII, 217 f. Müllenhoff in Haupts Zeitschr. XII, 370).

[100] Als. ill. II, 291; Silbermann, Localgeschichte von Straßburg, 146; Mone, Untersuchungen zur teutschen Heldensage p. 44. 45; Mones Anzeiger 1836, p. 52; Wilh. Grimm, Der Rôsengarte, p. LXXVI.

[101] Mons Brisiâcus im Lande der Sequaner auf dem linken Rheinufer, zuerst genannt auf dem Itinerarium Antonini; die Münzen, welche dort gefunden werden, reichen bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts herab (Mones Zeitschr. X, 385); beim Geo-

graphen von Ravenna Brezecha (ed. Pinder et Parthey, Berol. 1860, p. 231), im Mittelalter Brisaca, Brisaga, Brisacum (s. Als. ill. I, 191. 678), deutsch Prisach. Von der Stadt erhielt der Gau den Namen: in pago Brisachgaginse, 805 (Als. dipl. N. 74); in Alemannia in pago, qui vocatur Brisahgawe, Urk. Ludwigs des Deutschen 862 (Als. dipl. N. 110). Die Abkürzung Breisgau kommt schon im 8. Jahrhundert vor: in pago Brisgavense, 763 (Als. dipl. N. 34). Im 10. Jahrhundert lag Breisach bereits auf einer Insel mitten im Rhein: Est in Alsaciae partibus castellum, Brisicau patrio vocabulo nuncupatum (Stadt und Gau verwechselt), quod et Rhenus immodum insulae cingens et naturalis ipsa loci asperitas munit. Liudprandi Antapodosis IV, 26 (um 960). Noch in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts war Brisaga ein oppidum Alsatiae, Sigebertus ad a. 943 (Pertz VIII, 348). Die Lostrennung der Stadt vom Elsaß, d. h. die Vertrocknung des rechten Rheinarms, vollzog sich im Laufe des 12. Jahrh. In einem Bericht über das Elsaß vom Anfang des 13. Jahrh. heißt es: Rhenus ante breve tempus Brisacam ab Alsatia separabat (Pertz XVII, 236, 12). Um 1280 konnten sich nur noch alte Leute erinnern, daß der Rhein Freiburg und Breisach geschieden habe: Item obiit mulier in Tierheim (Thiernheim oberhalb Neu-Breisach, seit 1394 zerstört) que se vidisse (ait) totum Rhenum Fryburgum et Brysacum proprio rivulo divisisse. Annales Colmarienses majores, a. 1282 (Pertz XVII, 210). Doch füllte sich gegen Ende des 13. Jahrh. das verlassene Flußbett noch einmal mit Wasser: Rhenus, qui longo tempore oppidum Brisacum ab Alsacia diviserat, iste anno (1295) pro parte ad latus montis se aliud transferebat (Annales Colmarienses majores, Pertz XVII, 221); ebenso umfloß noch einmal im Jahr 1302 der angeschwollene Rhein den Stadtberg von Breisach (ebenda 227). — „Guillimanus, der zur Zeit Kaysers Rudolff II seine Historie geschrieben, sagt ausdrücklich, man habe noch zu seiner Zeit das alte Lager vom Rhein-Strom zur rechten Hand von Breysach gesehen". (Scharfenstein) Historische General-Beschreibung von Ober- und Nieder-Elsaß, Frankfurt und Leipzig 1734, p. 308. — Von Neu-Breisach heißt es, es sei noch im Jahr 1677 eine schlechte Stadt gewesen, „die man die Strohstadt nennete, lag auch nicht an diesem

Ort, sondern auf einer Insul im Rhein.“ Nach dem Frieden von Ryswick ließ Ludwig XIV den Ort schleifen und die heutige Stadt Neu-Breisach anlegen (a. a. O. 308). — Fort Mortier, „dieser Orth war noch bey Manns-Gedencken ein nahrhafftes Wirths- und Gast-Hauß auf der Land-Straß durch das Ried nacher Basel führend, ausserhalb der Vestung Alt-Breysach gelegen, der König in Franckreich hat solchen Orth capable gefunden, daß er darin eine regulirte Schantze angelegt.“ Ichtersheim, Gantz neue Elsassische Topographia, Regenspurg 1710, 4°, Oberelsaß p. 71. — Ueber Breisach s. Rosmann und Ens, Geschichte der Stadt Breisach, Freiburg 1851; Coste, Notice historique et topographique sur la ville de Vieux-Brisach, Mulhouse 1860, mit einem Stadtplan vom Jahre 1692.

Wie Breisach lag einst auch Hügelsheim (Hughilaheim 788) auf dem linken Rheinufer, jetzt gegenüber von Fort Louis (Als. ill. I, 725); dagegen lagen mehrere pfälzische Orte, z. B. Edigheim, Oppau und Altripp früher auf dem rechten Ufer (Becker, Pfalz 76. 159). Das Kloster Arnulfoaugia, das ursprünglich auf einer Rheininsel lag, wurde im 8. Jahrh. vom Rhein verschlungen und das Stift von Ludwig dem Frommen nach Schwarzach in Baden verlegt (Schweighæuser, Bas-Rhin 148; Grandidier, Oeuvres hist. inédites I, 179 ff). Ebenso muste das Kloster Honau, Hohenaugia, im 8. Jahrh. auf einer Rheininsel gegründet, wegen Wassersnot im Jahr 1290 ins Städtchen Rheinau bei Benfeld verlegt werden; aber 100 Jahre später wurde auch Stadt und Abtei Rheinau von den Wassern unterwühlt, und die Capitularen fanden Aufnahme in Alt St. Peter zu Straßburg (Schilters Königshofen 1139; Grandidier, Hist de l'église de Strasb. I, 396 ff; Oeuvres hist. inédites I, 157 ff; Mones, Zeitschrift III, 150; Strobel, Gesch. des Els. III, 95). In früherer Zeit floß der Rhein auch näher an Straßburg als heute. Man findet das alte Flußbett tief unter dem jetzigen Boden nahe bei der Stadt (Städtechroniken VIII, Allg. Einleitung 7, Anm. 1).

[102] Aeltere Edda: Gudhrunarhvöt und Hamdismál; Jüngere Edda c. 62; Völsungasaga c. 39 ff; Raßmann, Deutsche Heldensage, Hannover 1857, I, 262 ff.

[103] Embrica et Fritla, Annales Quedlinburgenses, Ende

des 10. Jahrh. (Pertz, Mon. V, 31). Diese Namen kennt bereits das angelsächsische Gedicht Vidsidh aus dem 7. Jahrh.: Emercan sôhte ic and Fridlan (Grein, Bibliothek der angelsächsischen Poesie, Göttingen 1857, I, 254, v. 113). Im Biterolf (um 1200) heißen sie Frîtele und Imbrecke (v. 4595. 4765. 5657. 7633. 11207. 10673). Nach der Genealogia Viperti aus dem 12. Jahrh. sind es drei Brüder: Emelricus, Vridelo, Herlibo (Grimm, Heldensage p. 400). Die Dreizahl kehrt wider in dem mittelhochdeutschen Gedicht von Dietrichs Flucht, wo jedoch keine Namen genannt sind: Diether der rîche (Ermenrichs Bruder), der gewan sicherlîche drîe süne wolgetân, den Ermrîch sît benam daz leben, dô er sie vie und si âne schulde hie (v. 2467). Diese Angabe widerholt Heinrich von München in seiner Weltchronik (Grimm, Heldens. 204). In der nordischen Aufzeichnung sind es wie in den ältern deutschen zwei Harlungen (Aurlungar); aber ihre und ihres Pflegers Namen sind in Verwirrung geraten: der Pfleger heißt nämlich Fritila und dafür einer der Jünglinge Eggard (Eckhart ist in Deutschland der Name des Pflegers), der andere Aki (deutsch Hache, Name von Eckharts Vater).

Der Name Harlungen, im ältern Deutsch stark decliniert Harlunge, ist eine patronymische Ableitung von Harilo. Schon Beatus Rhenanus hat das Wort von Harelus abgeleitet: ab Harelo Harlingi, quorum olim fuit Brisacum (Rerum Germanicarum Libri, Basileae 15. p. 98). Dieser Name des Vaters wird aber sonst nirgends genannt, wenn nicht Herlibo in der Genealogia Viperti aus Herilo entstellt ist. Im Heldenbuch heißt schon der Vater selbst künig Harlu. (Ausg. von Keller 6, 35. 8. 9); hier ist das abgeleitete Wort irrtümlich an Stelle des Stammwortes getreten, wie auch in der nordischen Völsungasaga der Name der Nachkommen schon dem Ahnherrn beigelegt wird (Wölsung statt Wals). In Dietrichs Flucht heißt der Vater der Harlungen Diether der rîche (v. 2467). Jakob Grimm (Geschichte der deutschen Sprache 472) und Rieger (Haupts Zeitschr. XI, 201) wollen in den Harlungen die Heruler widerfinden.

Der Harlungenname kommt zuerst in einem angelsächsischen Gedicht vor, das noch ins 7. Jahrh. hinaufreicht: Herelingas, unter Ermanrichs Ingesinde (inveorud Eormanrîces) aufgeführt (Vîdsîdh 112, bei Grein, Bibliothek der angels. Poesie I, 254). In

Deutschland erscheint er zuerst im Anfang des 12. Jahrhunderts, Harlungi im Chronicon Urspergense (Pertz, Mon. VIII, 185), welche Stelle der Annalista Saxo um 1139 widerholte (Pertz VIII, 603). Wahrscheinlich noch ins 12. Jahrh. fällt die Genealogia Viperti, welche das Geschlecht der Grafen von Groitsch an die Heldensage anknüpft, und worin auch die Harlungi genannt werden (Grimm, Heldens. 400).

Von den deutschen Dichtungen der Heldensage hat den Namen zuerst der Biterolf (um 1200): den Harlungen, den edelen fürsten jungen (v. 4763); die küenen Harlunge (5214. 5656. 5720. 6381. 7631); der stolzen Harlunge (8765. 10201. 10165. 11199. 11643); man sach dâ krefticlîchen die Harlunge striten (12090); die küenen Harlunge, die zwêne degene junge (12857). Sie kämpfen gegen die burgundischen Helden auf Seite Dietleibs, den Fritele seinen Neffen (Vetter) nennt (9808). Als ihre Dienstmannen werden genannt neben Eckehart: 1) Wahsmuot (4769. 5227); er ist der Führer ihrer Schaar: Wahsmuot der wîgant, der was ir leitære (5660. 5718. 6385. 10200); Wahsmuot der helt gemeit reit vor den Harlungen dan: klêgrüene was ir van, von eime samît rîche (9800); er zählt sich selbst noch zu den tumben helden (zu den jungen, wenig erfahrenen, v. 9868); Herbort hebt ihn aus dem Sattel (10230). 2) Der alte Regentac (10239) oder Regentage (9894. 4770. 5725); Wachsmut und Eckehart sind seine Bruderskinder (10241). 3) Hâche (5229. 5725. 6386. 10173. 10681); er ist Eckeharts Vater und springt diesem im Kampfe bei (10243), ebenso seinem Verwandten Wachsmut (12208). 4) Herdegen (5229. 6387. 10173). 5) Rimstein (4771. 10677); von den beiden letztern werden nur die Namen genannt. Von Wachsmut, Regentag und Herdegen findet sich in andern Denkmälern der Heldensage keine Spur; denn Herdegen im Wolfdieterich, König Walgunts Dienstmann zu Salneck, und Wachsmut, Hugdieterichs Sohn und Wolfdieterichs Bruder, haben mit diesen gleichnamigen Harlungenhelden nichts gemein. Dagegen findet sich schon im angelsächsischen Vidsidh unter Ermanrichs Helden ein Rumstân (v. 123), wahrscheinlich der Rimstein der Harlungen. Nach dem großen Wolfdieterich ist Hâche der junge ein Sohn des Herzogs Berchtung von Meran

(Ausgabe Holtzmanns, Heidelberg 1865, Str. 525) und sitzt mit Vater und Brüdern 13 Jahre lang gefangen, bis Wolfdieterich seine Getreuen erlöst. Er erhält sodann das Land bi Rîn und zum Weib eine edle Herzogin, mit welcher er ûf der feste zu Prîsach den Eckhart zeugt (Str. 2100). In Alpharts Tod sitzt Hâche der junge unter Dietrichs Helden (Str. 73) und kämpft an der Seite Hildebrands (Str. 433). Auch in der Virginâl (Str. 619) taucht unter Dietrichs Helden ein junger Hache auf.

Außer dem Biterolf erscheint der Name der Harlungen noch in zwei andern Gedichten der Heldensage, in Dietrichs Flucht und im Rosengarten. In Dietrichs Flucht wird auf ihr Ende angespielt (2548. 2610. 4682. 7857. 9823; darnach bei Heinrich von München s. Grimm, Heldens. 204); im Rosengarten werden sie noch als lebend genannt: Hildebrand empfiehlt dem Amelolt von Garten außer seiner Frau Uote, Dietrichs Land und Bruder ouch die Harlunge (W. Grimms Text v. 665). Von der Hagens Text (246 und 322) nennt sie gleichfalls, ohne Näheres hinzuzufügen (W. Grimm, Der Rôsengarte, Göttingen 1836, p. XIV).

Als Vorname kommt Harlung zuerst im 9. Jahrh. in Baiern vor: Herilunk 820, Herilunc 828, Herilungus 1030 (Mone, Untersuchungen zur teutschen Heldensage 81), Harilunc, Herilung, 9. Jahrh. (Förstemanns Namenbuch I, 617).

Als Geschlechtsname erscheint Harlung im 15. Jahrh. im Breisgau: Anna dicta Harlungin zu Freiburg, Mechtildis dicta Harlungin im Seelbuch der Johanniter daselbst, Cunz Harlung von Steinenstadt im Breisgau (Mone, Untersuchungen 81).

Ortsnamen mit Harlung sind weit verbreitet in germanischen Landen: Burg und Umgegend von Bechelaren, Rüdegers Sitz, hießen im 9. Jahrhundert „von Alters her“ Herilungoburc und Herilungovelt (Monum. Boica XXVIII, 1, 21, a. 832; Grimm, Heldensage p. 38; 2. Ausgabe p. 23; Förstemann II, 680; Dümmler, Pilgerim von Passau, p. 192; Müllenhoff bei Haupt X, 163). In Baiern finden sich Christianus de Harlungen, 12. Jahrh. (Mon. Boica XIII, 110); Harlungun 1177 (ebenda XXVII, 24); Harlungshoven, 1346 (eb. XXV, 391; Mone, Untersuchungen 81); Harling in Niderbaiern; in Türingen Herlingesberg 1317; ein Harlungeberg bei Leisnig und bei Brandenburg (Müllenhoff bei

Haupt XV, 312); Harlungenberch, die Burg Ottos IV bei Goslar (s. ebenda XV, 313); Harlinghausen, ein Dorf bei Minden; Herlingsberg in der Grafschaft Pyrmont (Falkenstein, Nordgauische Altertümer, Schwabach 1734, I, 55); Harlungerberg bei den Stettinischen Wenden, wo der Abgott Triglow einen Tempel hatte (ebenda I, 73); Herlingehem, 967, in der Gegend von Gent (Förstemann II, 681); bekannt sind das Harlingerland in Ostfriesland und die holländische Stadt Harlingen an der Zuydersee.

[104] Daß die Sage vom Tod der Harlungen schon im 10. Jahrhundert ausgebildet war, bezeugen die bereits erwähnten Annales Quedlinburgenses: Eo tempore Ermanaricus super omnes Gothos regnavit, astutior in dolo, largior in dono; qui post mortem Friderici unici filii sui, sua perpetrata voluntate, patrueles suos Embricam et Fritlam patibulo suspendit (Pertz V, 31). — Eine abweichende, wahrscheinlich auf einer dänischen Volkssage beruhende, Erzählung gibt Saxo Grammaticus in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts: Bei ihm ist Ermanrich (Jarmericus, altnordisch Jörmunrekr) ein dänischer König, und Sibich (Bicco, wie in der Völsungasaga c. 40 Bikki) hat nicht die Entehrung seines Weibes, sondern den Mord seiner Brüder an ihm zu rächen (fraterna ultio); die Schwestersöhne des Königs (die nicht mit Namen genannten Harlungen), welche in Deutschland geboren sind, empören sich gegen ihn, um einen Anteil am Reiche zu erlangen; der König besiegt sie, läßt aber Milde walten, bis ihn der ungetreue Rat aufreizt; er zieht noch einmal nach Deutschland, fängt seine Neffen und läßt sie hängen (rursum Bicconis instinctu Germaniam petens captis bello sororiis laqueo spiritum eripere non dubitavit. Saxonis Grammatici historia Danica L. VIII. ed. Erasm. Müller, Havniæ 1839, I, p. 412 f.). — Das mittelhochdeutsche Gedicht von Biterolf und Dietleib aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, das die Harlungen als lebend unter den Verbündeten Dietleibs aufführt, schweigt vollständig über ihr Ende. — Andeutungen gibt unter den deutschen Dichtungen zuerst Dietrichs Flucht (gegen 1290). Ermenrich ließ seine Neffen ohne Schuld hängen (v. 2471) und bemächtigte sich ihres Landes (2551) und Goldes (er hât der Harlunge golt, 7857); eigentümlich ist hier der Zusatz, daß er sie in mör-

derischer Absicht zu einer Verhandlung einlud und so in seine Gewalt bekam:

ez was diu grœste missetât,
diu ûf der erde ie geschach. (2554)

Um seinen Neffen Dietrich gleich ihnen zu überlisten und zu tödten, heuchelt Ermenrich auf Sibichs Rat Reue über der Harlungen Tod und bittet ihn zu sich, weil er eine Bußfahrt zu dem heiligen Grab machen wolle. v. 2606 ff. — Heinrich von München, welcher dieses Gedicht zu seiner Fortsetzung der Weltchronik benützte (s. E. Martin, Deutsches Heldenbuch, Berlin 1866, II, XLVI ff), gibt als den Ort der Untat die Stadt Raven (Ravenna) an (Grimm, Heldensage 204). Eine ähnliche Sage hat die Vorrede des alten Heldenbuchs vor Augen, wo es heißt: Also schickt der künig nach den iungen harlingen seins bruders kint, vnd liess sie hencken (Ausg. von Keller p. 8). — Ein späteres nordisches Werk, die Blömsturvallasaga, welche aus der Thidrekssaga schöpfte, verflocht die Harlungen Aki und Etgard — offenbar ohne sagenhafte Grundlage — in ihre afrikanischen Abenteuer (s. Grimm, Heldensage 263).

105 Das erste Zeugniß für die Localisierung der Harlungensage in Breisach bietet Eckeharts Chron. Ursperg. (Anf. des 12. Jahrh.): Est autem in confinio Alsaciæ castellum vocabulo Brisahc, de quo omnis adiacens pagus appellatur Brisahcgowe, quod fertur olim fuisse illorum, qui Harelungi dicebantur (Pertz, Mon. VIII, 185). In Hedios Uebersetzung: In derselbigen gegne in dem Elsas ist eyn Castell, mit namen Brisach, von dem alles vmbligend land das Brisachgawe genant ist. Man sagt, es sei etwan deren gewesen, die Harelungi genant seind (Caspar Hedio, Ein Außerleßne Chronick, Straßb. 1539, Fol., p. 370). Aus Eckehart schöpfte der Annalista Saxo (1. Hälfte des 12. Jahrh.): rex (Otto I) Brisacam castellum munitissimum obsedit. Est in confinio Alsacie, inde adiacens pagus Brisagowe appellatur, fertur olim illorum fuisse qui dicebantur Harlunge, ad a. 942 (Pertz VIII, 603). Unter der Harlungen Land (4594; von Harlunge lant 10680) versteht das Gedicht von Biterolf und Dietleib ohne Zweifel das Breisgau. Im ältern Teil des Gedichtes von Alpharts Tod (13. Jahrh.)

werden zwar die Harlunge nicht genannt; aber in der Fortsetzung sitzt der von ihnen unzertrennliche Eckehart in Brîsach, von wo aus er mit seinen Mannen, den von Brîsach (Str. 310. 340. 383. 465), Dietrich zu Hilfe zieht (Alph. 306 ff. 322. 406. 467). Im Gedicht von Dietrichs Flucht erhält der Vater der Harlunge als Erbe Brîsach und Beiern daz lant (v. 2436). Im großen Wolfdietrich ist es Eckeharts Vater Hache, welchem das Land am Rhein und die feste zu Prîsach verliehen wird (Ausg. von Holtzmann, v. 2100). Die Vorrede des alten Heldenbuchs bestimmt ausdrücklich das Land der Harlunge: das was das lant in dem preussgawe vnd vmb brisach (Kellers Ausg. p. 8). Ebenso Beatus Rhenanus: Olim montem Brisiacum Harelungi possidebant (Rerum Germanic. L. III, Basileæ 1551, p. 155, fol., vergl. 98). Noch Zeiler weiß davon: „Nach den Römern ist dieses Orts (Breisachs) Beherrschung auff die Francken vnd die Edelleut, die Harelungi oder Harlingi genant, kommen“ (Merians Topographia Alsatiæ, Frankf. 1644, p. 9, und darnach bei Han, Das Seelzagende Elsas, Nürnberg 1676, p. 26). Im Allgemeinen scheint jedoch die Sage schon im 16. Jahrhundert erloschen zu sein, da der Breisgauer Gelehrte Joh. Thomas Freig (s. Mone, Quellen und Forschungen, Aachen und Leipz. 1830, I, 5) unter Harlungen ein ganzes Volk, die alten Einwohner des Breisgaus, versteht. Er datiert die Vorrede seines Ciceronianus (Basileæ 1575): Friburgi Harelungorum, und seine beiden Söhne, in der Ausgabe seines Pædagogus (Basileæ 1582), bezeichnen als seine Heimat Friburgum illud Harelungorum veterum (in quorum locum Brisgoi, nomen a monte Brisiaco adepti, successerunt). Schon Sebastian Münster gab die Erklärung: Harelungi seind die Breißgöwer (Cosmographei 1544, p. CXLIX; Müllenhof bei Haupt XV, 312). — Die Genealogia Viperti macht die Harlungen zu Brandenburgern (Grimms Heldens. 400). Daß ein Harlungeberg bei Brandenburg existiert, wurde bereits erwähnt (p. 221). — In der nordischen Ueberlieferung liegt die Burg der Harlungen zwar auch am Rhein, heißt aber nicht Breisach, sondern Trelinburg (Thidrekssaga c. 282), nach Raßmann das heutige Trechlinburg (Die deutsche Heldensage II, 581).

[106] Nach dem über Breisach Gesagten hat Scherz in seinem

Glossarium Germanicum medii aevi (ed. Oberlinus, Argent. 1781, I. Sp. 271) den Eckart mit vollem Recht einen heros Alsaticus genannt. In deutschen Sprachdenkmälern tritt Eckhart, Eckehart nicht vor dem 13. Jahrhundert auf.

Der Biterolf (um 1200) nennt ihn unter den Recken der Harlungen auf Dietleibs Seite (4471. 5228. 6387. 10170. 12210), Eckehart der guote degen (8889). Hildebrand bestimmt ihn zum Gegner Boppes, des kindischen Knappen (7708), der ihn, da seinem Roß der Brustriemen (daz fürbüege) bricht, mit der Lanze zu Boden wirft (10226), worauf ihm sein Oheim, der alte Regentag, und sein Vater Hache zu Hilfe kommen (10241 ff). Seine und der Harlungen Sage wird nicht berührt.

Auch im Rosengarten (2. Hälfte des 13 Jahrh.) bekämpft er die burgundischen Helden auf Dietrichs Seite; nur in der Heidelberger Handschrift bleibt er zu Hause, weil er die Harlungen nicht allein lassen will: Dô sprach Eckehart der getriuwe: ich wære gerne dâ hin, wenne daz ich mit den Harlungen sô gar bekumbert bin; west ich wem ich die lieze, ich rûmte mit iu diu lant (W. Grimm, Heldensage 144). Ebenso befiehlt zwar in der Straßburger Handschrift Dietrich die Harlungen dem Amelolt und sagt: Wir nemen in irn herren, Eckehart muoz ouch mite; allein es ist von diesem im Verlauf des Gedichtes nicht weiter die Rede (Grimm, Heldens. 255). In W. Grimms Text, wo er durchweg grâve Eckewart heißt, besiegt er im Rosengarten den Riesen Pûsolt und schlägt ihm, obgleich der Gefallene um Gnade flehend die Finger emporreckt, das Haupt ab, weil er nie einem Christen hold gewesen sei; er empfängt darauf von Kriemhild den Siegerkranz von Rosen, lehnt aber ihren Kuß ab: ich lâze mich nit küssen ein ungetriuwe meit (v. 1172 ff). Im Rosengarten des alten Heldenbuchs, wo er durchaus der getrüwe Eckart heißt, kämpft er mit Hagen, der hier als Riese erscheint, schlägt ihn in die Flucht und verschmäht gleichfalls Kriemhilds Kuß (Ausg. von Keller p. 668 f.). Dieser für ihn charakteristische Zug ist bei Caspar von der Rhön verloren gegangen (Hagen und Primisser, Der Helden Buch in der Ursprache, Berlin 1825, II, 210, 272 ff). Auch in der rohen in Gesprächsform abgefaßten Bearbeitung des

Rosengartens aus dem 16. Jahrhundert ruft ihn Hilliprant zum Kampf gegen den Riesen Herzog Hagen:

Ein lantgraff Im Elsass er ist,
Im dienen Burgg, Stett vnd weyte landt,
Der getrew Eckhart ist ers genanndt.

(Haupts Zeitschr. XI, 252). Im Pommersfelder Rosengarten fehlt er ganz (Pfeiffers Germ. IV, 1 ff); in W. Grimms Bruchstücken heißt er Eckwart (wie in Grimms Text) und erhält zum Gegner den Herbort von dem Rîne (Germ. VIII, 199, 100).

Im ältern Teil von Alphartes tôt sitzt Eckehart unter Dietrichs Helden im Saal zu Bern (Str. 74); im Widerspruch hiemit holen ihn in der Fortsetzung Hildebrand und Ritger in Breisach (Str. 306 ff), wo er des hûses herre ist (315. 322). Er spielt darauf an, daß ihn Dietrich auf Anstiften Ermanrichs habe vertreiben wollen, sagt aber dennoch seine Hilfe zu (Str. 314 f.). Dietrich empfängt ihn dankbar gerührt:

Wis got wilkomen, Eckehart, dû vil werder man,
dû treist ein getriuwez herze, dû wilt mich niht lân.
swaz ich dir durch den keiser ze leide hân getân,
des wil ich dich ergetzen, die wîle ich daz leben hân. Str. 401.

Die Sage, welche hier vom Dichter als bekannt vorausgesetzt wird, ist verschollen. Der Harlungen Tod wird nicht erwähnt; allein Sibich der ungetreue hat Grund, den in der Schlacht wütenden Eckehart vor allen zu fürchten; als er ihn sieht, bricht er sein Zeichen vom Helm, schwingt den Schild auf den Rücken und entweicht (Str. 446).

Gewiß alter Sage gemäß ist die Rache Eckharts an dem ungetreuen Ratgeber Ermenrichs. Im Gedicht von Dietrichs Flucht ist es Ribstein, der Doppelgänger Sibichs, der von Eckehart im Kampf eingeholt wird:

nû hân ich der rehten einen,
sprach der recke Eckehart,
nû wirstu langer niht gespart,
du vil ungetriuwer man.
du gewunne mir mîn herren an,

die getriuwen Harlungen,
nu wil ich mit dir tungen
einen galgen, ob ich mac.
ez muoz sîn dîn lester tac. (v. 9818.)

Ribstein bietet ihm Gold; aber der zürnende Held schlägt ihm das Haupt ab, bindet den Leichnam auf sein Roß und bringt ihn Dietrich.

Besser weiß es die Rabenschlacht: hier wird der mit Ermenrich aus der Schlacht fliehende Sibich selbst von Eckehart gefangen und nackt überzwerch über das Roß gebunden durch das Heer geführt. Nun must du hangen, spricht der Getreue, meine Herren sind gerochen, nun kann mir kein Leid mehr an (Str. 863 ff).

Eigentümlich ist die Erzählung in Dietrichs Flucht, daß Eckehart der Harlunge man sich eben am Hunnenhof Etzels aufhielt, als der von Ermenrich aus seinem Land vertriebene Dieterich dort Schutz suchte; er ist es, der den über sein Unglück beschämten Helden zuerst erkennt und freudig mit Kuß und Umarmung begrüßt (v. 4682 ff). Wie Eckehart an Etzels Hof kommt, ist dunkel.

Die Vorrede des alten Heldenbuchs, welche allein unter allen Denkmälern der Heldensage die Untaten Ermenrichs im Zusammenhang, wenn auch auszugsweise, erzählt, berichtet über Eckhart folgendermaßen: Sibich sprach dem Kaiser zu, er solle seines Bruders Kindern ihr Land und ein Schloß nach dem andern abnehmen. Das was das lant in dem preussgawe vnd vmb brisach. Wann sein bruder harlinge het gelassen zwen sün die waren zwen iung starck künig. Da was der getrüw eckart den zweyen künigen zu vogt vnd zuchtmeister geben, vnd was gesessen auff einer burg nidwendig brisach. Also schickt der künig nach den iungen harlingen seins bruders kint, vnd liess sie hencken. Nu was auff die selben zeit der getrüw eckart nit da heim. da nun der getrüw eckart das befand da besazt er alle schloss vnd befalch das man nieman sölt einlassen. Da reit Eckart zu dem berner, vnd clagte jm die sachen. Da sachen der berner vnd eckart an die übeltat, vnd fielen dem keiser mit macht in sein land, vnd gewannen jm sein schloss ab, dar auff er gesessen was, vnd erschlugen gar vil hundert held, da kam der keiser vnd sibich zu fusz daruon. (Ausgabe von Keller

p. 8.) Hieran schließt sich dann die Gefangennahme der Wülfinge und die Vertreibung Dietrichs aus Bern, welche nach der Erzählung der Flucht lediglich auf Sibichs Anstiften erfolgt. Eigentümlich dem obigen Bericht ist, daß Eckart nicht in Breisach, wie im Alphart, sondern in einer rheinabwärts gelegenen Burg seinen Sitz hat; ferner daß er zur Zeit der Untat abwesend ist, während er in der durch den Isländer erhaltenen niderdeutschen Sage von Ermenrichs Hof, wo er den Anschlag erfahren, in sorgenvoller Hast zu seinen jungen Herrn eilt und getreu seinem Warneramt sie zur Flucht auffordert. Als Alles verloren ist, mahnt er sie, in Ehren zu sterben. Was aus ihm selber wird, hat die Thidreksaga zu berichten versäumt. Durch ein Versehen — wahrscheinlich des Aufzeichners — hat er mit einem seiner Pfleglinge den Namen getauscht (er heißt Fritila, einer der Harlungen Egard). Der Beiname Harlungentrost (Aurlungatrausti) kam ursprünglich ohne Zweifel dem Eckhart zu und gieng dann auf seinen Vater Hache über, welcher durch ein Mißverständniß der nordischen Saga mit dem Vater der Harlungen verwechselt wurde (Aki Aurlungatrausti, Thidreks c. 13). Zum Ueberfluß gab die nordische Sage auch noch einem der Harlungen, dem deutschen Imbreke, den Namen Hache (Aki). Ganz eigentümlich der nordischen Sage ist, daß die Harlungen Stiefsöhne Wittichs (Vidga) heißen, welcher wie Eckart im Heldenbuch während Ermanrichs Kriegszug abwesend ist, bei der Rückkehr seine Burg verbrannt findet und sich dann an Dietrich von Bern wendet, jedoch nicht wie Eckart im deutschen Bericht, um Rache zu nehmen, sondern um furchtsam auszukundschaften, ob sich Ermenrichs Zorn nicht auch auf ihn erstrecke, eine Erbärmlichkeit, welche kein deutscher Sänger dem treuen Eckart anzusinnen gewagt hätte (Thidreks. c. 283).

Völlig vereinzelt steht die Angabe der Vorrede zum alten Heldenbuch, wornach nicht Sibich, sondern Ermenrich selbst von Eckhart aus Rache erschlagen wird: Getrüw eckart ein held von Brisach von dem geschlecht der harlinge. der was auch aus Elsas vnd pryssgaw. Vnd da kam ein keiser der hiess keisser Ermentrich. Der selbe hieng die harlinge. Dem selben eckart wurden empfolhen die iungen herling. Darnach schlug er keiser Ementrich zu tode (Ausg. von Keller 3, 22). Hievon weiß kein

anderes Buch (Agricola, s. Anm. 108, hat nur diese Stelle umgeschrieben), und die Angabe beruht entweder auf einer verworrenen Erinnerung oder einer willkürlichen Neuerung, ähnlich wie das niderdeutsche Gedicht, das dem Ermenrich von Dietrich das Haupt abschlagen läßt (Gödeke, Koninc Ermenrîkes dôt, Hannover 1851); auch dieß ist eine Erfindung späterer Zeit. Zwei Bluttaten vor allem fordern Rache an Ermenrich und Sibich, die Ermordung Swanhilds und die der Harlungen; auf die Rache für diese hat keiner ein höheres Anrecht als der trauernde Pfleger, für jene sind die Brüder die geborenen Rächer. Die echte uralte Sage läßt denn auch Ermenrich durch Swanhilds Brüder sterben. Davon sangen die Goten schon im 6. Jahrhundert. Für Eckehart bleibt die Rache an Sibich. Beide stehen sich als natürliche Feinde gegenüber; beide sind sprichwörtlich und typisch, der eine wegen seiner Treue (die älteste Erwähnung des treuen Eckart findet sich in einem Diplom Kaiser Heinrichs III für den Markgrafen Ekkihard II von Meißen [† 1046] vom Jahr 1041: Rex ob minime denegandam voluntatem fidelissimi Fidelis nostri Ekkardi marchionis etc., s. Eccardus Historia genealogica principum Saxoniæ superioris, Lipsiæ 1722, fol., Sp. 175. 228. — Du treist ein getriuwez herze, Alphart 401; der vil getriuwe man, Rôsengarte von W. Grimm, v. 704. 1175; auch kam gar trülich mit in Eckart geritten, Heldenbuch, Keller 632; hier sein stehendes Epitheton der getrüwe Eckart), der andere wegen seiner Treulosigkeit (perfidus Sibicho, Name eines Bischofs von Speier von 1039—54; Sibeche der ungetriuwe, Alphart 412. 420. 445. 446; der ungetriuwe man, Dietrichs Flucht 2657. 8390. 8394; Sibeche der unstæte, eb. 9741; Sifca enn illrâdi, Thidreksaga c. 288; Sifka Balerâd, eb. 410; noch im Trougemundslied: Unnützen Sübichen ist maneg guot geselle von dem andern entwichen. Uhlands Volkslieder I, p. 6, 10; s. Müllenhoff in Haupts Zeitschrift XII, 308; Sybecho geradezu gleichbedeutend mit Verräter bei Richalm von Schöntal, um 1270, s. eb. 354). Passend fällt der ungetreuste durch den treusten Mann.

Das Roß Eckharts wird in zwei Gedichten genannt. Es heißt Rusche (Biterolf 10228) oder Röschlîn (Alphart Str. 445). Es hat einen zornigen Mut und hilft seinem Herrn im Kampfe mit

Beißen und Schlagen wie Rustems und Wolfdietrichs Roß (Alphart ebenda). Sein starkes Schwert heißt Gleste (Alphart 380). — Im großen Wolfdietrich (Ausgabe von Holtzmann Str. 2100) und im Wolfdietrich des Heldenbuchs (Ausg. von Keller p. 563, 24) wird der Pfleger der Harlungen mit dem Herzog Berchtung von Meran, dem Pfleger Hugdietrichs und Wolfdietrichs, in genealogischen Zusammenhang gebracht. Berchtung, Eckhart und Hildebrand sind die drei berühmten Meister der deutschen Heldensage.

Daß Lieder von Eckart einst in Deutschland von den Fahrenden gesungen wurden, bezeugt der Marner (2. Hälfte des 13. Jahrh.) in einer bekannten Stelle, wo er die beliebten Epen seiner Zeit aufführt:

Sing ich den liuten miniu liet,
sô wil der êrste daz,
wie Dieterîch von Berne schiet,
der ander wâ künc Ruother saz;
der dritte wil der Riuzen sturm, der vierte von Eckartes nôt,
der fünfte wie Krîmhilt verriet etc.

(Bartsch, Meisterlieder der Colmarer Handschrift, Stuttg. 1862, 426; von der Hagen, Minnesinger II, 251 b; Bartsch, Deutsche Liederdichter, Leipz. 1864, p. 178).

Das Lied des wilden Alexander (gegen Ende des 13. Jahrh.) über seine ungastliche Aufnahme zu Burgau spielt wohl auf eine Stelle des verlorenen Liedes an, wo Eckehart im ersten Zorn über den Tod seiner Pfleglinge in Ermenrichs Burg dringen wollte, aber von dem Ingesinde abgehalten wurde:

Mir wart dâ gruoz und rede verzigen,
si sâhen hin ûz unde swigen
und heten ir herren sô verspart
und teten alle dem gelîch,
als ez waere künik Ermenrich
unde ich der zornik Ekkehart.

(von der Hagen, Minnesinger III, 30 a).

Im Mittelalter hieß ein Haus im badischen Dorf Sunzheim „zum frommen Eckart“ (Mones Unters. 80). — Auch H. Sachs ist der

treue Eckart (trew Eckhart) eine vertraute Figur; als uralter Einsiedler zeigt er ihm z. B. in einem allegorischen Gedichte Frau Treue auf der Bahre (Sehr herrliche Gedicht, Nürnberg 1558, I, fol. 288 c, Kellers Ausg., Stuttg. 1870, III, 306). — Von Jörg Wickram aus Colmar erschien im J. 1538 zu Straßburg: Ein hübsch new Faßnacht Spil, auß heyliger Biblischer gschrifft gezogen, der trew Eckart genant, darin alle stend der Welt begriffen werden (Gödeke, Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung I, 369; vergl. Pfeiffers Germania II, 505). — Der trew Eckhart in Fischarts Geschichtsklitterung (Grimm, Heldens. 311). — Bei Pantaleon, Teutscher Nation Heldenbuch, Basel 1568, steht offenbar zwischen dem hürnen Seifried und Herzog Ernst der getrewe Eck für Eckart (s. Pfeiffers Germ. X, 95). — Burglechner (1620) zählt Eccard von Preissach aus dem Geschlecht der Harlinge wahrscheinlich nach der Vorrede des Heldenbuchs unter den alten Rüsen vnd Regkhen auf (Zingerle in Pfeiffers Germ. II, 435).

Unter den Bearbeitungen des Rosengartens haben zwei Eckewart für Eckehart, W. Grimms Text (v. 578. 788 u. a.) und die von ihm zuletzt bekannt gegebenen Bruchstücke: Herbort von dem ryne, sprach der kune Hagen, her sal mit Eckwarte vechtin (Abhandlungen der Berliner Akademie, Philol. histor. Classe, 1859, p. 486). In Dietrichs Flucht tritt ein Eckewart neben Eckehart auf und ist deutlich von ihm unterschieden; er ist einer der Helden Dietrichs (3009) und erklärt mit seinem Gesellen Eckenot, daß er sich von seinem Herrn im Unglück nicht trennen werde (4154). Als Dietrich mit den Frauen weinend seine Stadt verläßt, kommen ihm Eckewart und Amelolt entgegengeritten und melden, daß sie Garda den Mannen Ermenrichs wider abgenommen hätten (4447). Eckewart bleibt sodann bei Amelolt und wird von diesem nach Wittichs Verrat zu Dietrich ins Hunnenland gesandt, um ihm die Trauerkunde von Ermenrichs Untaten in Raben zu bringen (7691 ff). Er spricht seine Verwunderung darüber aus, wie Ermenrich zu so vielem Kriegsvolk komme, und Dietrich erklärt ihm, das werbe er mit dem Gold, das er den Harlungen und ihm (Dietrich) selbst geraubt habe (7845 ff). Darauf schließt sich Eckewart dem Heere des Berners an (8615) und fällt im Kampf neben Eckenot (9715). Wir haben es hier also mit einer besondern

Sagenfigur zu tun, die nur des ähnlich lautenden Namens wegen in den zwei Bearbeitungen des Rosengartens mit Eckehart verwechselt wurde. Bekanntlich erscheint auch im Nibelungenlied ein Markgraf Eckewart, der im Eingang des Gedichtes unter den burgundischen Helden aufgeführt wird (Ausg. von Bartsch, Leipzig 1860, Str. 9). Er ist Kriemhild treu ergeben und folgt ihr nach ihrer Vermählung mit Siegfried in ihre neue Heimat (Str. 700), bleibt nach Siegfrieds Ermordung bei ihr in Worms (1101) und folgt ihr auch ins Hunnenland (1283), wo er ihr als Kämmerer dient (1398). Hagen findet ihn schlafend auf Rüdigers Mark und nimmt ihm sein Schwert, gibt es ihm aber mit sechs Goldringen zurück, worauf ihn Eckewart warnt und nach Bechelaren weist (1631 ff). Von da an verschwindet er aus dem Gedicht. Auch dieser Eckewart ist mit dem treuen Warner Eckart identificiert worden; allein die an sich schon schwach begründete Annahme macht die vollständige Abtrennung Eckewarts von der Ermenrichs- und Harlungensage äußerst verdächtig. So lange auf diese in den uns erhaltenen Dichtungen verkümmerten Nebenpersonen der Sage kein helleres Licht fällt, wird man wohl daran tun, sie auseinander zu halten, wie es schon die kundigen Sänger der Heldensage getan.

[107] Die Namen der beiden Räte Bilvisus und Bolvisus würden altnordisch lauten Bilvìs und Bölvìs, althochdeutsch Biliwìso und Balowìso: bil, der Stamm unserer Wörter Unbill, billig, bedeutet Gerechtigkeit, angelsächsisch bilvit milde (Grimms Wörterbuch s. v. Bill); balo Verderben, Böses; wìso der Führer (Graff, Sprachschatz I, 1067), balowìso, dux mali, heißt der Teufel im Heliand (Schmellers Glossarium Saxonicum, Monachii 1840, p. 9); über die Sage s. Uhlands Schriften III, 132 ff. — Verwandte Gestalten sind der wilde und der sanfte Reiter zu Hackelbergs Seiten (Kuhn, Märkische Sagen N. 17; Grimms Mythol. 874), Ferenand getrü und Ferenand ungetrü (Grimm, Kinder- und Hausmärchen II, 192; III, 208). — Für die Umwandlung des getreuen in den ungetreuen Sibich findet sich ein Analogon in den letzten Zeiten des römischen Kaisertums. Kaiser Valentinian III machte den Senator Petronius Maximus zu seinem Günstling, weil er ein Auge auf dessen schöne Frau geworfen hatte. Eines Tages nahm der Kaiser für eine beim Brettspiel gewonnene Summe den

Siegelring Petrons zum Pfand und ließ damit, als sende ihn ihr Gemahl, die Frau in den Palast rufen, wo er sie in einem abgelegenen Gemach überfiel und schändete. Dafür beschloß Petronius Maximus blutige Rache. Um ihn desto sicherer zu verderben, brachte er den Kaiser durch schlaue Intriguen dahin, daß er durch die Ermordung seines tapfern Feldherrn Aetius sich selber die rechte Hand abhieb; dann ließ ihn Maximus am hellen Tage auf dem Marsfeld nidermachen, nahm selber die Kaiserwürde an und, da seine entehrte Gemahlin mittlerweile gestorben war, zwang er, um seine Rache zu vollenden, die verwittwete Kaiserin Eudoxia in sein Ehebett, welche dafür die Vandalen nach Rom rief (s. Pfahler, Handbuch deutscher Altertümer, Frankfurt 1865, p. 140; vergl. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, Stuttg. 1869, I, 195).

[108] Vom Venusberg sprechen schon Denkmäler des 14. Jahrh. (Grimms Myth. 1230); der treue Eckart erscheint in Verbindung damit nicht vor dem 15. Jahrhundert. In der Möhrin, einem wunderlichen Gedicht des schwäbischen Ritters Hermann von Sachsenheim vom J. 1453, fungiert der treue Eckhart als Fürsprecher des am Hof der Frau Venus schwer verklagten Dichters. Die Vorrede des Heldenbuchs nennt den treuen Eckart als den einzigen, der den Untergang der Helden der Sage überlebt habe: Man fermeint auch der getrüw Eckart sey noch vor frau fenus berg, vnd sol auch da beleiben biss an den jüngsten tag, vnd warnet alle die in den berg gan wöllent (Kellers Ausgabe p. 11). Diese Stelle hat Agricola im Auge in der ausführlichen Erklärung des deutschen Sprichworts: Du bist der trew Eckhart, Du warnest yedermann. „Die gedechtnus des trewen Eckharts ist von alten jaren bey den Deütschen bliben, von wegen seiner erbarn frummkeit. Das Buch der Helden sagt, vnd es stymmet mit den gewyssen Hystorien wie Dietrich von Bern gelebt hat zu den zeytten Zenonis vnnd Augustuli im jar nach Christi geburt vngeferlich CCCCC. — — Bald nach dyser zeit ist gewesen der trewe Eckart, ein held von Brisach, herre im Elsaß vnnd Breißgaw, von dem geschlecht der Harlinge. Die weil aber in Lamparten oder Lombardeyen die Francken gewaltig wurden, griffen sie vmb sich vnnd erschlugen die jungen Harlinge, der vormunde Eckhardt was; daz

thet aber Ermentfrid. Der Eckhardt woldt seinen herren, deren vormunde er was, trewe beweysen, vnd schuff vnd bracht also vil zuwegen, das er mit anderer helden hilffe den Ermentfryd widder erwürgete, vnd vmb diser that willen ist er also hoch biß an vnser zeit, lenger denn tausent jar gerümet worden, vnd er ist auch solchs lobs vnnd rhumes fast wol wirdig, vnnd ich wolt das vil Deutscher weren, den man solches lob mit eeren möchte nach sagen. — Im sprüchwort: Es wird geschehen, wenn der Teuffel von Ach kompt (Bl. 2[b] f.), habe ich meldung gethan, wie der Teuffel nach dem absalle von der reynen leere des Euangelii allerlay spiegelfechten vnd betrug herfürher gebracht hat, als mit dem Venus berge vnd Hoselberge. Nun haben die Deutschen in demselben betrug yres trewen Eckharts nicht vergessen, von dem sie sagen, er sitze vor dem Venus berge vnd warne alle leutte, sie sollen nicht in den berg gehen. Es ist ein fabel, wie der Thanhauser im Venus berge gewesen sey ꝛc. — Die weil nun der Thanhauser also mit leib vnd seele verdorben ist, sagen die deutschen, der trewe Eckhart sitze vor dem Venus berge vnd warne die leute, sie sollen nicht hineyn gehen, es möchte ynen sonst ergeen wie dem Thanhauser. Ich habe neben andern gehört von dem wirdigen Jan Kennerer, pfarrer zu Manßfelde, seines alters vber achtzig jare, das zu Eißleben vnnd yhm gantzen lannd zu Manßfelde das wüttend heere (also haben sie es genennet) fürübergezogen seye, alle jar auff den Fasenacht dornstag, vnd die leute sind zugelauffen, vnd haben darauff gewartet, nit anderst, als solt ein grosser mechtiger Kayser oder Künig fürüber ziehen. Vor dem hauffen ist ein alter man hergangen, mit einem weyssen stabe, der hat sich selbs den trewen Eckhart gehaissen. Dyser alte man hat die leutte haissen auß dem wege weichen, hat auch ettliche leutte haissen gaar heim geen, sie wurden sonst schaden nemen" ꝛc. (Johann Agricola, Das Ander Teyl Gemayner Deutscher Sprüchwörtter, Nürnberg 1529, Blatt 137 f.).

Es ist nur eine mißverständliche Verchristlichung der Sage, wenn Aventin Eckart vor das Tor der Hölle sitzen läßt. „Heccard, den haben die alten für ein Richter vnter das thor der Hellen gesetzt, der die Leut gewarnt vnd gelehrt, wie sie sich in der Hell sollen halten, ist noch ein Sprichwort: als der troisch Heccard." Aventini Chronica, Frankf. 1566, 52a (troisch ist gelehrte Umbeutung von getreu).

Hodierno quoque die superstitiosi nonnulli vocem improvisam quasi susurrantem audientes imaginantur Treu Eckardi spiritum eos revocare (Waldenfels, Selectae antiquitatis libri XII, Norimbergae 1677. L. XI, c. 14: De fideli Eckardo sive Treu Eckard; s. Uhlands Schriften II, 231 Anm. 3; Haupts Zeitschrift XV, 331).

109 Kaiser Heinrich VI nahm von Bischof Heinrich von Basel zu Lehen medietatem montis Brysach, excepta una mansione Burchardi de Usenberch medietatemque, qui dicitur Eggeharthberc; beide Berge sollten vom Kaiser und vom Bischof gemeinsam befestigt und besetzt werden (Urkunde vom Juli 1185 s. Herrgott, Genealogiae Diplomaticae Augustae Gentis Habsburgicae, Viennae 1737, fol. II, p. 195). — „Dieweil man bei vns Teutschen vil geschriben Gedichts vom Venusberg bei Brisach vnd jhren darinn schlaffenden Rittern singet vnd vmbtraget“ (Fischarts Uebersetzung von Bodins Daemonomania: Vom Außgelasnen Wütigen Teuffelsheer, Straßb. 1591, p. 67). Venusberge gibt es mehrere am Oberrhein; an dem bei Ufhausen, eine Stunde von Freiburg, gelegenen haftet eine Variante der Tanhäusersage; der Ritter heißt der Schnewburger (Schreibers Taschenbuch 1839, p. 348; Schnezler, Badisches Sagenbuch, Karlsruhe 1846, p. 395). Vom fraw Venusberg spricht Geiler von Kaisersberg in der Emeis (Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens p. 17. 28).

110 In Betzingen bei Reutlingen stellt man sich die im Mutesheer umziehenden als Fischmenschen vor, deren gröster voranfliege, um die Leute zu warnen (E. Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben I, p. 129). Die warnenden Rufe, welche aus dem wilden Heer erschallen s. eb. I, 129 ff. — „Vnnd lauffet einer vorauß, der schreyet: flühe ab dem weg, das dir got das leben gebe“. Geiler von Kaisersberg, Emeis, 1508 (Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens p. 22). — In der Lausitz geht vor dem rasenden Jagdzug Pan Dietrichs (pan Herr) der h. Bonifaz her, der ihn oft vergebens ermahnt hatte, von seinem wüsten Leben abzustehen (Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Leipz. 1862, p. 123). — Nach böhmischer Sage aus Schwarzkosteletz geht ein Greis der wilden Jagd voran und warnt die Leute vor Gefahr; dann kommt ein Weib auf einem weißen Pferde ohne Sattel und Zaum (Frau Holle), ihr zur Rech-

ten der wilde Jäger auf einem feurigen Rappen. Ein Bauer, der um Mitternacht von der wilden Jagd überrascht wurde, warf sich auf den Zuruf des Greises mit dem Gesicht auf die Erde (Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag 1863, p. 79). Daneben erscheint aber auch der wilde Jäger selbst als Warner (eb. p. 83). — Im Mustergielertobel in Montavon geht dem Nachtvolk ein großer schwarzer Mann mit einer Pfeife und einem Taktierstock voraus und warnt die Leute (Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie, gesammelt in Churrhätien, Chur 1862, p. 10). — An der Laber ist es der grüne Jäger mit langem Bart (der Teufel) selbst, der durch Pfeifen das Zeichen zum Aufbruch gibt und damit die Menschen auf dem Wege wärnt (Schönwerth, Aus der Oberpfalz, Augsb. 1858 I, 152). Warnungsrufe der wilden Jagd hört man allenthalben in Deutschland, z. B. Midden innen weg, süs bîten dî mîne hunne! (Kuhn, Sagen aus Westfalen, Lpz. 1859, I, 360).

[111] Im Mannsfeldischen hat Agricola seine Sage vom treuen Eckart aufgegriffen (s. oben p. 234). Der Hörselberg ist Eckarts Wohnung (Pfefferhorns merkwürdige Geschichten der Landgravschafft Thüringen, 1685, p. 26; Mone, Untersuchungen 80) bis auf den heutigen Tag (s. Witzschel, Türingische Sagen 129 ff). Im Hörselberg verschwindet die wilde Jagd; nach hessischen Hexenakten zieht Holda mit dem wütenden Heer in den Venusberg, „sie führe voranen, das gezücht hernach und zuletzt ein mansmensch“ (Mannhardt, Germanische Mythen, Berlin 1858, p. 264). Bei der Rückkehr in den Berg ist Eckart der letzte. Die Sage von den Bierkrügen zuerst in Prätorius Weihnachtsfratzen (s. Grimm, Deutsche Sagen N. 7; Bechstein, Türinger Sagenbuch, Wien und Leipzig 1858, I, 66). Der Eckartsberg im Türingerwald (s. Hagens Germania II, 352) hat nach einer Koburger Sage den Namen von einem achzigjährigen Einsiedler in der Reformationszeit (Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes, Würzburg 1842 I, 211). Auch bei Hans Sachs ist der treue Eckart ein Einsiedler (s. oben p. 231). — Für die Angabe Köhlers (Lausitzisches Magazin 1839, p. 227 ff), daß auch am Eckartsberg bei Zittau der treue Eckart sitze, will Haupt, der umsichtige Sammler der Lausitzer Sagen, keine Bürgschaft übernehmen (Sagenbuch der Lausitz, Leipz. 1862, I, 121).

Als specifisch türingisch bezeichnen die Sage eine Reihe älterer Autoren. Wolfgang Heider, Professor in Jena von 1587 bis 1626, welcher die Sage im vollen Glauben hinnimmt, äußert sich hierüber folgendermaßen: In nostra Thuringia, quae ut Italia mari, ita silvis supra ambitur et infra, saepe numero quidem, sed maxime tamen circa Natalitias Christi ferias et Bachanaliorum furias, non ruri tantum, quod plerumque fieri solet, sed in ipsis quoque vicis et oppidis colluvies quaedam spectrorum, lemurum, larvarum et Empusarum, in quibus et viventium et mortuorum haud raro sunt imagines, ingenti numero, qui interdum equitum turmas et peditum manipulos sua aequant multitudine, transire solent et transcurrere: neque fides haec, quod jam quoque dixi, vana, sed certa et omnis extra dubitationis aleam posita. Has itaque Diabolorum copias senecio quidam canitie spectabilis, quem fidum Eckhardum nominant, seu uti nostrates vocant den getreuen Eckart delibrato cum bacillo præit et accurrentem, ut nostra fert curiositas, popellum hortatur, ut de via cedant, et domum se referant, ne sua temeritate sibi aliquid mali non necessarii accersant (Orationes 1646, II, Or. 28). Auch Eccard bezeichnet die Sage ausdrücklich als türingisch (Historia genealogica principum Saxoniae superioris, Lipsiae 1722, Sp. 172), ebenso Falkenstein: „Es sind artige Histörgen, welche die (Türinger) Bauern in denen Schencken, auf denen Bier Bäncken denen Leichtglaubigen zu erzehlen pflegen" (Nordgauische Alterthümer, Schwabach 1734, I, 297).

[112] Gegen die Ansicht Liebrechts (Des Gervasius von Tilbury Otia Imperialia, Hannover 1856, p. 178. 185), daß Eckart der woltätige Sommergott Wodan selbst sei, welcher vor der Wintergöttin Holda herfliehe, spricht besonders der Umstand, daß der Warner auch in Sagen auftritt, wo nur vom wilden Jäger und keiner Jägerin die Rede ist. — Die Deutungen älterer Gelehrten hat Hilscher in seiner Dissertatio de exercitu furioso vulgo Wütenden Heer (Lipsiae 1688, §. 19 ff) zusammengestellt. Martin Zeiler identificierte den treuen Eckart, dem Aventin folgend, mit dem troischen Hector (606 Episteln oder Sendschreiben, Marpurg 1656, 2. Hundert, 96. Epistel, p. 538). Sagittarius leitete den Namen von jenem Markgrafen Eckihart II von Meißen ab, den Heinrich III

den treuesten treuen Eckart genannt hat (Exercitatio historica de Eccardo I Misniae Marchione, Jenae 1675, wider abgedruckt bei Eccard, Historia genealogica Sp. 189 ff). Eine Dynastie der Meißnischen Markgrafen im 11. Jahrhundert hieß nach dem unter ihr beliebten Namen Eckihart die Eckardinge. Der gelehrte Eccard (Hist. gen. Sp. 176) führte den Namen auf den Truchseß Karls des Großen Eggihardus zurück, welcher mit dem sagenberühmten Roland, Hruodlandus Brittanici liminis prafectus, in den Engpässen der Pyrenäen von den Basken (Wascones) erschlagen wurde (Einhardi Vita Karoli M. c. 9; bei Pertz, Script. II, 448). Noch weiter geht Caspar Abel zurück, welcher in Eckart den neben Brennus genannten gallischen Feldherrn Acichorius erkennen will: „Also ist leicht zu gedencken, man werde darauf bedacht gewesen seyn, das rühmliche Gedächtniß seiner klugen conduite auf die Nachwelt fortzupflantzen. Und solches deucht mir sey durch ein sinnreiches Gedicht geschehen von dem treuen Eccard, der vor der Höllen stehend jedermann warne, nicht hineinzugehen, und das aus der Höllen herausbrechende wütende unförmliche und wegen vieler verwundeten und zerstümmelten greßlich aussehende Heer mit einem Stabe vorhergehend commandire und führe, dabey aber alle Leute warne, ihnen aus dem Wege zu gehen, damit sie nicht in Unglück kämen. Solche Fabel ist bekannt genug". Abel meint, dem Heer des Brennus habe man mit Recht den Zunamen des wütenden beilegen können (Teutsche und Sächsische Alterthümer, Braunschweig 1729, p. 83). Der Deutung Eccards gegenüber hält er die Ansicht aufrecht, der treue Eckart müsse aus dem Heidentum herstammen (Sächsische Alterthümer, Braunschweig 1730, im Vorbericht).

An den treuen Eckart erinnert der lange eisgraue Mann mit schönem holdseligem rötlichem und jungem Angesicht, welcher die zu einer unglücklichen Schlacht gegen den Herzog Georg von Mecklenburg ausziehenden Magdeburger warnte, am 22. September 1550 (Gräße, Sagenbuch des preußischen Staates, Glogau 1868, I, 231). Auch das graue Männlein im Kiffhäuser, das den Verkehr der Menschen mit den Bergentrückten vermittelt, zeigt Verwandtschaft mit dem Türsteher des Venusbergs (Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend, Halberstadt 1847, p. 374).

[113] Der Name **Straßburg** tritt zuerst im 6. Jahrhundert

auf: Strataburgum bei Gregor von Tours, Hist. eccles. Francor. IX, 36; Strateburgum, ebenda X, 19; Argentaria (irrtümlich für Argentoratum) quae modo Stratisburgo dicitur, Ravennatis Anonymi Cosmographia (7. Jahrh.), IV, 26, ed. Pinder et Parthey, Berol. 1860, p. 231; Strasburgus, Strasburga, Strasburgum im 8. Jahrh. (Als. ill. I, 680); Barbara lingua Stratiburgus diceris, Klaglied des Patriarchen St. Paulin von Aquileja († 802) auf den Grafen Heinrich von Friaul, einen geborenen Elsäßer (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 321).

Urbs populosa nimis Romano nomine dicta est
 Argentorata, nomine digna suo;
Prosperitate nova Strasburg vocitata manet nunc,
 Quod populis constet publica strata modo.

Ermoldi Nigelli Elegia I, 141 (Pertz, Mon. II, 518); Strazburc custode tuebar, derselbe In honorem Hludowici, IV, 649 (Pertz II, 513). Infra praefatam Argentinam civitatem, quae rustice Strazburc vocatur alio nomine, Diplom Ottos II für Bischof Erchenbald, aus Salern 982 (Als. dipl. I, 131). Die Stadt erhielt diesen ihren deutschen Namen als Knotenpunkt der von Frankreich nach Deutschland und der den Rhein entlang führenden Hauptstraßen. Gleichfalls in der fränkischen Epoche kam die neuere lateinische Form Argentina auf (Als. ill. I, 680; Strobel, Gesch. I, 88). — Das Adelsgeschlecht von Straßburg, de Argentina, dem nach der Entdeckung von Hermann Kurz (Pfeiffers Germ. XV, 207 ff) meister Gotfrid der gröste Liebesdichter, angehörte, soll seinen Namen nach einer leider nicht näher begründeten Notiz aus dem 17. Jahrhundert nicht von der Stadt, sondern von einem in einem südlichen Seitental des Münstertals gelegenen Ort Straßburg geführt haben: „Die Edeln Herren, so vormals gewesen und sich von Straßburg geschrieben, sind ohngefähr 1342 ausgestorben; sie haben sich aber nicht von dieser Statt, sondern von dem Dorff Straßburg, so bei Sultzbach im Gregorien Thal lieget, hergeschrieben“ (Descriptio particulae territorii Argentinensis, Kurtze Beschreibung etlicher Stätte, Schlösser und Dörffer, welche umb Straßburg gelegen, 1675, fol., p. 64). Der Ort ist angegeben auf Specklins Karte von 1576; zu Schöpflins Zeit waren von dem

castrum Strasburg bei Wasserburg kaum einige Trümmer und der Name nur bei den Umwohnern erhalten (Als. ill. II, 121); Golbery fand die Burg verschwunden und vergessen (Haut-Rhin 28). Möge dieser von einem ungewissen Strahl herrlichen Ruhms gestreifte Ort der Aufmerksamkeit der Localforscher empfohlen sein!

Die von älteren Gelehrten so oft widerholte Ableitung des Namens der Stadt von der durchgebrochenen Straße Attilas finde ich zuerst in Kezas ungarischer Chronik aus dem 13. Jahrh.: A loco autem illo (Basilea) egressus (rex Ethela) obsedit Argentinam civitatem, quam primitus Romanorum Caesarum nullus potuit expugnare, metus orbis expugnavit diruendo murum ejus, ut cunctis adeuntibus via libera haberetur, edictum faciens, ne vivente eo mutaretur. Propter quod eadem civitas postmodum Strosburc, non Argentina, usque hodie est vocata (Simonis de Keza Chronicon Hungaricum, ed. Horányi, Budae 1782, p. 48). In der von einem unbekannten Verfasser des 14. Jahrhunderts gereimten Bearbeitung dieser Chronik lautet die Stelle:

Urbani (Argentinenses) sed resistere
Conantur et obsistere,
Quos tandem expugnavit (Athyla),
Disrumpens muros moenia
Et portas sine venia,
Strazzburcque appellavit,

Ut strata esset gentibus
Per hanc ire volentibus
Aperta sine lite,
Muniri nec a senibus
Permisit nec juvenibus
Ad finem suae vitae.

Engel, Monumenta Ungrica, Viennae 1809, p. 10.

Attila rex Hunnorum totam ipsam destruxit, ita ut libere via egredientibus ubique pateret, unde Straszburg dicta est. Irenicus, Totius Germaniae Descriptio, Francofurti, 1570, p. 372. — „Die Mauren der Stadt Argentina, welche bisher Silberthal hieß, schleiffte er creutzweis, machte 4 Straßen darein und hieß die Stadt selbsten *Πολυοδόπολιν* (Stadt mit vielen Straßen), daher der Nahme Straßburg gekommen zu sein scheinet“.

Crusius Schwäbische Chronik, Frankf. 1733, 1. Teil, 7. Buch, 10. Cap. (I, 164).

Dargegen haben andre gschribn,
Als Attila der groß Tyran
Diese Statt auch mit Sturm gewan,
Ließ er ein Creutzstraß dardurch brennen
Vnd befahl sie Straßburg zu nennen.

Kleinlawels Straßburgische Chronick, Straßb. 1625, p. 3. — „Die Namen Argentina oder Argentoratum soll sie bekommen haben ab Argento vom Silber, das ist von den Römischen Zöllen und Schatzungen oder grossen gesammleten Hauffen Silbers, dann die Römer eine Rent-Cammer allhie gehabt, daher sie auch von etzlichen Silberthal genennet worden. Der Name Straßburg soll ihr zu erwachsen seyn von dem grausamen Wüterich Attila der Hunnen oder damahligen wilden Ungarn König, welcher auch Argentinam zerstöret, eine Strasse hindurch und zu einem offenen Dorff gemacht, worauf sie an Statt des vorigen Römischen Namens Argentinae oder Argentorati Stratisburgicum, Stratopolis und Straßburg genannt worden.“ Han, Das Seelzagende Elsas, Nürnberg 1676, p. 246. Han folgt jedoch der Ansicht, „daß diese Gegend von den Allemanniern so übel zugerichtet worden, daß hernach Attila wenig mehr gefunden, so er zerstören können“ (p. 247).

Die Zerstörung Straßburgs durch Attila ist nicht beglaubigt, doch eben so wenig die Behauptung, die Römerstadt sei schon 406 von den Vandalen, Sueben und Alanen zerstört worden, und Attila habe nur eine Trümmerstätte vorgefunden. Der Brief des h. Hieronymus an die Wittwe Ageruchia vom Jahr 409, auf den man sich hiefür zu berufen pflegt, sagt nichts von einer Zerstörung der Stadt. Die wichtige Stelle lautet: Quidquid inter alpes et Pyrenæum est, quod Oceano et Rheno includitur, Quadus, Vuandalus, Sarmata, Halani, Gepides, Heruli, Saxones, Burgundiones, Alemani et, o lugenda respublica, hostes Pannonii vastarunt. Etenim Assur venit cum illis. Maguntiacum, nobilis quondam civitas, capta atque subversa est, et in ecclesia multa hominum millia trucidata. Vangiones longa obsidione deleti. Rhemorum urbs praepotens, Ambriani, Atrebatæ extremique hominum Morini, Tornacus, Nemete, Argen-

toratus translati in Germaniam (S. Hieronymi Opera omnia, Parisiis 1609, I, Sp. 109, Epistola XI ad Ageruchiam viduam de monogamia). Der letztere Ausdruck will doch nur besagen, daß neben Rheims u. s. w. auch Speier und Straßburg zu Deutschland geschlagen worden seien.

Wie Straßburg wird auch der Name Metz auf Attila zurückgeführt und zwar auf die Metzelei, welche er im J. 451 in der eroberten Stadt angerichtet habe, eine Etymologie, welche August Terquem in seinem der kaiserlichen Akademie zu Metz gewidmeten spaßhaften Buch (Etymologies du Nom des villes et des villages du département de la Moselle, Metz 1860) mit dem Ausruf begleitet: Certes jamais nom n'a été plus convenable et mieux approprié que le nom de Metz (p. 53). Zur Illustration französischer Gelehrsamkeit möge hier beiläufig noch eine sprachwissenschaftliche Entdeckung desselben Verfassers (p. 82) erwähnt werden, welche, obgleich nicht zu unserem Thema gehörig, doch manchen deutschen Leser interessieren wird: La langue allemande a deux styles: le premier c'est le langage fleuri et poétique, le second c'est la langue vulgaire, employée indistinctement par tous les allemands. Ils n'ont pas de patois; il est remplacé par un jargon qui ne trouve son pareil que parmi des tribus sauvages.

[114] Die Bischöfe von Straßburg führten in den Kreuzzügen ein rotes Banner mit einem Silberstreifen, einer Straße; die Stadt nahm dasselbe Wappen an, nur mit umgestellten Farben (Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. II, 108). Die Stadt hat „im Stritt Paner eine rote Stroß durchgezogen vnd zerdeilende ein wiß schinende Felt, welche (als ich von eim gar alten gehört hab) bedüt ein groß vergiessung des Bluts, so vor zitten vß Totschlag der Menschen in diser Stat, antweders durch des Gloubens oder des Römschen Richs willen geschehen, vergossen vnd durch die Stroßen diser Stat als ein Bach oder Wasser geflossen sig". Tutschland Jacob Wympfflingers von Slettstatt, zu Ere der Statt Straßburg. herausg. von Moscherosch, Straßb. 1648 (ohne Paginierung). Das Blut von Attila vergossen s. Hermann, Notices II, 64. Auch an der Mordgasse von Geblisweiler haftet die dunkle Erinnerung an eine Schlacht, worin das Blut wie ein

Waldbach durch die Straße geflossen sei (Alsatia 1851, p. 24). In dem vermeintlichen Bild Attilas am Kronenburger Tor (Als. ill. I, 222) hat Grandidier den Kaiser Karl V erkannt (Hist. d'Alsace I, 278. Note 1).

An die Ungarn erinnert der Ungersberg bei Andlau (Migneret, Description du département du Bas-Rhin, Strasb. 1858, I, 40). Als sie im J. 937 das Elsaß verheerten, flüchteten sich die Mönche von Murbach mit den Kostbarkeiten des Klosters; nur sieben Brüder blieben zurück, welche von den enttäuschten Räubern an den Fuß des Belchen geschleppt und dort nidergemacht wurden. Noch heute heißt der Ort das Mordfeld. Ihre Reliquien werden in Murbach verehrt (Sebastian Münster, Cosmographey, Basel 1614, p. 852; Grandidier, Histoire de l'église de Strasb. II, 304; Otte, Die Abtei Murbach, Mülhausen 1857). Auch die Gründung des Ortes Altorf wird mit den Verheerungen der Ungarn in Verbindung gebracht (s. Strobel, Gesch. I, 181).

115 In der Tradition des Klosters galt Eckehart, der erste dieses Namens, für den Verfasser des Waltharius. Er war ein durch Gelehrsamkeit berühmter Mann; auf seiner Romfahrt empfieng ihn der Papst Johann XII mit Auszeichnung, besuchte ihn, als er in eine sechswöchentliche Krankheit fiel, und entließ ihn ehrenvoll mit Reliquien beschenkt; seit 953 war er Decan und führte unter dem durch einen Sturz gelähmten Abt Craloh die Verwaltung des Klosters; er starb betagt und hochgeehrt am 14. Januar 973. Nach Aufzählung seiner lateinischen kirchlichen Dichtungen fährt der Chronist fort: Scripsit et in scolis metrice magistro, vacillanter quidem, quia in affectione non in habitu erat puer, vitam Waltharii manu fortis, quam Magontiæ positi, Aribone archiepiscopo iubente, pro posse et nosse nostro correximus; barbaries enim et idiomata ejus Teutonem adhuc affectantem reperte latinum fieri non patiuntur (Casus S. Galli, c. 9, bei Pertz, Mon. II, 118). Jener Lehrer, für welchen und unter dessen Beistand Eckehart das dictamen (so hießen die Schulgedichte) verfaßte, war Geraldus, ab adolescentia usque ad senilem vitae finem semper scolarum magister (eb. c. 9, Pertz, II, 114). Sein Tod wird ausführlich und ergreifend geschildert (c. 10, Pertz, II, 137). Im Prolog der Brüsseler und der Pariser Handschrift (s.

Grimm und Schmeller, Lateinische Gedichte des X. u. XI. Jahrh., Göttingen 1838, p. 59) widmet Geraldus das Büchlein, das er de larga cura entläßt, dem Hohepriester Erkanbald, ohne Zweifel dem durch eigene Dichtungen bekannten Bischof von Straßburg dieses Namens (965—91). Ein Schwestersohn Eckeharts I war jener schöne Eckehart II, der Lehrer der Herzogin Hadawig auf Hohentwiel, welchen Scheffel in seinem lebensfrischen Roman als Dichter des Waltharius darstellt. Er war später Hofcaplan Kaiser Ottos II, daher sein Beiname Palatinus, und starb als Domprobst zu Mainz am 23. April 990 (Casus S. Galli, Pertz II, 122 ff; über diese Lehrer der berühmten Schule des h. Gallus s. Ildefons von Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1810, I, 271 ff). Der Chronist Eckehart IV starb etwa 1060 (s. über ihn Dümmler in Haupts Zeitschr. XIV, 1 ff). Sein corrigierter Waltharius ist nicht erhalten. — Ueber den mißglückten Versuch Fauriels (Histoire de la poésie provençale I, 381 ff), den Waltharius für Südfrankreich zu reclamieren s. Geyder in Haupts Zeitschr. IX, 145 ff.

116 Für die Beliebtheit des Gedichtes spricht seine weite Verbreitung zu Anfang unseres Jahrtausends; Handschriften aus jener Zeit finden sich außer Deutschland in Belgien, Flandern, der Schweiz und Italien (Pertz, Script. IX, 75). Das Gedicht wurde zuerst nach einer Stuttgarter Handschrift gedruckt von Friedrich Christoph Jonathan Fischer: De prima expeditione Attilæ, regis Hunnorum, in Gallias, ac de rebus gestis Waltharii, Aquitanorum principis, Carmen epicum seculi VI. Lipsiæ 1780, 4. — Auf sorgfältiger Vergleichung der meisten Handschriften beruht J. Grimms Ausgabe in den Lateinischen Gedichten des X. und XI. Jahrhunderts, herausgegeben von Grimm und Schmeller, Göttingen 1838. — Mit Zugrundelegung dieser Ausgabe, jedoch mit Benützung der Brüsseler Handschrift, welche Grimm nicht zugänglich gewesen, erschien die Ausgabe von Edélestand du Meril, Poésies populaires latines antérieures au douzième siècle, Paris 1843. — Die Brüsseler Handschrift wurde besonders herausgegeben von Provana, Turin 1848, neu abgedruckt von Neigebaur, Waltharius, Monachii 1853.

Es existieren zahlreiche Uebersetzungen, die erste von Molter

in reimlosen fünffüßigen Jamben (1782). Klemm (Attila, nach der Geschichte, Sage und Legende dargestellt, Leipz. 1827) und San Marte (1853) übersetzten in Hexametern. Im Nibelungenmaß übersetzten oder bearbeiteten das Gedicht Gustav Schwab, Geyder, Scheffel, Simrock und Linnig.

117 Im Nibelungenlied (Ausgabe von Bartsch, Str. 2344, 2) heißt der Berg Waskenstein (St. Galler Handschr.), Wasgenstein (Hohenems-Münchner Handschr.), Waschenstein (Hohenems-Laßbergische Handschr.), im Rosengarten Wasgenstein (W. Grimms Text v. 32), Wachsenstein (Heldenbuch von Keller p. 595. 621. 662. 664) und Wassenstein (eb. p. 606. 625; auch bei Caspar von der Rhön, Hagen-Primisser, Heldenbuch II, 192, 56); castrum Wasenstein vel Wasichenstein (Als. ill. II, 218. 233), Wasichenstein, Urk. von 1337 (Mones Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins VII, 177).

Es gab bis ins 15. Jahrhundert zwei Adelsfamilien von Wasichenstein (in Speirer Urkunden s. Mone, Untersuchungen zur teutschen Heldens. 54); die eine führte einen Löwen, die andere eine Hand im Wappen, ohne Zweifel die abgehauene Hand Walthers. Semannus und Fridericus de Wasichenstein, Urk. von 1272; Engelhardus eques de Wasichenstein, 1312 (Als. ill. II, 675; Schweighæuser, Bas-Rhin 166).

Wasken, Wasichen ist das germanisierte Wasacus, Vosegus: Vogesus und Vosegus lautet das Wort in den Handschriften von Cæsar, De bello gall. IV, 10; Lucan I, 397. — Silva Vosagus auf der Peutingerschen Tafel, 4. Jahrh. (Als. ill. Tafel zu I, 149); Vosagus, Fredegar chr. 47 (s. Haupt, Zeitschr. XII, 410); Wosago 699 (Traditiones Wizenburgenses I, N. 252); in heremi vasta, que Vosagus appellatur, Urk. K. Theodorich IV von Frankreich, 727 (Als. dipl. N. 8); in heremo qui vocatur Uosecus, Urkunde des Bischofs Widegern von Straßb. 728 (Als. dipl. N. 10); infra vasta Vosgo, 777 (Kausler, Wirtenbergisches Urkundenbuch N. 18). — Wasacus, Ermoldus Nigellus, Elegia I, 79 (Pertz, Mon. II, 517 u. a.); Wasagus, Nithardi Histor. III, 5 (Pertz II, 666); ad ipsam Wasagon silvam, Urk. Ottos II aus Salern, 982 (Als. dipl. N. 163). — In nemore Wasigen in pago Spirigove, 997 (Acta acad. palat. VI, 267). — Waschem-

walt, Nibelungenlied (Ausg. von Bartsch, Str. 911, 3) mit den Varianten Waskem- und Wasigenwalt; Wasgenwalt, Biterolf 2676. 2699; Wasechenwalt, Karajans Bruchstück von Walther und Hildegund (Haupts Zeitschr. II, 217). — Wasichen, im Plural: Gerolzecke an den Wasichen, Bellum Waltharianum c. 4; Closener in den Städtechroniken VIII, 73 u. a. Daneben auch im Singular: am Wassichen, Kleinlawels Straßburger Chronik 32; daher auch der Familienname Wassicher; so hießen zwei Ammeister von Straßburg 1368 und 1381. — „Das Wosagisch gebürg, darinn hat es die menig wilde pfert, Luxs, Beren, marder, katzen, danhirsch, des andern gewilts ser vil, deßgeleichen etlich weldt von Castanien, Mandeln vnd nussen". Specklin auf seiner Karte des Elsasses. — Der Name Wasgau, aus Wasego entsprungen (sylvam quae Wasego vocatur, Urk. von 1170, Als. dipl. N. 312), gieng von dem Bergzug auf den ganzen Bezirk über: „Es wolle hie der hochgeneygte Leser zur Nachricht wissen, daß das grosse Elsassische Vorgebürg genant wird auff Latein Vosagus, auf Französisch Voge, auf Teutsch Wassigin; dannenhero das Land hinder dem Gebürg heysset la Terre de Voge, la Voge - - vnd das Land, so hinder selbigem Gebirg vnd im Gebürg ligt, biß auff Weissenburg wird geheissen das Waßgaw" (Moscherosch, Gesichte Philanders von Sittewald, Straßb. 1665, I, 769). In engster Bedeutung ist Wasgau der District zwischen Moder und Queich, einer der fünf fränkischen Gaue des Nordgaus (Als. ill. I, 8).

Der Wasenstein liegt eine halbe Stunde nördlich von Nidersteinbach an der Straße von Weißenburg nach Bitsch, nahe der Pfälzer Grenze. Das Gebiet der Burg kam 1815 an Baiern, bei der spätern Grenzregulierung jedoch wider an Frankreich. Die Burgtrümmer stehen auf zwei durch eine Schlucht getrennten Felsen (Abbildungen s. Rothmuller, Vues pittoresques des châteaux, monuments et sites remarquables de l'Alsace, Colmar Pl. XXXII; Schweighæuser, Bas-Rhin p. 166, Pl. 39), ganz wie unser Gedicht den Kampfplatz schildert:

Interea vir magnanimus de flumine pergens
Venerat in saltum jam tum Vosagum vocitatum.
Nam nemus est ingens, spatiosum, lustra ferarum
Plurima habens, suetum canibus resonare tubisque.

Sunt in secessu bini montesque propinqui,
Inter quos, licet angustum, specus extat amoenum,
Non tellure cava factum sed vertice rupum,
Apta quidem statio latronibus illa cruentis.
Angulus hic virides ac vescas gesserat herbas.
Hunc mox ut vidit juvenis, huc, inquit, eamus,
His juvat in castris fessum componere corpus. v. 489 ff.

Eine Beschreibung des Wasensteins s. Rigaut, Description et statistique agricole du canton de Wissembourg, Strasb. 1860, p. 342. — Ein armer Taglöhner, der am Fuß des Wasichensteins wohnte, soll in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Faß voll kostbarer Geschirre und anderer Schätze gefunden haben und nach Oesterreich gezogen sein, wo seine Familie wegen ihres Reichtums geadelt worden sei (Schweighæuser, Bas-Rhin 166). Der Zugang zu den Burgtrümmern, welcher früher nicht ohne Gefahr war, wurde in neuerer Zeit durch die Gesellschaft für Erhaltung der elsäßischen Altertümer erleichtert (Bulletin, II. Série, IV, 1, 45). — Aehnlich wie der Waskenstein bestehen auch die eine Stunde davon entfernte Burg Frundsperg und der Dreistein hinter dem Odilienberg aus zwei durch einen Abgrund getrennten Felsschlössern.

Die Ansicht J. Grimms (Lateinische Gedichte p. 123), der Schauplatz des Waltharius sei der Berg Framont zwischen Schirmeck und Raon-sur-Plaine, westlich von Straßburg, wird wohl kaum mehr einen Verteidiger finden (über den Framont, wo des Gleichklangs der Namen halber das Grab des fabelhaften Frankenkönigs Pharamund gesucht wurde, s. Als. ill. I, 7, 452; Grandidier, Hist. d'Alsace I, 96 ff). Uhland, der im J. 1857 die Vogesen bereiste, erklärte sich entschieden für den Waskenstein.

Beiläufig mag daran erinnert werden, daß auch das älteste Gedicht der Tiersage, die sogenannte Ecbasis, von einem lothringischen Mönch zur Zeit Heinrichs des Finklers in lateinischen Hexametern abgefaßt, in den Vogesen spielt (Vosaginis partibus), s. Grimm und Schmeller, Lateinische Gedichte, Göttingen 1838, p. 245, v. 71.

[118] Von einem andern lateinischen, wohl durch den Waltharius angeregten Gedicht in Distichen, Peregrinatio Waltharii betitelt, hat der Chronist des Klosters Novalese (Anf. des 11. Jahrh.),

der auch einen Auszug des St. Galler Gedichtes gibt, ein Bruchstück von acht Versen überliefert. Walther wird darin in überschwenglicher Weise als Besieger des Erdballs, des starren Nordlands und des dürren Indiens gepriesen (Chronicon Novaliciense II, 7, bei Pertz, Mon. IX, 85). Noch weiter ab von der ursprünglichen deutschen Heldensage liegt die schwankhafte Klostergeschichte desselben Chronisten von Walthers späterem Mönchtum (Chron. Noval. ib.; s. Grimms Deutsche Sagen N. 412). Hier hat sich eine fremde Sage, sonst auch von Guillaume d'Orange erzählt, an den berühmten deutschen Namen geheftet. Das Leben des Helden wird aus der hunnisch-gotischen Zeit in die jüngere langobardische vorgerückt, und sein Ende in Novalese localisiert, wo sein Felsengrab gezeigt wurde. Die strenge Gestalt des deutschen Helden ist hier zum Urbild jener Eisenfresser in der Kutte geworden, welche das spätere Mittelalter mit Vorliebe behandelt hat. In Deutschland ist diese burleske Walthersage unbekannt geblieben.

Zwei Jahrhunderte älter als der Waltharius sind die Bruchstücke eines angelsächsischen alliterierenden Heldenlieds von Valdere, Älfheres sunu (spätestens um 750), zwei Pergamentblätter, aufgefunden von Oberbibliothekar Werlauff in der Kopenhagener Bibliothek 1860, herausgegeben von Stephens (Two leaves of King Walderes lay, London 1860) und von Müllenhoff und Dietrich (Haupts Zeitschr. XII, 264 ff). Die beiden Bruchstücke versetzen uns in den zweiten Kampftag. Auf dem ersten Blatt richtet die Jungfrau (ihr Name ist nicht genannt, er würde angelsächsisch Hildgûdh lauten) ermunternde Worte an ihren kampfmüden Geliebten (vine mîn), Etzels Vorkämpfer (Ätlan ordvyga), sein Schwert Mimming, Wielands Werk (Vêlandes geveorc wie Beowulfs Brünne, Beovulf 455; im St. Galler Gedicht ist Waltharis Panzerhemd ein Werk Wielands: duratis wielandia fabrica giris, v. 965), lasse keinen Mann im Stich; Gunther (Gûdhere) solle dafür büßen, daß er mit Unrecht Streit gesucht. Im zweiten Fragment preist Gunther, der hier wie im Nibelungenlied König der Burgunden ist (vine Burgunda), sein Schwert, das einst Wittich (Vidia), Nidhads Vetter und Wielands Sohn von Dieterich (Theódrîc) zum Lohn für seinen Beistand im Kampf mit Unholden erhalten habe. Walther verläßt sich auf seine gute Brünne, die er von seinem

Vater ererbt (Älfheres lâf), auf Gott und seine gute Sache. Hagen (Hagena) wird als Gegner Walthers genannt; wahrscheinlich war in der Lücke zwischen den beiden Fragmenten der Zweikampf der beiden erzählt worden.

Auch von dem mittelhochdeutschen Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, das die Sage in einer etwas verwilderten Nibelungenstrophe behandelte, sind uns nur einige Bruchstücke erhalten (die von Karajan entdeckten s. Haupts Zeitschr. II, 216 ff; die von Weinhold gefundenen Zeilen s. ebenda XII, 280 f.). Im ersten Bruchstück geleitet Volker, der stolze Fiedler, das heimkehrende Paar durch Gunthers Land mit Umgehung von Metz, wo Ortwin sitzt, nach Lengers (Langres) zu Walthers Eltern, welche sich zu festlichem Empfang rüsten. Der Vater Walthers heißt Alker (Str. 9), später Alpker (Haupts Zeitschr. II, 220, 7; die richtige Form ist althochd. Alphere, angels. Älfhere, entsprechend gotischem Albaharis und altnordischem Alfar, s. J. Grimm in Haupts Zeitschr. III, 143. V, 3), der vogt von Spanyge (Haupts Zeitschr. II, 248, 10). Das zweite Bruchstück zeigt die Ueberschrift hildegunde brute Hildegunds Beilager: Alpker, der Vater, bereitet die Hochzeit vor; Boten laden die Gäste aus Arragon, England, Navarra und Kärlingen (Frankreich); auch an Etzel und Helche schickt Walther seine Einladung; Gunther gienge gern zu der Hochzeit, wenn es Hagen recht wäre. Vom Kampfe Walthers mit den Burgunden erfahren wir nichts; dagegen heißt es, er habe auf seiner Rückfahrt den Hunnen manchen lieben Verwandten erschlagen (Haupts Zeitschr. II, 218, 13).

Dieß schließt sich an die abweichende Gestalt der Walthersage, welche die nordische Thidrekssaga (13. Jahrh.) überliefert hat (c. 241 ff). Hier heißt der Held Valtari af Vaskasteini, und dieß ist sein echter alter Name von seinem sagenberühmten Kampf auf dem Waskenstein; wegen des Anklangs an Wascônôlant wurde er später zu einem Aquitanen und Spanier. — Gunther und die Franken bleiben ganz aus dem Spiel. Walthari wird in seinem zwölften Jahr von seinem Oheim Ermenrich (Erminrek) zu Attila gesandt, wo er sich in Hildigund, die Tochter des Jarl Ilias von Griechenland, die als Geisel am Hunnenhofe lebt, verliebt. Bei einem Ringtanz in des Königs Grasgarten faßt Wal tari die Jung-

frau bei der Hand und überredet sie, mit ihm in sein Land zu fliehen. Sie nehmen aus Ercas (Erca, Helche, Etzels Gemahlin) Schatzkammern großes Gut mit sich und reiten heimlich aus der Hofburg. Attila schickt ihnen zwölf Mannen nach, darunter Hagen (Högni). Vor Abend tödtet Waltari elf seiner Verfolger; der einzige Högni entkommt in den Wald. Nun schlägt der schwerverwundete und kampfmüde Waltari Feuer und brät den Schenkel eines wilden Ebers. Mittlerweile springt Högni mit bloßem Schwert herzu; Waltari aber wird von Hildegund gewarnt und versetzt dem Högni mit dem abgenagten Eberknochen, den er zur Hand hat, einen solch furchtbaren Schlag, daß ihm ein Auge aus dem Kopfe springt und er eiligst heimwärts flieht. Walthari reitet hernach mit Hildigund südwärts zu seinem Oheim Erminrek, und dieser stiftet Versöhnung mit Attila durch Geldgaben (Raßmann, Deutsche Heldensage II, 286 ff).

Das Nibelungenlied setzt die Walthersage als bekannt voraus. Bei der Ankunft der Burgunden in der Hunnenburg sagt Etzel:

Wol erkande ich Aldriânen (Hagens Vater), der was mîn man.
lop und michel êre er hie bî mir gewan.
ich machet in ze ritter und gap im mîn golt.
Helche, diu getriuwe, was im inneclîchen holt.
Dâ von ich wol erkenne allez Hagenen sint.
ez wurden mîne gîsel zwei wætlîchiu kint,
er und von Spâne Walther: die wuohsen hie ze man.
Hagenen sande ich widere: Walther mit Hildegunde entran.
(Bartsch, Leipzig 1866, Str. 1755 f.)
Er und der von Spâne trâten manigen stic. (1797).

Bekannt ist die Stelle, wie Hagen den alten Hildebrand wegen seiner Flucht aus dem Kampfsaal verhöhnt und dieser zurückruft:

Zwiu verwîzet ir mir daz?
nu wer was der ûfme schilde vor dem Waskensteine saz,
dô im von Spanje Walther sô vil der friunde sluoc? (Str. 2344.)

Hier wird der Name des Kampfplatzes zuerst genannt.

Auch der Biterolf (um 1200) ist voll von Anspielungen auf Walthers Flucht. Er heißt daz Alpkêres kint (9904. 9952. 10112), Sein Land ist Spanien:

Walthêr sô was er genant:
er was der künec von Spanjelant.
der was von Hiunen her bekomen,
als ir wol habt ê vernomen. 575.
(ferner 619. 3042. 5083.)

Doch heißt er daneben auch von Kärlingen (2105); Frankreich, Arragon und Navarra sind ihm untertan (5092). Etzel hat ihm und Hagen das Ritterschwert verliehn (770). Hildegund hat Etzel und seine Mannen im Weine trunken gemacht (12633 ff). Er zeigt keine Lust, noch einmal zu den Hunnen zu reiten (4809. 4836). Der einzige Hinweis auf den Kampf mit den Burgunden findet sich in der Stelle, wo Walther, nachdem er vor Paris unerkannt mit seinem Oheim Biterolf gefochten hat, diesem von den hunnischen Reichen erzählt

und wie sich des heldes hant
hete ervohten an dem Rîn. 716.

Damals — wohl bei der Versöhnung — hat er den Burgunden gelobt, wenn sie seinen Dienst nötig hätten, nach Worms zu kommen (5085). Daher wird er von Gunther zu dem großen Turnier gegen Dietleib und die Helden Etzels und Dietrichs geladen und wird mit seiner Frau Hildegund Gunthers Gast (6279 ff). Er heißt sie den hergesandten Rüdeger als einen alten Bekannten begrüßen:

dô gienc ouch dar von Spanjelant
diu minnicliche Hildegunt;
ir süezen rôsenrôten munt
bôt si im minniclichen an. (6852).

Ungern kämpft er auf dem Turnier mit Rüdeger; beide schlagen sich Wunden (10472 ff). Dann fährt er mit Hildegund wider heim (12999). Sein gutes Schwert, das weitbekannte (644), heißt Wasge (12286).

Im ersten Teil des Alphart sitzt Walther von Kerlingen unter Dietrichs Helden in Bern (Str. 77); im Widerspruch damit muß ihn später Hildebrand bei Eckehart in Breisach holen (Str. 307).

In Dietrichs Flucht wird einmal Walther von Kerlingen unter Ermenrichs Helden aufgeführt (8638). Dagegen kämpft ein

— nach den mittelhochdeutschen Bruchstücken offenbar gleichbedeutender — Walther von Lengers in Etzels Heer (5902. 7360. 8596. 9244. 9870, s. J. Grimm in Haupts Zeitschr. V, 4).

Auch in der Rabenschlacht zieht Walther der Lengesære dem Berner zu Hilfe (Str. 47. 551) und kämpft mit Heime (712).

In den verschiedenen Bearbeitungen des Rosengartens steht Walther gleichfalls auf Seite der Burgunden. Er ist einer der Wächter des Rosengartens und ein rinherre (Rheinherr):

der zehente heizet Walther von dem Wasgenstein
(W. Grimm, Roseng. 32.)
er ist an dem Rine der küensten recken ein (ib. 236).

Hildebrand weist ihm Dietleib zum Gegner an (411), den er erst für zu jung hält, aber im Kampfe bald als ebenbürtig erkennt. Kriemhild gibt jedem Kranz und Kuß, und sie werden Eidgesellen (1402 ff). Ebenso im alten Heldenbuch (Ausg. von Keller 595, 32 u. a.; in der Vorrede, p. 2 wird er dagegen Walther von Kerlingen genannt) und bei Caspar von der Rhön (Hagen und Primisser, Der Helden Buch in der Ursprache, Berlin 1825, II, 192, 56 u. a.). In W. Grimms Bruchstücken (um 1300 geschrieben) kämpft er mit Wittich, und die nur in dieser Bearbeitung auftretende schöne Hildegund schlägt vor Freude über Wittichs Verwundung die Hände zusammen (Abhandlungen der Berliner Akademie, Philologisch-historische Classe, 1859, p. 483). Im Pommersfelder Rosengarten heißt er Walther geborn von Kerlinc und kämpft mit Hertinc von Rûzen einen unentschiedenen Kampf (Pfeiffers Germ. IV, 9, 66. 26, 625 ff). In der dialogisch abgefaßten Bearbeitung aus dem 16. Jahrh. ist er wie alle Kämpen Gibichs ein Riese und heißt Waltherr ein gefurster graff ob allen rekgen vnd ein lanndtherr zw waxenstain. Hildegund ist vergessen: Gibich verspricht ihm eine kunigin hochgemaydt (W. Grimm in Haupts Zeitschr. XI, 243 f.).

Auf das sagenberühmte Liebespaar spielt Walther von der Vogelweide an, indem er seine Geliebte, die mit ihrem eigentlichen Namen zu nennen, die höfische Zucht verbot, seinem Namen entsprechend Hildegund nennt:

mînes herzen tiefe wunde
diu muoz iemer offen stên, si'n werde heil von Hiltegunde.
(Ausgabe Pfeiffers, Leipz. 1864, p. 69.)

Außerdem wird noch in der altdeutschen Erzählung von dem übeln Weibe des Paares gedacht:

sô getân âventiure
wârn herren Walthern unkunt,
dô er und mîn frou Hiltegunt
fuoren durch diu rîche
alsô behagenliche. v. 304.
(Ausg. von Haupt, Leipz. 1871, p. 27.)

Die deutsche Sage wanderte nach Polen, wo sie sich mit einer andern, indisch-mongolischen Sage mischte, in des Boguphalus († 1253) Chronicon Poloniæ (s. W. Grimm, Heldensage 158. Vergleiche Liebrecht in Pfeiffers Germ. V, 56. XI, 172; in Benfeys Orient und Occident I, 125. III, 357).

Wir haben, wie schon Müllenhoff dargetan hat, die Sage in drei Gestalten: in der ersten und ältesten, welcher das angelsächsische Bruchstück und der St. Galler Waltharius angehören, und worauf das Nibelungenlied und der Biterolf anspielen, kämpft Walther von den Hunnen heimkehrend gegen Gunther und seine Mannen am Rhein; auch die mittelhochdeutschen Bruchstücke scheinen hierauf hinzuweisen. — In der zweiten streitet Walther gegen die verfolgenden Hunnen, deren Vorkämpfer Hagen ist; so in der Thidrek-sage, wo jedoch Walther noch nach dem alten Kampfplatz af Vaskasteini heißt (in der schwedischen Uebersetzung Walter af Wasekensten, Haupts Zeitschr. XII, 383). Auch das behagliche Reiten des flüchtigen Paars in der Erzählung vom übeln Weib deutet nach Müllenhoffs Vermutung an, daß die Gefahr im Anfang der Flucht glücklich überstanden war. Im Waltharius wenigstens wird die Reise nicht so behaglich dargestellt. Das mittelhochdeutsche Gedicht hat, wie es scheint, beide Sagen vereinigt. — In der dritten Fassung endlich stellt sich die Sage auf den Standpunkt der östlichen Völker: Walgerzs ist ein polnischer Held und Helgunda eine fränkische Königstochter, um die er, als er fliehend mit ihr über den Rhein kommt, gegen einen Alemannen streiten muß (Haupts Zeitschr. XII, 273 f.).

Eine Zwillingschwester der Walthersage ist die nur im Norden zusammenhängend erzählte Sage von Herburt und Hilde: Dietrich von Bern schickt seinen Neffen Herburt als Werber zu der strengbewachten Königstochter Hilde; derselbe wird ihr Mundschenk und bringt Dietrichs Werbung vor, zeichnet aber sein Bild so greulich auf die Steinwand, daß die Königstochter erschrickt und ihn fragt, warum er nicht lieber selber um sie werbe; sie fliehen zusammen, und der Vater sendet ihnen eine Schaar Kämpen nach, welche Herburt alle erschlägt (Thidreksaga c. 233 ff; Raßmann, Heldensage II, 536; E. Martin in den Heidelberger Jahrbüchern 1867, LX, p. 49). Die deutsche Gestalt dieser Erzählung deutet der sagenkundige Dichter des Biterolf an. Bei ihm ist die Jungfrau die Tochter des aus der Gudrun bekannten Königs Ludwig von Ormanie und heißt Hildburg (man vergleiche Hilde, Hildburg, Hildgund, s. Haupts Zeitschr. XII, 274); den ersten Kampf um die Entführte hat Herbort ûz Tenelant mit ihrem Vater Ludwig und ihrem Bruder Hartmut, den zweiten — dieß bietet die interessanteste Parallele zum Waltharius — mit Dietrich von Bern und seinem Meister Hildebrand zu bestehen (Bit. 6450 ff).

Im isländischen Lied Ribbalds kvædi reitet der Held Ribbald mit der schönen Gullbrun (Goldbraun) von dannen; ihr Vater, ihre elf Brüder und ihre sieben Schwäger setzen ihm nach; er erschlägt sie alle und reitet aus sechzig Wunden blutend mit der Geliebten in seine Heimat, um dort zu sterben (Firmenich-Richartz, Volksdichtungen nord- und südeuropäischer Völker alter und neuer Zeit, Berlin 1867, p. 36).

Mit der Wache Hildegunds bei dem schlafenden Geliebten berührt sich ein echt epischer Zug aus der Sage des nordpersischen Räubers Kurroglou. Dieser hat Nighara, die Tochter des Sultans von Istambul, entführt und legt sich schlafen, seine Wange an ihrer Wange; zugleich schärft er ihr ein, auf sein Roß Kyrat Acht zu haben: wenn es wiehere, so sei das ein Zeichen, daß die Verfolger aufbrechen; wenn es unruhig werde und schnaube, so habe der Feind den halben Weg zurückgelegt; wenn es die Erde scharre und schäume, so werde der Feind alsbald in Sicht kommen; dann möge sie ihn wecken (Chodzko, Specimens of the popular poetry of Persia, London 1842, p. 133).

[119] Berhtolt von Elsâzen, Biterolf 5079 u. a.; von Swâben, 10307; der Swâbe herre, 10771; s. Wackernagel in Haupts Zeitschrift VI, 159; Jänicke, Deutsches Heldenbuch, I, XXVII. — Ein Berchtold fährt auch an der Spitze der wilden Jagd (Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, Göttingen 1852, I, 15).

Einen Namen der Heldensage trägt endlich noch ein Berg im Münstertal, der Amelung (Alsatia 1852, p. 73).

[120] Vinderoldus, Annales Argentinenses, Anfang des 13. Jahrh. (Pertz, Mon. XVII, 87); ebenso im Catalogus episcoporum Argentinensium vom Ende des 13. Jahrh. (Pertz XVII, 117). Historisches über ihn s. Grandidier, Oeuvres historiques inédites, Colmar 1865, I, 75; Chroniken der deutschen Städte IX, 1055). — „Wilderolfus, den oßend müse zu tode.“ Fritsche Closeners Straßburger Chronik, um 1360 (Chroniken der deutschen Städte VIII, 71). — Die Stelle aus einer deutschen Uebersetzung der Legenda aurea vom Anfang des 15. Jahrh., welche Königshofen benützte (Chroniken IX, 645), s. Schilters Königshofen p. 522 und Stöbers Sagen p. 379. — Antiquas episcopi navigantis muriumque circumnatantium picturas et imagines a sinistro latere sanctae crucis in introitu summi templi Argentinensis usque hodie videmus. Credibile est picturas illas in bonum interpretari, non in dedecus; quoniam praesulis caput radiis solaribus refulget et diva Gertrudis itidem cum soricibus illic cernitur. Wimpheling, Argentinensium episcoporum catalogus (Argentinæ 1508) Bl. XXV b. Den Straßburger Chronisten folgen Seb. Münster, Cosmographey, Basel 1553, p. 559; Hertzog, Edelsasser Cronick, Straßb. 1592, B. 4, p. 75; Kleinlawel, Straßburgische Chronick 1625, p. 19 u. s. w. Nach Piton ist Bischof Winderold noch heute in einem Glasgemälde des Münsters zu sehen (Strasbourg illustré, Strasb. 1855, I, 82).

Ueber St. Gertrud (Sperjungfrau) s. Rochholz, Drei Gaugöttinnen, Leipzig 1870, p. 163 ff. — Ueber die mythische Bedeutung der Mäuse s. Grohmann, Apollo Smintheus, Prag 1862. Die Seele verläßt den Leib eines Schläfers als schattenhafte Maus und kriecht in einen Pferdeschädel; der Schläfer träumt von einem prächtigen Schloß (Schambach-Müller, Nidersächsische Sagen und

Märchen, Göttingen 1855, p. 237; Pröhle, Harzsagen 1853, p. 68; Müller, Altdeutsche Religion, Göttingen 1844, p. 403 u. s. w.). Die Seele eines Mädchens, welche einen jungen Menschen als Alp heimsucht, wird als weißes Mäuschen von seiner Mutter in einem Tuche gefangen (Wolf, Hessische Sagen, Göttingen 1853, p. 60). Die Seele fährt aus dem Mund der schlafenden Trud als rote Maus, um die Menschen zu drücken; kann sie nicht mehr zurückfinden, so bleibt die Trud todt (Beispiele s. Grimm, Deutsche Sagen N. 248; Grimm, Mythologie 1036; E. Meier, Schwäbische Sagen I, 174 f.; Rochholz, Drei Gaugöttinnen p. 175 u. a.). Auch nach rabbinischer Lehre fährt die Seele aus jedem, der schläft (Eisenmenger, Entdecktes Judenthum, Königsberg 1711, II, 453). Nicht bloß die Seelen der Verstorbenen, auch die der Ungeborenen erscheinen als Mäuse: Ein Mann, der eine leichtsinnige Dirne geheiratet hatte, wurde nach ihrem Tode von einem Unbekannten in einen schönen Saal geführt, wo seine Frau im Sarg lag und acht Mäuslein an ihr nagten; das waren die Seelen der acht Kinder, deren Geburt sie verhindert hatte (Witzschel, Türingische Sagen, Wien 1866, p. 315).

Die verschiedenen Sagen vom Mäuseturm s. Liebrecht in Wolfs Zeitschrift II, 405; III, 307; Heidelberger Jahrbücher 1862, p. 935 ff; Grohmann, Apollo Smintheus, Prag 1862, p. 76 ff und darnach Dümmler in den Grenzboten, Leipzig 1867, I, 343 ff. — Die Sage von Hattos Tod (Grimms Deutsche Sagen N. 242), welche ins Jahr 970 fallen soll, wird zum ersten Mal am Anfang des 14. Jahrhunderts in Siffrids Chronik erwähnt (Majolus, Dies caniculares, Ursellis 1600, p. 268 f.). Der Binger Mäuseturm ist nicht älter als das 13. Jahrhundert. In dem, was die Geschichte von Hatto II weiß, ist kein Zug, an den der Mythus hätte anknüpfen können (Döllinger, Pabstfabeln des Mittelalters, München 1863, p. 36). — Die polnische Sage s. Röpell, Geschichte Polens, Hamburg 1840, I, 74; ausführlich schon bei Seb. Münster, Cosmographey, Basel 1553, p. 1010. — Die Sage vom Wörtsee s. Wolfs Zeitschr. I, 452; Schöppner, Bairisches Sagenbuch II, 441. — Die Sage wurde auch einem Feinde Kaiser Heinrichs IV nacherzählt (s. Vincentius Belvacensis, Speculum historiale, Venetiæ 1591; L. XXV, c. 117). Die von Mäusen ver-

folgte Königstochter im Märchen s. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Göttingen 1856, III, 103.

Die Stadt Straßburg hatte dereinst zwei „Mäustürme"; so hießen zwei Warttürme zu beiden Seiten des Rheins, welche um 1770 abgebrochen wurden (Silbermann, Localgeschichte der Straßburg, 1775, p. 232).

[121] Auch in der oberbairischen Sage vom Mausſee läßt der Burgherr, der arme Leute verbrannt hat und deßhalb von Mäusen verfolgt wird, seine Bettlade an eisernen Ketten aufhängen (Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1855, II, 189).

[122] Seelen in Vogelgestalt s. Grimm, Mythologie 788; Liebrecht, Gervasius, Hannover 1856, p. 115; Pfeiffers Germania I, 421. — Die ermordete weiße Braut als weiße Ente (Grimm, Märchen N. 135). Aehnlich dem Märchen vom Machandelbom ist das von den drei Vügelkens (N. 96). Der todte Bruder als Waldvöglein im Volkslied von der Linde zu Reinsberg s. Mittler, Deutsche Volkslieder, Marburg und Leipzig 1856, N. 309. — Schon im ägyptischen Todtenbuch sind die Seelen der Verstorbenen als Vögel abgebildet. — Die vorislamitischen Araber glaubten, daß die Seelen der Guten in schöne, die der Bösen in häßliche Vögel verwandelt würden (Sprenger, Das Leben und die Lehre des Mohammad, Berlin 1861, I, 358), daß die Seele eines Erschlagenen als Käuzchen sein Grab umflattere, bis er gerächt sei (Devic, Les aventures d'Antar, Paris, I, 293, vergleiche Masudis goldene Wiesen c. 48, Barbier de Meynard et Pavet de Courteille, Maçoudi, les prairies d'or, Paris 1864, III, 309 ff). — Ebenso gelten in Schweden Raben, welche nachts in Waldsümpfen und Mooren schreien, für die Seelen von heimlich Ermordeten (Henderson, Notes on the Folklore, London 1866, p. 94). Auch in einem Märchen der Betschuanen in Südafrica erscheint das „Herz" eines Ermordeten als Vogel (Grimm, Märchen III, 361). — Mohammed selbst gab zu, daß die Seelen der Märtyrer in den Leib grüner Vögel übergehen und als solche aus den Bächen des Paradieses trinken (Julius Braun, Gemälde der mohammedanischen Welt, Leipzig 1870, p. 43; vergl. Hammer, Rosenöl, Stuttg. u. Tübingen 1813, I, 302). In der Dichtersprache der Orientalen heißt die Seele ein Himmelsvogel, der während des Lebens im Käfig

des Leibes eingesperrt ist (Iken und Kosegarten, Touti Nameh, Stuttgart 1822, p. 255; Rosen, Tuti-Nameh, Leipzig 1858, I, p. 266; Eastwick, Anvar-i-Suhaili, Hertford 1854, p. 76; Behrnauer, die vierzig Veziere, Leipzig 1851, p. 229). Die Armenier tödten kein Waldvöglein, weil darin die Seelen der Verstorbenen leben, welche von den Bäumen herab nach ihren Lieben schauen (Haxthausen, Transkaukasia, Leipzig 1856, I, 335). — Die Seelen der christlichen Heiligen fliegen als Tauben davon, z. B. die der h. Eulalia im ältesten romanischen Gedicht: in figure de colomb volat a ciel (Bartsch, Altfranzösische Chrestomathie, Leipzig 1866, p. 6, 5). Die Seelen zweier Mörder fliegen unmittelbar nach der Hinrichtung als weiße Tauben gen Himmel zum Zeichen, daß ihre Reue bei Gott Gnade gefunden (Wolf, Hessische Sagen, Göttingen 1853, p. 96.) Die Seelen der Verdammten dagegen erscheinen in Rabengestalt und klagen mit Menschenstimme (z. B. bei Albericus Trium Fontium, Chronicon, ed. Leibnitz, Lipsiae 1698, a. 1130). Der h. Konrad erlöste zwei Seelen, welche in Vogelgestalt im Strudel des Rheins bei Schloß Laufen umgetrieben wurden (Legenda aurea, ed. Graesse, p. 863). — Wie die Seele des elsäßischen Burgherrn haben die chinesischen Schutzgeister der Familien (fung-hoang) Vogelgestalt (Biot, Recherches sur les moeurs des anciens Chinois, Paris 1844, p. 45).

[123] Ueber Jakob v. Lichtenberg und die schöne Bärbel s. Alsatia 1851, p. 10 ff; Strobel, Geschichte des Elsaßes III, 417. — Photographien der beiden Büsten, welche sich zuletzt in der Straßburger Bibliothek befanden, als Beilage zum Bulletin I. Série, III, 2, 1 ff: Spach, Le comté de Hanau-Lichtenberg.

Die Schwäche gegen das schöne Geschlecht war in der Familie Lichtenberg traditionell. Bekannt ist die Anekdote von Konrad v. Lichtenberg, dem Straßburger Bischof, der die junge Gemahlin Rudolfs v. Habsburg, als er sie aus dem Wagen hob, ohne Weiteres auf die Wange küßte, welche Galanterie vom alten Kaiser übel vermerkt wurde (nach Michael Saxo s. Grandidier, Oeuvres historiques inédites, IV, 51). Eine Vorläuferin der schönen Bärbel war Frau Lise, die Concubine des Grafen Hannemann v. Lichtenberg im 14. Jahrhundert. Als des Aergernisses zu viel wurde, nahmen sie Hannemanns ehelicher Sohn und der Bruder seiner

verschmähten Frau, Emich von Leiningen, gefangen und ließen sie schwören, sich von Hannemann zu trennen. Sie brach aber den Eid und wuste es durchzusetzen, daß der verliebte Graf seine Ehefrau sammt seinen ehelichen Kindern verstieß und nur sie mit ihren unehlichen im Hause behielt. Da drangen Sohn und Schwager in die Burg Lichtenberg, nahmen den Grafen in Gewahrsam und warfen Frau Lise zum Fenster hinaus den Burgfelsen hinab (im Jahre 1352, Königshofen nach Matthias v. Neuenburg s. Chroniken der deutschen Städte IX, 803).

Andere Anekdoten und Sagen von den Herrn v. Lichtenberg, Zauberpossen, wie sie von Dr. Faust erzählt werden, s. Zimmerische Chronik, herausgegeben von Barack, Stuttgart 1869, I, 448 ff.

[124] Nach der Zimmerischen Chronik wurde der Beiname Walthers „von Tübingen" damit erklärt, daß seine Mutter eine Gräfin von Tübingen gewesen sei (Ausg. von Barack, Stuttgart 1869 I, 363). Dieß bestätigt Schmid, Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen, Tüb. 1853, p. 365. 382. — Aus dem Geschlecht der ortenauischen Geroldsecker, das von Walther abstammen soll, war der gewalttätige Bischof Walther von Straßburg (de Gerolzecke-ultra-Renum im Bellum Waltharianum c. 1, Pertz Mon. XVII, 105). Sein Nachfolger Heinrich dagegen gehörte dem elsäßischen Geschlecht an: de Gerolzecke-an-den-Wasichen (Bell. Walth. c. 4), prope Borre (Catalogus episcopor. Argentin. Pertz XVII, 118). — Das Bündniß Oestreichs mit den Städten zum Auszug gegen Schwanau s. Chroniken der deutschen Städte IX, 1037. — Den ältesten Bericht über das castrum in Alsacia dictum Swannow apud Renum situm, und zwar nach der Erzählung von Augenzeugen (audivi a multis qui videbant), gibt Johann von Wintertur (Johannis Vitodurani Chronicon, herausgegeben von Georg v. Wyß, Zürich 1856, p. 100 f). Er sagt über das eigentümliche Bombardement: Insuper, quod est mirabile dictu et a retroactis annis raro vel nunquam auditum, sollerter et callide factum cum machinis sordidum et fetidum excogitarunt, scilicet quod stercora humana de locis vicinis in magna quantitate in carrucis et curribus afferri jubebant et illa per machinas in castrum certatim jecerunt. Per quod tam intolerabilis fetor in castro ebullire coepit, quod ferre ipsum non valentes et suf-

focari pertimescentes desperabant (ib. p. 101). Vom magister machine, der wie ein Wurfstein in die Höhe geschleudert wurde, sagt der Chronist, er sei beim Herabfallen zerplatzt, so daß die Eingeweide herausgequollen seien; übrigens solle er nicht mehr lebend zur Erde gekommen sein (ib.). — Mit Johann von Wintertur stimmt der gleichfalls zeitgenössische Straßburger Chronist Fritsche Closener (um 1360): „sunderlich die von Strosburg furtent olbergrien us der stat in dunnefesselin, die warf man mit eim werke in daz hus und entsufertin ire burnen und alle ire wonunge, daz in gar widerwertig was." Die Wurfmaschine nennt Closener nach dem Geschütz „kwotwerg", vom mittelhochdeutschen quât, kât, kôt. (Chroniken der deutschen Städte VIII, 98 f, siehe daselbst in den Anmerkungen die in der Hauptsache übereinstimmenden Berichte anderer Chronisten). — Ueber den Zehnten des Henkers vergleiche Meier Helmbreht v. 1679. — Königshofen (Chroniken IX, 799) folgt wörtlich dem Closener. Justinger nennt wohl den Berner Werkmeister Burkhart, dem die Stadt Straßburg für seine ausgezeichneten Dienste bei dieser Belagerung einen Jahresgehalt bis an sein Ende bezahlt habe, schweigt jedoch von den „dunnefesselin" (Die Berner Chronik von Conrad Justinger, herausgegeben von Studer, Bern 1870, p. 69 f.); ebenso übergehen die Gesta Bertholdi episcopi Argentinensis die Art und Weise der Belagerung, bestätigen dagegen die Hinrichtungen (Urstisius, Germaniae historicorum illustrium Pars altera, Francofurdi 1585, fol., p. 171). — Auch im Wasselnheimer Krieg (1446—48) warf Meister Graseck von Straßburg mit seiner Schleudermaschine 189 mal Kot und Steine ins Schloß Wasselnheim (nach Specklin bei Friese, Historische Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elsasses, Straßb. 1804, p. 28; Strobel, Gesch. des Elsaßes III, 227). Umgekehrt benützten die Bürger von Neuß im burgundischen Krieg (1474) die stercora humana als Verteidigungsmittel zum äußersten Mißfallen der Belagerer (s. die ergetzliche Erzählung in des Stadt-Secretarius Christianus Wierstraat Reimchronik der Stadt Neuß, herausgegeben von Groote, Köln 1855, p. 76: Wye die Nuysser yr vyant mit stanck van sich dreven).

Das seltsame Wort Olbergrien bei Closener erklärt Scherz: albergrien alias olbergrien, œlbergrien, ulbergrien, ulmergrien —

excrementa humana (Glossarium Germanicum medii aevi, ed. Oberlinus, Argentor. 1781, I, Sp. 26). Der Ausdruck kommt nur in Straßburg vor; schon der Baseler Wurstisen (Mitte des 16. Jahrhunderts) verstand ihn nicht recht und setzte daher statt des Compositum das einfache Grien (Sand), das für sich wenigstens einen Sinn hatte („Deren von Straßburg Werckmeister warff gefülte Tunnen mit grien vnd vnraht in die Vestung", Baßler Chronick, Basel 1580, p. 162). Die rein locale Bedeutung des Wortes erklärt sich übrigens leicht: Albergrien, Olbergrien hieß ein alter Straßburger Stadtgraben, welcher als Cloake diente, Albergrün in einem Hausbrief von 1424, Olbergrün in einem solchen von 1480 (Silbermann, Localgeschichte der Stadt Straßburg, 1775, p. 33; Scherz, Glossar I, 26); ein orthus einsitent neben W. Twingers erben, stosset hinden uf olbergrien, 1421 (Scherz, Glossar II, 1160). Der Graben mündete in der Nähe der Schindbrücke in die Breusch (Verordnung von 1477: bei der Schindbrücke an dem Gräbel, da der Olbergrün herausgehet, Silbermann p. 171) und hieß später Ulmergraben (Scherz I, 26. II, 1813) mit Beziehung auf ulmen faulen, ulmig, ulmerig faul. Die älteste Form ist albergrien Pappelsand (alber Pappel, grien Sand) und bezeichnete ohne Zweifel das Grundstück, auf welchem jener Stadtgraben angelegt wurde; der Name gieng sodann auf den Stadtgraben selbst und endlich auf dessen Inhalt über.

Ortsbezeichnungen mit grien waren in Straßburg nicht selten: Das Testament des langen Ellenhard von 1302 erwähnt ein Haus dictum zuo dem griene (Mones Zeitschrift V, 329).

Die treffliche Schrift über die Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter (Straßb. 1871), welche mir während des Druckes zukam, stimmt im Wesentlichen mit meiner Erklärung überein; man sehe die bestätigenden und ergänzenden Belege p. 37. 151 f. Albergrien war ursprünglich ein Ort außerhalb der Mauern wie das Finkweiler, Finkenweiler 1224, ursprünglich ein finkenreiches Gehöfte vor der Stadt bedeutete (eb. 61).

[125] Ganz ähnlich ist die Sage von der Frau des Raubritters Graf Berthold von Nidda (Grimms Deutsche Sagen N. 573) und von der Burgfrau zu Thengen im Hegau (Schnezler, Badisches Sagenbuch, Karlsruhe 1846, I, 108). Eine jüdische Frau, welcher

ihr Mann bei der Ehescheidung zugesteht, das Liebste, was sie habe, aus seinem Haus mitzunehmen, läßt, als er betrunken schläft, ihn selber in ihr Haus tragen (Krafft, Jüdische Sagen und Dichtungen, Ansbach 1839, p. 120). Ueber die Weiber von Weinsberg (Grimms Deutsche Sagen N. 493) und ähnliche Sagen s. Menzels Literaturblatt 1865, N. 90; Maßmann, Kaiserchronik III, 1110 f; Götzinger, Deutsche Dichter erläutert, Leipzig 1857, I, 204 ff; Rochholz, Schweizersagen von der Weibertreue in Pfeiffers Germania XIII, 311; Wolf, Niderländische Sagen N. 543; Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck, N. 114; Zingerle, Tirolische Sagen p. 395 u. s. w.

[126] Stöber, Sagen p. 107. — Die Abbildung der einst in malerischer Einsamkeit gelegenen Klosterruine s. bei Golbéry, Haut-Rhin 21. — Die verwandte Sage von Rolandseck und Nonnenwört s. Aloys Schreiber, Sagen aus den Gegenden des Rheins, Heidelberg 1829, I, 44; Simrock, Rheinland, Leipzig 1847. p. 23. 322. — Schillers Ritter Toggenburg s. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert, Leipzig 1857, I, 322; Viehoff, Schillers Gedichte erläutert, Stuttgart 1859, III, 82 ff.

[127] Die berühmte astronomische Uhr wurde nach dem Plan des Mathematikers Dasypodius von den Brüdern Habrecht aus Schaffhausen 1571—74 ausgeführt. Isaak Habrecht wurde darauf zum Stadt- und Münsteruhrmacher ernannt, welches Amt in seiner Familie erblich blieb bis zu deren Erlöschen im Jahr 1732. Vergleiche Edel, die astronomische Münsteruhr in Straßburg 1843. Fischarts Gedicht s. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Nürnberg 1867, Sp. 375. Ueber die Fabel s. Grandidier, Essais sur l'église cathedrale de Strasb. 286. Schadäus in seinem Münsterbüchlein weiß noch nichts davon. Zuerst sollte sie nur erklären, warum die am Uhrgehäuse angebrachten Löwen nicht mehr brüllten; dieselben haben aber nie gebrüllt (Edel a. a. O. 24); dann, warum der Hahn nicht mehr krähe u. s. w. (Stöber, Sagen 512). — Was Copernicus betrifft, so wurde die Uhr erst 27 Jahre nach seinem Tode begonnen; er selber war nie in Straßburg. Ueber sein Portrait schreibt Dasypodius: „Nach diesem auf dem understen ist des herrlichen und gelehrten Mathematici Nic. Copernici wahrhafftiges Abconterfet, so mir aus Dantzig durch den Ehrenvesten

und Hochgelehrten Herrn Doctor Tidemann Gyße zugekommen, und aus dem Original auff das fleißigst und schärffest durch Tobiam Stimmer abgemahlet worden, welche Gemähld wir zu einer sondern Gedächtnuß hieher haben setzen wollen, dann keines ist, das nicht seine Bedeutung und Anzeigung hätte" (Cunradi Dasypodii Mathemathici Wahrhafftige Außlegung des Astronomischen Straßburgischen Vhrwercks in Schilters Königshofen p. 589). Die Uhr zählte mit dem Münsterturm zu den sieben Wundern Deutschlands. Die übrigen fünf waren: der Kölner Chor, die Ulmer Orgel, die Frankfurter Messe, die Nürnberger Industrie und die Augsburger Baukunst (Piton, Strasbourg illustré, Str. 1855, I, 336).

[128] Die Predigtmärlein vom verzückten Mönch teilen sich in zwei Gruppen: in der einen zweifelt er an der Zeitlosigkeit Gottes; in der andern bittet er Gott, ihm eine Probe der himmlischen Seligkeit zu offenbaren. Die Stelle, welche den Zweifler beunruhigt, ist der vierte Vers des 90. Psalms, auf welchen sich der zweite Brief Petri (3, 8) bezieht: Dieß eine aber bleibe euch nicht verborgen, Geliebte, daß Ein Tag beim Herrn wie tausend Jahre und tausend Jahre wie Ein Tag sind. — Von den Rabbinen wurde dieß buchstäblich verstanden, und Mohammed, wenn er zu näherer Angabe der Zeit des Gerichtstages gedrängt wurde, berief sich auf den jüdischen Satz, z. B. Koran 22, 46: denn ein Tag bei Deinem Herrn ist gleich tausend Jahren von dem, was ihr zählet (Geiger, Was hat Mohammed aus dem Judentume aufgenommen? Bonn 1833, p. 78).

Am weitesten greift die niderländische Sage zurück, welche einen Mönch des Klosters Affligem zwischen Gent und Brüssel im 8. Jahrhundert einem singenden Vöglein folgen und zu Ende des 11. Jahrhunderts unter Abt Fulgentius zurückkehren läßt (Wolf, Niderländische Sagen, Leipzig 1843, N. 148; Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen, Berlin 1851, p. 543. Das Kloster wurde übrigens erst im Jahr 1083 gestiftet, s. Chronicon Affligemense bei Pertz, Mon. XI, 408). An eine historische Person knüpft sich die niderrheinische Sage vom h. Erpho, dem ersten Abt des vom heiligen Anno, Erzbischof von Köln (1056—75), gestifteten Klosters Siegburg bei Bonn. Er fiel eines Tags in Zweifel über die Stelle des Psalms und gieng in tiefen Gedanken

durch den Klostergarten in den nahen Wald; da weckte ihn ein Waldvöglein mit wunderlieblichem Gesang aus seinen Betrachtungen. Es hatte Taubengestalt; aber Regenbogenglanz lag auf seinem Gefieder. Vor ihm her flatternd lockte es ihn über eine Viertelstunde weit in den Wald hinein. Da hörte er die Glocke zur Abendandacht läuten und kehrte heim; aber das Kloster war doppelt so groß; er sah kein einziges bekanntes Gesicht; selbst die Sprache der Grüßenden schien ihm fremd. Es waren, seit er das Kloster verlassen, 300 Jahre vergangen. Da kniete er nider in der Kirche, und sein Geist schwand im Gebet dahin. So erzählt die heutige Volkssage (Montanus, Die Vorzeit der Länder Cleve &c. &c. Elberfeld 1870, I, 178). Ganz ähnlich, nur ohne alle zeitliche und örtliche Localisierung lautet die Sage im Speculum exemplorum (Argentinae 1487, fol., Distinctio IX, c. 65), das sich auf ein früheres Exempelbuch beruft; ebenso in Paulis Schimpf und Ernst vom Jahr 1519 (c. 562, Ausgabe von Oesterley, Stuttgart 1866, p. 320 und Nachweise p. 537).

Zahlreicher sind die Beispiele der andern Gruppe. Das älteste finde ich im Promptuarium exemplorum des Martinus Polonus vom Anfang des 13. Jahrhunderts: Quidam religiosus rogavit deum, ut ostenderet ei minimum gaudium paradisi, et statim parva avicula cepit cantare mirabiliter coram eo, et cum vellet eam capere secutus est eam usque in ortum abbatie et auscultando eam stetit sub arbore CCCLXV annis et tunc audiens campanam properavit ad portam et videns totam abbatiam mutatam vix permissus est intrare, quia non poterat cognosci ab aliquo fratre, et cum omnes de illo et ille de omnibus miraretur, quesivit abbas ab illo quid fecisset et quo abisset et quis erat abbas et prior quando exivit, et allatis cronicis invenerunt tot annos transisse a tempore illo et ille dixit, quod non putabat ultra unam horam fuisse in orto (Sermones Martini ordinis prædicatorum de tempore et de sanctis. Argentinae 1484, fol., Promptuar. c. 16 de gloria eterna). Diese Erzählung widerholt sich mit geringfügigen Abweichungen in den Predigtsammlungen des 14. und 15. Jahrhunderts, bei Bromyard (Summa praedicantium, Venetiis 1586, I fol. 313b; Gaudium c. I, 15): Der singende Vogel ist ein

Engel, der Mönch lauscht ihm im Garten 300 Jahre; bei Herolt (Sermones discipuli de tempore per circulum anni, Schluß der Predigt LXXXIV): Das Vöglein ist ein Engel; der Mönch findet bei der Rückkehr die alte Klosterpforte vermauert und das Tor an einer andern Seite; es sind 340 Jahre verflossen; bei Bernardin de Bustis (Secunda Pars Rosarii, Hagenaw, 1503, Sermo XVIII, c. p; fol. CLXIIII); des Vogels Gefieder schillert in allen Farben, besonders in Gold; bei Pelbart (Pomerium, Dominica III post Pascha, Sermo XX, c. Y, o. O. 1511).

Zwischen beiden Gruppen steht das mittelhochdeutsche Gedicht von Fêlix im paradîse aus dem 13. Jahrhundert:

In einem grâwen lebene (einem Cistercienserkloster)
ein heiliger münch was,
der gerne von got las
swaz er geschriben vant,
der was Fêlix genant.

Eines Morgens nach Primzeit gieng er aus dem Kloster und las in einem Buch, daß die himmlische Freude ewig währe; das deuchte ihn unmöglich zu begreifen. Da sandte Gott vom Himmelreich ein kleines Vögelein; das war weiß wie Schnee und sang so süß, daß er sein Buch zuschlug und voll Entzücken lauschte. Gern hätte er es gefangen; aber es floh vor ihm her. Allzufrühe entflog es und ließ ihn in Sehnsucht zurück. Da klang eine Glocke zum Mittag, und er kehrte in sein Kloster zurück. Aber der Pförtner wollte nichts von ihm wissen; der Abt kam und die ältesten Brüder; doch keiner kannte ihn. Im Krankenhaus aber lag ein alter Mönch, der hundert Jahr im Kloster gelebt hatte; der erinnerte sich, daß in seiner Novizenzeit ein Bruder Felix aus dem Kloster verschwunden sei; es waren gerade 100 Jahre. (Nach einer Gothaer Handschrift gedruckt in den Altdeutschen Wäldern der Brüder Grimm, Cassel 1813, II, 70 ff; nach einer Heidelberger und einer Coloczaer Handschrift im Gesammtabenteuer von der Hagens, Stuttgart und Tübingen 1850, III, 613, 701 ff).

Beide Fragen über die Psalmstelle und die Ewigkeit der Himmelsfreuden vereinigt das Straßburger Predigtmärlein aus dem 15. Jahrhundert: Es wunderte einen münich in einem orden, wie es möhte sîn, wie in deme himelrîche êwige fröide

möhte sîn ône vertriesen und wie ein tag ûf ertrîche lenger wêre denne tûsent jôre in himelrîch, alse Dâvît selber sprichet. Nuo solte er eines tages messe singen zuo chôre, dô gedôhte er: »nuo gang vor ûz disem clôster in daz hölzelîn, unze men zuo messen würt liutende und sprich alsô dîn gebet.« Ein fögelîn daz wart von gnôden göttelîcher süessekeit dar gesant und daz sang alsô wole, alse wêre ez aller fogel gesang und getoene ûsser deme paradîse, unde deme gesange hôrte der münich zuo in dem walde in woluste und in grôsser fröiden und wunnen zwei hundert jôre, und dar nôch floug der fogel enweg und wart men ouch eine glocke liutende. Er gedôhte: »daz ist zuo der messe geliutet, gang heim.« Er ging wider zuo dem clôster, er wart küme enpfangen, wenne in bekante dô nieman und er enbekante ouch nieman und er enwuste nit, wie ez gefarn was. Men suochete in dem sêlebuoche und vant sînen namen dar an und rechetent, daz es zweihundert jôr was, daz man in verlôr und ouch nieman enwuste, war er bekomen wêre (Pfeiffer, Germania III, 431).

Das Märlein citiert Fischart (Ehezuchtbüchlein, Scheibles Kloster, 39, Zelle, p. 472) und Abraham a Sancta Clara (Abrahamische Lauber-Hütt, Wien und Nürnberg 1721, 4°, I, 457), in polemischer Weise Bebel, dem es allerdings in einer höchst ungeschickten Fassung vorlag (Facetiae Bebelianae, l. III, De mendacio cujusdam fratris concionatoris) und Rauscher (Hundert außerwelte Papistische Lügen, Regenspurg 1553, Die 47. bäpstlich Lüg).

Von unvermerktem Hinschwinden der Zeit in den Wohnsitzen heidnischer Götterwesen, bei den Unterirdischen, den Elben und Feen wissen germanische wie keltische und romanische Völker. Herla, ein König der ältesten Briten, lebte in freundnachbarlichem Verkehr mit dem König der Zwerge und lud ihn zu seiner Hochzeit. Dafür muste er auch zur Hochzeit des Zwergkönigs kommen, welche in einer lampenhellen Felshöhle gefeiert wurde. Er blieb drei Tage dort; als er aber reich beschenkt aus dem Berg zurückkehrte, waren auf Erden unterdessen 200 Jahre verflossen (Wright, Gualteri Mapes de nugis curialium, London 1850, p. 14).

In der Nacht, da der berühmte Held Ogier der Däne geboren wurde, kamen sechs schöne Feen und verliehen ihm ihre

Gaben; die eine bestimmte ihm, daß er der kühnste Ritter sein, die zweite, daß es ihm nie an Kampf und Krieg fehlen, die dritte, daß er nie besiegt werden, die vierte, daß er sein Leben lang schön und anmutig bleiben, die fünfte, daß er in der Liebe immer glücklich sein solle. Die sechste aber, welche Morgue (Fee Morgane) hieß, verkündete, daß er einst ihr Geliebter werden und mit ihr in Avalon, im schönsten Schloß der Erde, wohnen solle. Wirklich fand der Held nach hundertjährigen Abenteuern auf dem Magnetberg, wohin er auf der Rückfahrt aus Babilon verschlagen wurde, die wunderschöne weiße Frau. Sie steckte ihm einen Ring an, wodurch er wider die Jugendkraft eines Dreißigjährigen bekam, und führte ihn auf ihr Schloß Avalon, wo er die glänzendste Gesellschaft fand, darunter ihren Bruder König Artus und Oberon. Reich geschmückte Feen empfiengen ihn mit Tanz und süßem Gesang, und die Geliebte setzte ihm eine kostbare Zauberkrone aufs Haupt, welche ihrem Träger allen Kummer und Schmerz und alle Erinnerung an Heimat und Verwandte benahm. In seligem Vergessen schwanden ihm die Jahre (si passoit temps en telle manière que ung an ne luy ennuyoit pas ung mois); als ihm aber die Fee eines Tags die Krone vom Haupt nahm, da erwachte ihm die Erinnerung an seinen König Karl den Großen, an sein Weib, Frau Clarice von England, und an seine ritterlichen Freunde, und aus Sehnsucht nach ihnen bat er die Geliebte um Urlaub. Aber lachend fragte ihn die Fee: „Was wollt Ihr in Frankreich? Wie viel Jahre glaubt Ihr hier gewesen zu sein?“ — „Wohl zwanzig“, antwortete Ogier. — „Ihr täuscht Euch, mein Freund, es sind mehr als 200 Jahre: vom Geschlechte Karls lebt keiner mehr und keiner von Euren Bekannten.“ — Sie führte ihn in einer Wolke nach Frankreich; da hörte er denn, daß statt Karls des Großen Hugo Capet regiere und alle seine Freunde seit 200 Jahren todt seien. So erzählt der altfranzösische Prosaroman: Ogier le Dannoys duc de Dannemarche, qui fut l'ung des Douze pers de France, Paris 1525, 4°. (ohne Seitenzählung).

Der sagenhafte schottische Sänger Thomas von Erceldoun lag einst unter dem Eldynbaum, da kam die Königin von Elfenland und koste mit ihm. Aber in seinen Armen verwelkte ihr Jugend und Schönheit. Darum nahm sie ihn mit in ihr Land, wo sie so-

fort wider in ihren früheren Reizen erblühte. Als sie ihn später zur Rückkehr mahnte, bat er: „Laß mich bleiben! Ich bin ja erst drei Tage da.“ Sie aber erwiderte: „Drei Jahre sind es, und du kannst nicht länger hier sein“ (Walter Scott, Minstrelsy of the Scottish Border, Edinburgh 1806, III, 184).

Eine interessante Variante zur Herlasage findet sich in Korners niderdeutscher Chronica novella (um 1425): Ein junger Graf Loringus von Benemontis begegnete im Jahr 834 auf dem Weg zu seiner Hochzeit einem ehrwürdigen Greis mit weißem Bart und in schneeweißen Gewanden auf einem schönen weißen Maultier. Er nahm ihn zum Feste mit, wo die Gäste über der wunderheitern Lieblichkeit seiner Rede alle Speise vergaßen. Vergebens suchten sie ihn nach dem Mahle zurückzuhalten und geleiteten den Scheidenden mit feuchten Augen. An der Stelle, wo er ihm begegnet war, nahm der Alte den Bräutigam bei Seite und sprach: „Morgen früh, wann Du von Deiner Braut aufstehst, bei der Du diese Nacht um meinetwillen in keuscher Reinheit ruhen sollst, wirst Du hier dieses Maultier finden; das wird Dich an die Stätte bringen, wo Du bei meinem Feste sein sollst, wie ich bei Deinem war.“ Der Jüngling sagte zu und ritt am andern Morgen auf dem Maultier über eine wonnigliche Wiese vor eine goldene Stadt mit Dächern von Edelsteinen. Der ehrwürdige Vater empfieng ihn gütlich und führte ihn durch die köstliche Stadt. Da war solche Lustbarkeit von Mann und Weib, von Schalmeien, Posaunen und Saitenspiel und manichfaltigen Vögeln, daß seine Ohren vor Freuden betäubt wurden und er Alles vergaß, was er hinter sich gelassen. Der Greis mahnte ihn zur Heimkehr. „Lieber Vater“, sprach er, „laß mich noch eine Weile bei Dir sein! Es ist ja kaum eine Stunde, daß ich herkam.“ Aber der Alte drängte in gütigem Ernst, und Loringus ritt zurück nach der Stelle, wo ihn seine Knechte erwarten sollten. Da standen viele große Bäume, welche er zuvor nicht gesehen hatte, und an der Stelle seines väterlichen Schlosses lag ein Kloster mit einem kleinen Kirchturm. Er glaubte fehlgeritten zu sein und klopfte am Klostertor, um zu fragen, wo er wäre. Dort hörte er vom Abt, daß ein Graf Theobald vor 346 Jahren das Kloster gestiftet habe für sein und seines Sohnes Loringus Seelenheil, der am Morgen nach seiner Brautnacht spurlos verschwunden sei. Da begann der junge

Ritter seine Geschichte zu erzählen, und der Abt lud alle benachbarten Bischöfe und Aebte ein dieses großen Wunders wegen. Loringus saß müßig an der Tafel der Prälaten: ihn lüstete weder nach Speise noch Trank; nur auf des Abtes dringendes Bitten nahm er einen Bissen in den Mund. Aber im selben Augenblick schwanden ihm die Jugendkräfte; sein Haupt ward grau, sein Bart schneeweiß und lang bis zum Gürtel, und der Abt hatte kaum noch Zeit, ihm das Sacrament zu reichen, so rasch welkte und starb er dahin (Pfeiffers Germania IX, 265 ff).

Auf solchen Sagen beruhen Aussprüche alter Dichtungen, wie die Worte Rüdigers von Bechelaren in Kriemhilds Rosengarten zu Worms:

Dô sprach der marcgrâve, der edel fürste rîch:
ir hânt ûf dirre erden ein rîchez himelrîch.
möhte ich darinne verbliben, daz ich gesprechen mag,
sô wære mir ein ganzez jâr reht als ein eineger tag.
W. Grimm, Rôsengarte v. 995.

und die Stelle in einem der Tanhäuserlieder:

Sie fiengen an ein längen tanz,
ein jar war inen ein stundi
(Uhlands Volkslieder, Stuttg. 1844, p. 770.)

An Loringus erinnert das legendenhafte Volkslied von der Tochter des Commandanten von Großwardein: Am Morgen ihrer erzwungenen Hochzeit wird sie von Jesus, ihrem Himmelsbräutigam, in seinen Garten geführt. Als sie heimkehrt, sind 120 Jahre um.

Die Jungfrau war so schön und klar,
Als wenn sie wäre fünfzehn Jahr. — —
Man trug der Jungfrau vor viel Speis,
Im Augenblick ward sie schneeweiß.

Sie verlangt das Sacrament und stirbt (Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn, Heidelberg 1806, I, 64; Variante bei Pröhle, Weltliche und geistliche Volkslieder, Stuttg. 1863, p. 225, vergl. 309; das wendische Volkslied in der Oberlausitz ist aus dem Deutschen übersetzt, s. Leop. Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden, Grimma 1841, I, 209).

Nach lebendiger deutscher Volkssage gieng einst ein armes Brautpaar hinauf zu der Prinzessin im Kyffhäuser und wurde von ihr zur Hochzeit reichlich beschenkt; als es aber aus dem Berg zurückkam, waren 200 Jahre vergangen (Witzschel, Türingische Sagen 265). Ein Schäfer kam in den Berg von Wettenburg am Main und fand dort einen schönen Garten, wo er seiner Meinung nach sieben Tage verweilte; es waren aber sieben Jahre, und als er heimkehrte, wollte seine Frau eben Hochzeit machen (Baader, Volkssagen aus Baden, N. 405). So bleibt ein Mädchen eine Nacht im Florianberg in Mähren; wie sie am Morgen herauskommt, ist ein Jahr vorbei (Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volks in Oesterreich 1859, p. 137). Ein Dienstmädchen, das von den Wichtelmännern zu Gevatter geladen wird, geht zu ihnen in den Berg; als das Tauffest vorüber ist, sind sieben Jahre verronnen (Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Göttingen 1857, I, p. 207). Auch auf dem Glasberg im Märchen vergeht ein Jahr wie ein Tag (eb. II, p. 434). Die drei verschütteten Bergleute im Kuttenberg arbeiten weiter sieben Jahre lang, die ihnen wie ein Tag vorkommen (s. Grimm, Deutsche Sagen N. 1).

Die schwedischen Mädchen fürchten die Elfen (älfwor) besonders an ihrem Hochzeitstag; da wurde schon mancher schöne Bräutigam verzaubert wie in folgender Sage: Die Braut saß von ihren Brautjungfern umgeben und harrte des Bräutigams. Der sattelte seinen grauen Paßgänger und sprengte aus dem Hofe seiner Mutter in ritterlichem Gewand, den Habicht auf der Schulter. Aber im Walde lauerten die Elfenfrauen auf ihn, und am Elfenhügel vernahm er wunderbare Musik; die schönsten Elfenmädchen führten einen lockenden Ringtanz auf, und hervortrat Elfkönigs Tochter, schöner als sie alle, wie es im Liede heißt: Die Elfenbraut reckt aus die schneeweiße Hand: „Komm, komm, junger Knab, und tritt tanzen mit mir!“

Älfbruden räcker snöhwitan hand ifrån sig:
„Kom, kom, ungerswen, och tråd dansen med mig!“

Berührt er aber ihre bezaubernde Hand, so führt sie ihn ins Elfenland; dort tanzt er in ihrem Arm durch wunderschöne Säle und

Blumengärten unter Rosen und Liljen. Endlich denkt er an seine sorgende Braut und bittet die Elfen, ihn zu entlassen. Aber obgleich er nur eine Stunde im Rosenwalde verbracht zu haben meint, er ist 40 Jahre von Hause ferne gewesen. Niemand kennt ihn mehr; wenige alte Leute erinnern sich an sein Verschwinden; seine Braut aber ist längst vor Gram gestorben (Afzelius, Swenska Folkets Sago-Häfder, Stockholm 1844, II, p. 156 f). Die Verzauberung dauert auch sonst in schwedischen Sagen 40 Jahre: so wird ein junger Bauer, der Abends seine Rosse sucht, in den Berg entrückt (bergtagen); dort findet er weite reichgeschmückte Säle und schaut dem muntern Spiel der Bergritter zu, welche mit ihm Wein und Met aus goldenem Becher trinken. Als er nach einigen Stunden heimkehrt, sind all seine Freunde und Angehörigen todt, und sein Eigentum ist im Besitz eines unbekannten Verwandten; denn er ist 40 Jahre im Berge gewesen (ebenda V, 49; Liebrecht, Gervasius p. 89).

Ebenso verbrachten zwei schottische Geiger im Berg bei den Unterirdischen von Tomnafurich eine lustige Fastnacht: es waren 100 Jahre. Als sie in die Kirche giengen, zerfielen sie beim ersten Wort des Predigers in Staub (Grimm, Irische Elfenmärchen, Leipzig 1826, p. XXIV). — Ein Ziegenhirt von Pregossi in Wälschtirol sah seine Heerde eines Tages unter einem Stein verschwinden; er folgte ihr und kam in einen wunderschönen Garten voll Blumenduft. Dort wohnten viele schöne Fräulein, Eguane geheißen; die luden ihn zum Essen und bestellten ihn zu ihrem Gärtner. Doch nach einigen Wochen schon trieb ihn das Heimweh nach Hause. Da war aber Alles verändert, und er kannte niemand mehr. Endlich kam eine Alte und sprach: „Aber wo bist du doch gewesen? Ich suche dich ja schon seit 200 Jahren.“ Sie nahm ihn bei der Hand, und er fiel todt zu Boden: denn die Alte war la Morte (Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol, Innsbruck 1867, p. 217). — Nach dem altfranzösischen Roman vom heiligen Gral schwinden dem Joseph von Arimathia die 42 Jahre, welche er ohne Nahrung im Kerker verbringt, im Anblick der mit dem Blute des Herrn erfüllten Abendmahlsschüssel wie zwei Tage (San-Marte, Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach, Magdeburg 1836, II, 409).

Nach indischer Lehre umfaßt ein Tag und eine Nacht Brah-

mas ein ganzes Kalpa (Foucaux, Le Mahabharata, Paris 1862, p. 241). Um aber zu veranschaulichen, was ein Kalpa sei, brauchen die Buddhisten folgendes Bild: Wenn man einen Felsen von sechzehn Meilen in Höhe, Breite und Länge alle hundert Jahre einmal mit dem feinsten Gewebe von Benares flüchtig berührte, so würde der Fels durch diese fast unmerkliche Reibung eher auf die Größe eines Mangokerns zusammengeschwunden sein, als ein Asankhya, d. i. der vierte Teil eines Kalpa, verflossen wäre (Köppen, Religion des Buddha, Berlin 1857, I, 267. Vergleiche das Bild der Ewigkeit in deutschen Märchen und Kirchenliedern, Köhler in Pfeiffers Germania VIII, 305). Neben diesen schwindelnden Maßen erscheinen andere Schätzungen bescheiden, welche den Tag Brahmas auf nur 432 Millionen Jahre berechnen (Kalee Krishen, Neeti Sunkhulun, Serampore 1831, p. 82). — Einst gieng der Fürst Raiwata mit seiner Tochter auf dem Weg, den nur die Frommen finden, in Brahmas Reich, um sich wegen ihrer Vermählung von dem Gotte Rat zu erbitten. Als er in den Thronsaal trat, sangen eben die himmlischen Sänger ein Lied. Raiwata wartete, bis es zu Ende war, und trug dann Brahma seine Bitte vor. Dieser fragte ihn nach den Freiern seiner Tochter; doch als der König ihre Namen nannte, erwiderte Brahma lächelnd: „Alle, die du eben nanntest, leben längst nicht mehr; selbst ihre Enkelsöhne, ja die Enkel dieser ruhn im Grabe. Zwanzig Menschenalter sind verschwunden, während du dem Liede meiner Sänger lauschtest" (Schack, Stimmen vom Ganges, Berlin 1857, p. 145 ff. aus dem Wischnu-Purana s. The Vishnu-Purana, translated by Wilson, London 1840, 4., p. 355). Auch unter den Küssen himmlischer Frauen schwinden dem Sterblichen die Jahre wie Minuten. Zu dem mächtigen Büßer Kandu sandte Indra, um ihn zu Falle zu bringen, die schöne Apsarase Pramlotscha, und er verschwelgte mit ihr über 900 Jahre wie einen Tag (Aus dem Brahma-Purana bei Höfer, Indische Gedichte, Leipzig 1844, I, 45 ff; vergl. A. W. v. Schlegel, Indische Bibliothek, Bonn 1823, I, 257; Journal Asiatique I, 3). Dieselbe List des Götterfürsten stört die Buße des gewaltigsten aller Asketen, des Königs Wiswamitra. Zu ihm führt der Liebesgott die reizendste der Huldgöttinnen Menaka. Duftende Winde vom Wald her wehen ihr das Gewand ab, und

der bezauberte Büßer kost mit ihr lange ungemessene Zeit wie einen Tag. Die Frucht ihrer Umarmungen ist Sakuntala, das Pflegekind der Waldvöglein und der Dichter (E. Meier, Sakuntala, Stuttgart 1852, p. 175; Râmâyana, Adikânda, Sarga 65, in der Uebersetzung von Parisot, Paris 1852, I, 275).

Auch die Chinesen wissen Aehnliches von ihrer Feen- und Dämonenwelt zu erzählen. Unter der Regierung von Ming-ti aus der Dynastie der Han (58—75 nach Chr.) giengen einst zwei Jünglinge Liö-schin und Yüen-tschao auf einen Berg, um Heilkräuter zu sammeln. Als ihre Lebensmittel erschöpft waren, aßen sie Früchte eines reichbeladenen Pfirsichbaums und fühlten darauf ihren Leib wunderbar leicht. Zugleich sahen sie zwei junge Frauen von göttlicher Schönheit vor sich, welche lachend riefen: „Unsere Freier Liö und Yüen sind gekommen!“ Die Jünglinge vermählten sich mit den Göttinnen und lebten mit ihnen in einer Grotte. Doch endlich verlangten sie die Heimat widerzusehen, und man führte sie mit Musik aus der Höhle. Als sie aber in ihr Dorf kamen, erkannten sie, daß seitdem sieben Generationen vergangen waren. Da wollten sie zu ihren Frauen zurückkehren, fanden jedoch den Weg zum Berge nicht mehr (Stanislas Julien, Yu-Kiao-Li, les deux cousines, roman chinois, Paris 1864, I, 311; II, 171). Dieses Märchen wurde von dem Dichter Wang-tsö-yi im 14. Jahrhundert als Drama behandelt: Da ist es ein Gott, der in Gestalt eines Holzhackers die Freunde in die Grotte der Pfirsichbäume geleitet, wo die Königin des Westens (Si-wang-mu) mit ihren Göttinnen Hof hält. Getränkt und gespeist mit unsterblicher Nahrung, entzückt von der Musik und dem süßen Gesang der Himmlischen vergessen die Freunde der Weisheit und versinken in Wollust. Jeder vereint sich mit einer jugendlichen Göttin, und so schwelgen sie ein Jahr lang, bis ihnen das Heimweh erwacht. Aber sie finden bei der Rückkehr Alles verändert; die Fichten, welche Liö selbst gepflanzt hat, sind hohe Bäume geworden. Besitzer seines Hauses ist sein Enkel; denn seit seinem Verschwinden sind 100 Jahre verflogen. Heimatlos in der Heimat ziehen die Einsamen wider von dannen, begegnen wider dem geleitenden Gott, und das Stück schließt mit ihrer Apotheose (Bazin, Journal Asiatique, 1851, XVIII, 518 ff). — In einem andern chinesischen

Märchen wird erzählt, daß ein Holzhacker auf einem Berge zwei schachspielenden Feen zuschaute; als ihr Spiel zu Ende war, sah er den Stiel seiner Axt ganz verfault und hörte bei seiner Heimkehr, daß er sieben Jahre fortgewesen sei (Gützlaff in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XVI, 645; vergl. die andere Version im Journal Asiatique, VI, 162).

Wie die bisherigen Sagen die Nichtigkeit menschlichen Zeitmaßes in göttlichen Dingen dadurch zu veranschaulichen suchen, daß sie in einem göttlichen Augenblick viele menschliche Jahre verschwinden lassen, so legt umgekehrt eine arabische Dichtung die Fülle göttlicher Jahrtausende in einen irdischen Augenblick. Das Prunkstück mohammedanischer Legende, die göttliche Comödie des Islam, Mir'âdsch (Himmelfahrt, eigentlich Stufensteigung) betitelt, erzählt, wie Mohammed in stiller Nacht vom Engel Gabriel geweckt und auf dem Borak, dem Prophetenroß mit Menschenantlitz und Adlerflügeln, entführt wurde; auf dem Sinai, wo Musa (Moses) das Gesetz erhalten, und in Bethlehem, wo Isa (Jesus) geboren worden, wurde Halt gemacht zum Gebet; dann gieng es weiter im Flug, rechts und links rufende Stimmen, an lockenden Weiberreizen vorbei, unter Donnergepolter vom Höllenabgrund herauf — nach dem Tempel von Jerusalem. Dort vom Steine Jakobs aus trug ihn der Engel selber die Himmelsleiter hinauf durch alle sieben Himmel, deren jeder vom andern einen Weg von 500 Jahren entfernt ist; hier begrüßte Mohammed seine Vorgänger Adam, Idris (Enoch), Ibrahim (Abraham), Musa, Harun (Aaron), Jusuf (Joseph), Jahja (Johannes) und Isa, sprach mit den verschiedenen Engelfürsten, besonders mit Asrael dem Todesengel, der die Menschen als Blätter vom Lebensbaume abpflückt, tat dazwischen hinein einen Blick in die Räume der Hölle, machte mit den Engeln einen siebenmaligen Umgang um das Haus Mamur, die himmlische Kaaba, drang in die allerheiligsten Himmelsgebiete jenseits des Lotos der Grenze vor, wo ihm selbst Gabriel nicht folgen durfte, über weite Lichtoceane bis zum Wohnsitz Allahs. 70000 Engel geleiteten ihn durch 70000 Vorhänge von Edelstein, 70000 von Finsterniß, 70000 von Feuer, 70000 von Schnee, 70000 von Wasser, 70000 von Luft, 70000 von wüstem Chaos, dann durch die Schleier der Schönheit, der Vollkommenheit, der Allmacht, der

Unvergleichlichkeit, der Trennung, der Unendlichkeit und der Einheit; jeder Vorhang hatte eine Dichtigkeit von 500 Wegjahren und war vom andern 500 Wegjahre entfernt; zuletzt hinter all dem in strahlendem Weiß, in unendlicher heiliger Stille, unter Millionen stumm und regungslos anbetender Engel thronte der Herr. Mohammed näherte sich ihm bis auf zwei Bogenlängen (Koran 53, 9) und sah, was keine Menschenseele fassen, keine Menschenzunge beschreiben kann; an den leiblichen Augen geblendet schaute er Allah mit den Augen des Herzens. Dann folgte eine lange Unterredung mit Gott über die Lehren und Gebote des Islam. Der Prophet gieng und kam wider und handelte mit dem Herrn als echter Semite — wie Abraham um die Gerechten von Sodom — um die vorgeschriebene Zahl der täglichen Gebete. Dann führte ihn Gabriel durch das Paradies, das für sein Volk bereitet war, kehrte mit ihm durch die sieben Himmel zurück und zeigte ihm Alles, was auf Erden war. Endlich bestieg er am Tempel von Jerusalem den Borak wider, der ihn im Fluge nach Mekka trug. Und das Alles geschah in so kurzer Zeit, daß der Prophet bei seiner Rückkehr sein Bett noch warm fand, ja daß ein Wassertopf, für die heiligen Abwaschungen bestimmt, der bei seiner Entführung umgestürzt worden, noch nicht ausgeflossen war.

Dieser überraschende Zusatz findet sich in Tausend und eine Nacht (übersetzt von Weil, Stuttgart 1838, I, 56) und in den Vierzig Vezieren (aus dem Türkischen von Behrnauer, Leipzig 1851, p. 17 und 353), fehlt aber in der für das Vorangehende benützten Tradition des Abu-Horaira (übersetzt von Gagnier, La vie de Mahomet, Amsterdam 1748, I, 251 ff) und in der auf einen andern Gewährsmann der Tradition, auf Anas ibn Malek zurückgehenden Darstellung des Ismael Abulfeda, c. 19 (De vita et rebus gestis Mohammedis, edidit Gagnier, Oxoniæ 1723, p. 33). Die Entstehung der Legende von Mohammeds nächtlicher Reise (el-asra), an welche die von seiner Himmelfahrt (el-mir'âdsch) hinzugedichtet wurde, verhieß Sprenger in seinem Buch über die Quellen der Prophetenbiographie eingehend zu behandeln (Das Leben und die Lehre des Mohammad, Berlin 1862, II, 528, vergl. III, p. LVI). Die genannten Märchenbücher erweisen die Wahrheit der Legende an der schönen Erzählung vom Scheich Schahabeddin und

dem freigeistigen Sultan von Aegypten. Dieser will die Legende nicht glauben; da läßt der Scheich eine Wasserkufe bringen und den König seinen Kopf einen Augenblick hineintauchen: in diesem Augenblick durchlebt der König sieben Jahre voll abenteuerlichen Schicksals und zeugt mit einer Frau vierzehn Kinder (Weil, Tausend und eine Nacht, I, 56 ff; Behrnauer, Vierzig Veziere, p. 16 ff; vergleiche Keller, Li romans des sept sages, Tübingen 1836, p. CLVI). Das Märchen ist nachgeahmt in dem hindustanischen Roman „die Rose von Bakawali": Der Prinz Tadsch-ulmuluk kam auf einsamer Wanderung an ein Marmorbecken voll klaren Wassers, von Blumen umblüht. Er badete sich darin; als er aber wider auftauchte, sah er sich zu seiner Beschämung in ein junges Weib verwandelt. So fand ihn ein junger Mann, und der Prinz, der mit der weiblichen Gestalt auch weibliche Neigungen empfangen hatte, wurde seine Gattin und gebar ihm einen Sohn. Eines Tages badete er sich wider in einem Bassin nahe bei seinem Hause; doch als er auftauchte, sah er sich als jungen Abyssinier und wurde von einer häßlichen schmutzigen Negerin, welche ihn ihren Mann hieß, heftig ausgescholten, er solle hacken für sie und ihre Kinder. Aus einem dritten Bade auftauchend fand er sich endlich wider in seiner ursprünglichen Gestalt am Rande des ersten Marmorbeckens, und Hut und Stock lagen noch, wo er sie hingelegt hatte (Garcin de Tassy im Nouveau Journal Asiatique 1835, XVI, 236 ff).

Zum Schluß mag noch an die verwandten Sagen vom Wunderschlaf erinnert werden, wie die antike Sage von Epimenides (Diogenes Laertius I, c. 10, ed. Huebner, Lipsiæ 1828, I, 80) und die orientalische Legende von den Siebenschläfern in Ephesus, zuerst bei Gregor von Tours (de miraculis I, 98; de gloria martyrum I, 30), nach deren Höhle im Koran die 18. Sure genannt ist; in Persien heißen sie heft ten (die sieben Männer), und ihre Gräber sind an mehreren Orten Gegenstand der Verehrung (Vambery, Tschagataische Sprachstudien, Leipzig 1867, p. 134). Schon der um 380 redigierte Talmud Jerusch hat eine ähnliche Sage von Chuni Hamaagal, der 70 Jahre verschläft (Gödeke, Deutsche Dichtung im Mittelalter, Hannover 1854, 227). Ebenso schläft der Prophet Salih 20 Jahre in einer unterirdischen Höhle, weil er zu rasch im Verdammen war (Weil, Biblische Legenden der Musel-

männer, Frankfurt 1845, p. 54). Gäste der Unterirdischen in deutschen Sagen verschlafen im Berge hundert Jahre, z. B. ein Brautzug im Untersberg (Vernaleken, Alpensagen, Wien 1858, p. 62), eine Beeren suchende Frau im Heilingsfelsen (Grimm, Deutsche Sagen N. 152), ein Kornfuhrmann im Singerberg (Witzschel, Türingische Sagen p. 180), zwei Bauern aus Tarforst an der Mosel (Wolfs Zeitschr. I, 194) u. a. In die Worte eines solchen aus langem Zauberschlaf Erwachenden kleidet Walther von der Vogelweide die Wehmut über die entschwundene Jugend und die entfremdete Heimat in seinem erhabenen Gedichte: Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr! (Ausg. von Pfeiffer, Leipz. 1864 p. 306.)

[129] In dem mittelhochdeutschen Gedicht „Die Mönche von Colmar“ ist ein weitgewandertes orientalisches Märchen verarbeitet. Der Dichter, der sich wie Odysseus „Niemand“ nennt, ist nicht localkundig: er glaubt, Colmar liege am Rhein. Ein Mann, der aus Colmar kam, hat ihm den grauslichen Schwank erzählt (s. von der Hagens Gesammtabenteuer, Stuttgart und Tübingen 1850, III, 163 ff und die übrigen Versionen p. XXXV ff; Liebrecht in Pfeiffers Germania I, 263).

Der Karlssprung auf der Zaberner Steige s. Stöber, Sagen 249. — Anselm von Rappoltstein († vor 1314) setzte bei der Verfolgung eines Hirsches über einen vierzig Fuß hohen Felsen herab, der noch heute davon der Hirzsprung heißt (an der Straße nach Markirch), Golbéry, Haut-Rhin p. 4.

Kuno von Rappoltstein, der mit Kaiser Konrad III ins heilige Land zog, spaltete vor Damaskus einen riesigen Sarazenen in zwei Stücke. Damit erklärte man das Männlein mit türkischem Spitzhut im Rappoltsteiner Wappen (Golbéry, Haut-Rhin p. 2; Stöber, Sagen p. 111). Ueber den Schwabenstreich s. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert, Leipz. 1857, I, 502; Gosches Archiv für Literaturgeschichte, Leipz. 1871, II, 270.

Schildbürgergeschichten: Die Illzacher Mondfänger (s. Alsatia 1854—55, p. 192). Die Epficher zogen den Dorfstier auf den Turm, damit er dort das Gras abfresse, und riefen, als er die Zunge herausreckte: „Seht, seht, er langt schon darnach!“ (ebenda). Die Hambacher Knöpfelsäcke (s. Alsatia 1856, p. 141) u. s. w.

„Unsern Galgen haben wir für uns und unsere Kinder," sagen die Ruffacher (Stöber, Sagen 63).

[130] Schiller schrieb an Goethe den 22. Sept. 1797: Der Zufall führte mir ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch gröstenteils fertig ist und den Almanach, wie ich glaube, nicht unwürdig beschließt. Sie besteht aus 24 achtzeiligen Strophen und ist überschrieben: Der Gang nach dem Eisenhammer, woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindiciert habe, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 3. Ausgabe, Stuttg. 1870, I, 366; s. Viehoff, Schillers Gedichte erläutert, Stuttg. 1859, III, 121 ff). — Reinhartsmünster, der angebliche Schauplatz der Ballade, hieß früher Tillersmünster: ce village tient son nom du comte Reinhard de Hanau, qui le bâtit, en 1616, non loin de l'emplacement d'un ancien village que la guerre avait fait disparaître. De là vient qu'on l'appelle encore vulgairement Neudorf. L'église qui, seule, paraît avoir été conservée, se trouve au milieu des champs. Entre l'église et la Champagnermühle est la forge que Schiller a immortalisée par son beau conte de Fridolin (Baquol, L'Alsace ancienne et moderne p. 292; vergl. Stöber, Oberrheinisches Sagenbuch p. 564; Steger, Das Elsaß p. 69). Götzinger hat bei Franzosen und Elsäßern vergebens der Sage nachgeforscht (Deutsche Dichter erläutert, Leipzig 1857, I, 361). Andere wollen den Gang nach dem Eisenhammer nach Schönau im pfälzischen Wasgau verlegen, und Saverne sollte dann Bergzabern sein (Becker, Die Pfalz p. 578; Rheinwald, L'abbaye et la ville de Wissembourg, Wiss. 1863, p. 161). — Das französische Saverne ist nicht direct aus dem lateinischen Tabernæ, sondern erst aus dem deutschen Zabern Zavernia entstanden (s. die Formen des Namens in Anm. 14). Die Stadt gehörte im 10. Jahrhundert dem Bistum Metz, seit dem 13. den Bischöfen von Straßburg, welche von der Reformation an daselbst ihren Sitz hatten (s. Als. ill. II, 136; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. II, 296 ff; Schweighæuser, Bas-Rhin 116). Grafen von Zabern hat es nie gegeben; dagegen blühte im 13. Jahrhundert ein ritterbürtiges Geschlecht dieses Namens: unter den Ratsherrn von Straßburg werden im J. 1228 Rudolfus et Sigmundus de Zavernia genannt

(Als. ill. II, 679). — Die Altstadt hatte nach der Tradition dereinst so viele Türme als Wochen im Jahr, dazwischen soviele Zinnen als Wochentage (Seb. Münster, Cosmographey, Basel 1553, p. 560). Diese Mauern finden sich noch bei Merian abgebildet (Topographia Alsatiæ, Franckfurt 1644, zu p. 47); sie wurden von den Franzosen im J. 1677 eingerissen (s. Jämmerliche Zerstörung der uhralten bischofflichen straßburgischen Residentz-Statt Zabern, 1677, 4.).

[131] Das Märchen vom Gang nach dem Eisenhammer. Leider ist mir Schmidts Taschenbuch der Romanzen, wo nach Viehoff (Schillers Gedichte erläutert, Stuttg. 1859, III, 122) die Sage in ihren verschiedenen Gestaltungen verfolgt sein soll, nicht zugänglich. Ich stelle zusammen, was mir eben zur Hand ist. Schon in Indien gehen zwei verschiedene Gestaltungen des weitverbreiteten Stoffes neben einander her. In der Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir, dessen Quelle, der Brihatkatha des Gunadhya, spätestens ins 6. Jahrh. nach Christus fällt, lautet die Erzählung folgendermaßen: Die Königin von Srikantha beredete ihren Gemahl, zum Zweck eines Zaubers den an ihrem Hofe lebenden Brahmanen Phalabhuti zu opfern. Sie weihten den Koch ins Geheimniß ein und befahlen ihm, den zu tödten und aus seinem Fleische ein süßes Gericht zu bereiten, der zu ihm komme und sage: Der König wird heute mit der Königin zusammenspeisen, darum bereite eilig das Essen! Am andern Morgen gab der König dem Brahmanen diesen Auftrag. Aber unterwegs begegnete dem Phalabhuti des Königs eigener Sohn und bat ihn, rasch beim Goldschmid Ohrringe für ihn zu bestellen, er wolle statt seiner den Auftrag an den Koch ausrichten. Der Koch, dem Befehle des Königs gehorsam, tödtete den Knaben und setzte sein Fleisch den Eltern vor. Als der Brahmane am andern Tag mit den Ohrringen kam und erzählte, was geschehen war, da setzte ihn der verzweifelnde König auf den Thron und bestieg mit seiner Frau den Scheiterhaufen (Katha Sarit Sagara, Sanskrit und Deutsch von Brockhaus, 1—5. Buch, Leipzig 1839, p. 107).

Im Dschaimini-Bharata (wohl spätestens aus dem 13. Jahrh.) verschlingt sich dieses Märchen mit dem verwandten Märchen von den vertauschten Briefen, das sich in Deutschland an die Jugendgeschichte Kaiser Heinrichs III geheftet hat. Der Minister des Kun-

talafürsten gewahrte an einem Knaben die Königszeichen (Male in der Haut, welche künftige Königswürde verkünden) und gab einigen Tschandalas den Befehl, ihn im Walde zu tödten. Doch der göttliche Krischna, welchen der Knabe anrief, erweichte ihr Herz, daß sie ihn leben ließen. Der von dem Minister eingesetzte Kulindafürst fand und erzog ihn und gab ihm den Namen Tschandrahasa (mondlächelnd oder lieblichlächelnd). Aber bei einem Besuch erkannte ihn der Minister und sandte ihn an seinen Sohn mit einem angeblich politischen Brief, in welchem er befahl, dem Ueberbringer Gift (visham) zu geben. Als der Jüngling in die Nähe der Kuntalastadt kam, badete er sich in einem Teich und entschlief unter einem Mangobaum. Mittlerweile lief eine Schaar junger Mädchen blumensuchend herbei und badete scherzend im Teiche. Darunter war Wischaya, die Tochter des Ministers. Sie gewahrte den schlafenden Jüngling, blieb hinter den heimkehrenden Gespielen zurück und las seinen Brief. Schnell entschlossen änderte sie das Wort visham (Gift) in ihren Namen Vishayâ um, und ihr Bruder, dem der Jüngling abends den Brief überbrachte, ließ sofort die Vermählung vollziehen. Wütend über den vereitelten Anschlag befahl darauf der Minister denselben Tschandalas, sich bei einem Tempel vor der Stadt versteckt zu halten und jeden niderzumachen, der des Abends dahin kommen werde. Den Tschandrahasa aber bat er, nach Familienbrauch in jenem Tempel ein Blumenopfer darzubringen. Unterdessen hatte der König des Landes, der sein Lebensende nahe fühlte, Tschandrahasa zu seinem Nachfolger ausersehen und sandte den Sohn des Ministers ab, ihn herbeizuholen. Dieser begegnete ihm auf dem Weg zum Tempel, nahm ihm die Blumen ab und schickte ihn auf seinem eigenen Rosse zum König. Er selber gieng zum Tempel, um statt seiner das Opfer darzubringen, und wurde sofort von den Tschandalas erschlagen. Als der Minister erfuhr, der Todtgeglaubte sei König geworden, lief er voll Verzweiflung zum Tempel und zerschmetterte sich das Haupt über der Leiche seines Sohnes. Durch ein — echt indisches — Selbstopfer rührte aber Tschandrahasa die Göttin des Tempels, daß sie die beiden wider ins Leben rief und ihn selber heilte (Weber im Monatsbericht der k. preuß. Akademie zu Berlin, Januar 1869, p. 10 ff).

Beide Märchenstoffe (vom Gang nach dem Eisenhammer und

von Heinrich III) finden sich auch in einer arabischen Erzählung vereinigt: Der Kaufmann Mohallek trachtet seinem von einer Sklavin geborenen Sohn aus Furcht vor der Eifersucht seiner Frau wiederholt nach dem Leben. Derselbe wird aber schließlich doch mit der Tochter des Kaufmanns, seiner Halbschwester, welche wie Wischaya einen Brief umändert, verheiratet. Nun befiehlt der Alte seinem Diener, denjenigen, der nachts an einen bestimmten Ort im Hause komme, zu erdolchen und sendet seinen Sohn dahin. Dieser wird jedoch von seiner jungen Frau zurückgehalten, und Mohallek, der nach der Ausführung seines Befehles sehen will, wird selber in der Dunkelheit nidergestoßen (Galland, Nouvelle suite de mille et une nuits, contes arabes, Paris 1798, II, 172). Ganz ähnlich lauten ein albanesisches und ein finnisches Märchen, wohl durch Handelsreisen vermittelt (Monatsbericht der Akademie zu Berlin 1869, p. 382 ff). Die albanesische Fassung ist folgende: Ein Kaufmann, dem geweißagt wird, der jüngste Sohn eines gewissen armen Mannes werde einst sein Vermögen vergeuden, trachtet demselben nach dem Leben; der Junge bekommt aber durch vertauschte Briefe des Kaufmanns einzige Tochter zur Frau. Da schreibt der Alte seinem Weinberghüter, er solle den erschießen, welcher um eine bestimmte Zeit in den Weinberg komme. Sein Schwiegersohn aber, den er hinausschickt, Trauben zu holen, kommt vor der benannten Stunde, und so wird der Kaufmann selbst, welcher nachsehen will, ob sein Befehl vollzogen sei, beim Eintritt in den Weinberg von seinem Wächter erschossen (Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864, N. 20). Auch an die Person Mohammeds hat sich im Munde der Mekkaner das Märchen angeschlossen: Der Todfeind des Islam, Abu Lahab, Mohammeds Oheim, stellte an einem Brunnen eine Viertelstunde vor der Stadt einen Sklaven auf mit dem Befehl, den ersten, der in der Nacht hinauskomme, kopfüber in den Brunnen zu werfen, und beredete seinen Neffen hinauszugehen. Aber von der Ungeduld, den Propheten beseitigt zu wissen, verblendet, kam er selber früher hinaus und wurde statt seiner von dem Sklaven in den Brunnen gestoßen. Noch heute bezeichnet ein Steinhaufen, den die Pilger unter Verwünschungen Abu Lahabs vermehren, die Stelle des Mordanschlags (Burton, Personal narrative of a pilgrimage to

El-Medinah and Meccah, London 1856, III, 339 f.). Nach der historischen Tradition starb Abu Lahab bald nach dem Treffen bei Bedr an einer blatternartigen Seuche, welche man für so ansteckend hielt, daß ihn seine eigenen Söhne verließen und selbst seine Leiche drei Tage unbeerdigt blieb, bis man sie mit langen Stangen in eine Grube stieß und mit Steinen bedeckte (Weil, Mohammed der Prophet, Stuttgart 1843, p. 114 f.).

Diese Märchengruppe zeichnet sich durch Vereinfachung der Motive vor den indischen Versionen aus, indem der Schuldige in eigener Person und nicht mittelbar durch den Tod eines ihm nahe stehenden Unschuldigen von dem gegen einen Andern heraufbeschworenen Schicksal getroffen wird. Einen weiteren Fortschritt zeigt die vom Märchen der vertauschten Briefe getrennt sich entfaltende Gruppe, in welcher nicht der Absender, sondern ein dritter, ein hinterlistiger Feind und Verleumder, der Schuldige ist. Vortrefflich und eigentümlich ausgeführt ist diese Wendung in einem arabischen Märchen aus der Geschichte der sieben Veziere in der bengalischen Version von Tausend und eine Nacht: Ein Sultan, welcher sich mit Vorliebe ausgesetzter Kinder annahm, fand einst einen schönen Knaben, erzog ihn unter dem Namen Ahmed Yettim und machte ihn zu seinem Schatzmeister. Eines Tages sandte ihn der Sultan in das Zimmer seiner Nebenfrau Hyat-al-Nuffus, um dort eine Medicin zu holen; bei seinem unerwarteten Eintritt überraschte sie der Jüngling in den Armen eines Sklaven, schwieg aber gegen sie und den Sultan. Doch die Frau, um dem gefürchteten Verrat zuvorzukommen, zerriß ihre Kleider und schrie, Ahmed habe ihr Gewalt antun wollen. Da gab der Sultan einem Sklaven den Befehl, in einem bestimmten Hause zu warten; wenn Einer komme und sage: „So sprach der Sultan, tue was dir befohlen wurde!“ so solle er ihm das Haupt abschlagen und es in einen Korb stecken; diesen Korb habe er einem zweiten Boten auszuliefern, welcher komme und frage, ob er sein Geschäft getan habe. Darnach erhielt Ahmed jenen verhängnißvollen Befehl. Unterwegs begegnete ihm der Sklave, den er bei der Geliebten des Sultans gesehen. Auch dieser sann auf sein Verderben, und um ihn zum Ungehorsam gegen den Herrn zu verleiten, bot er ihm an, er wolle statt seiner den Auftrag ausrichten. Da er nicht widerkam,

gieng Ahmed selber nach dem bezeichneten Ort, erhielt den Korb mit dem Kopf und brachte ihn dem Sultan. Dieser erfuhr nunmehr den wahren Sachverhalt und ließ die Buhlerin hinrichten (Jonathan Scott, Tales, anecdotes and letters translated from the arabic and the persan, Shrewsbury 1800, p. 53).

Den Uebergang zu den abendländischen Formen des Märchens kennzeichnet eine Erzählung der aus persisch-arabischen Quellen stammenden türkischen Märchensammlung von den vierzig Vezieren (1. Hälfte des 15. Jahrh.): Einem König wird von einem neidischen Menschen hinterbracht, einer seiner Hausfreunde habe ihm nachgesagt, er sei aussätzig; der König möge selber beobachten, es werde jener sich scheuen, ihm nahe zu kommen. Der Verleumder lädt sodann den Verleumdeten zu Tische und setzt ihm Knoblauch vor. Als der König den Angeschuldigten gleich darauf zu sich ruft, drückt dieser den Rockärmel vor den Mund, um den Knoblauchgeruch abzuhalten. Der König glaubt die Anklage erwiesen und übergibt ihm ein Schreiben an einen seiner Fürsten. Der Neidische, welcher (seltsamerweise) meint, es seien Geschenke in Empfang zu nehmen, schwatzt ihm den Brief ab und bestellt ihn selber. In dem Briefe aber steht: Nehmt diesen Menschen, zieht ihm lebendig die Haut ab, stopft sie mit Heu aus und stellt sie an einen Ort, wo der König vorüber zu reiten pflegt! Der Befehl wird sofort an dem Verleumder vollzogen. (Uebers. von Behrnauer, Leipz. 1851, p. 250).

Damit vergleiche man das altfranzösische Fabliau vom König, der den Sohn seines Seneschal verbrennen lassen wollte (Du roi qui volt fere ardoir le filz de son seneschal). Hier ist es ein König von Aegypten, welcher den Sohn seines verstorbenen Seneschal mit seinem eigenen Sohne erziehen läßt. Der neidische Hofmeister redet dem Knaben ein, sein Atem sei unrein, er solle daher, wenn der König ihn umarmen wolle, den Kopf wegdrehen. Dem König aber lügt er vor, der Knabe sage ihm nach, daß sein Atem übel rieche. Sogleich läßt der erzürnte König fünf edle Fräulein herbeiholen, damit sie seinen Atem prüfen, und als sie ihn lauter finden, befiehlt er seinem Förster, im Wald ein großes Feuer anzumachen und den ersten, den er zu ihm schicke, hineinzuwerfen. Der Jüngling wird abgesandt, hört aber unterwegs bei einem Einsiedler Messe. Da läßt eine weiße Taube auf den Altar einen

Brief fallen, worin dem Einsiedler befohlen wird, den Knaben bis Mittag zurückzubehalten. Mittlerweile schickt der König den Hofmeister ab, um sich zu erkundigen, ob der Befehl vollzogen sei. „Nein, aber es soll gleich geschehen," erwidert der Förster und wirft ihn in das Feuer. Darauf erfährt der König von dem Einsiedler die Botschaft Mariä; der gerettete Knabe zieht sich selber in eine Klause zurück, und der König sammt seinem Sohne folgt seinem Beispiel (Méon, Nouveau Recueil de Fabliaux et Contes inédits des Poètes français, Paris 1823, II, 331. Das Fabliau wurde widerholt, nur mit Umänderung des Königs in einen reichen Mann', im Renart contrefait, Poètes de Champagne antérieurs au siècle de François I, Reims 1851, p. 98 ff). Hier ist das orientalische Märchen in geistliche Hände geraten und nicht zu seinem Vorteil den Marienlegenden angepaßt worden.

Entscheidend für die Beliebtheit und Verbreitung des Märchens war das neu eingeführte Motiv, daß der Todgeweihte durch das Anhören einer Messe gerettet wird. Seit ihrem Auftreten in Europa, im Anfang des 13. Jahrhunderts, diente fortan die Geschichte als Predigtmärlein, als lehrreiches Exempel für die Früchte und den Segen der Messe. Geistliche und Laien wetteiferten in der Behandlung des erbaulichen Stoffes, voran ein königlicher Sänger, der während des Interregnums kurze Zeit auch in Deutschland eine Schattenkrone trug, Alfons der Weise von Castilien († 1284). In seinem Liede (Cantiga) ist der Ort der Handlung Tolosa; statt des Königs sendet ein Graf seinen verleumdeten Diener zum Feuerofen; die Verleumdung selbst wird nicht näher bezeichnet; der Diener wird gerettet, weil er bei einem Einsiedel eine Messe zu Ehren Mariä hört; daher flicht sich durch das ganze Lied der Refrain:

Non pode prender nunca morte vergonnosa
Aquele que guarda a virgen groriosa.

(nach einer Madrider Handschrift von Ad. Helfferich abgedruckt in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Literatur, Berlin 1859, 1, 429). Die Erzählung des Fabliau, nur kürzer und ohne die Wundergeschichte, kehrt wider in der in England im 13. Jahrh. abgefaßten Recension der Gesta Romanorum. Der Herr heißt hier Kaiser Martius; der Verleumdete ist sein Brudersohn Fulgen-

tius, der Verleumder des Kaisers Oheim und Reichsverweser; die Intrigue bezweckt auch hier, den Herrn durch den Vorwurf übelriechenden Atems zu reizen; Fulgentius schläft in der Kirche ein; unterdessen wird der Verleumder in seiner eigenen Ziegelei verbrannt (Ausg. von Gräſſe, Dresden und Leipzig 1842, II, p. 243, c. 98; Ausg. von Swan, London 1824, I, CIV). Mit ganz geringen Abweichungen gieng diese Fassung in die italiänische Novellensammlung Cento Novelle Antiche über (um 1300, Novella 68, übersetzt in Kellers Italiänischem Novellenschatz, Leipzig 1851, I, 17), ferner in des englischen Dominikaners Johann von Bromyard Summa praedicantium (I, 6, 26, s. Gödeke in Benfeys Orient und Occident, Göttingen 1864, III, 190; 2. Hälfte des 14. Jahrh.), endlich in den Patrañuelo des Buchhändlers Timoneda von Valencia (Alcalá 1576, N. XVII): Der König von Thracien verirrt auf der Jagd und bringt die Nacht im Hause eines Ehepaars zu, dessen fünfzehnjähriger Sohn Julian ihn so gut bedient, daß er ihn mit an seinen Hof nimmt. Der Mundschenk Estacio gibt dem Neuling den Rat, er solle, wenn er den Herrn bediene, seinen Mund wegwenden, da sein Atem übel rieche u. s. w. Während Julian in der Kirche verweilt, läuft Estacio aus Neugierde zu den Kohlenbrennern und stellt die verhängnißvolle Frage: buenos hombres? habeis hecho lo que el rey os ha mandado? worauf er sofort einen Schlag über den Kopf erhält und in die Kohlengrube geworfen wird (Aribau, Biblioteca de Autores Españoles, Madrid 1846, III, 158).

Die den letztern Erzählungen eigentümliche Verleumdung findet sich auch in der Geschichte vom Schneider und vom Barbier, welche sonst mit dem Gang nach dem Eisenhammer nichts gemein hat: Der Barbier wird vom Schneider beschuldigt, er beschwere sich über des Kaisers Atem; sofort befiehlt der Kaiser, ihn in einem Sack ins Meer zu werfen. Er besticht aber die Schiffer und entkommt (Dialogus creaturarum optime moralizatus, Paris 1510, Dial. CXX).

Daß der Herr für einen treuen Diener nur deßhalb, weil dieser angeblich seinen Atem unangenehm findet, einen grausamen Tod ersinnt, dieses ebenso despotische als kleinlich grillenhafte Motiv, ist ein echtes Erbstück aus dem Orient. Von allgemein menschlicher Bedeutung dagegen ist das Motiv der Eifersucht, das in der über-

wiegenden Mehrzahl der Versionen dem Mordanschlag des Herren zu Grund liegt. Die Reihe dieser Erzählungen beginnt gleichzeitig mit den vorigen und läuft in manichfaltigen Windungen neben ihnen her.

Am reichsten entwickelt sich die Motivierung in jener Gruppe, welche das ganze Schicksal ihres Helden aus der treuen Befolgung väterlicher Lehren entspringen läßt. Die älteste dieser Erzählungen finde ich in der Sammlung von Predigtbeispielen des vielgelesenen Martinus Polonus aus dem Anfang des 13. Jahrh.: Ein Edelmann, welcher im Königsdienst ergraut war, gab auf dem Sterbebette seinem Sohne Wilhelm drei Lehren: 1) Meide den Umgang eines neidischen verleumderischen Menschen! 2) Richte deinen Gesichtsausdruck nach dem deiner Herrschaft; trauert sie, so trauere Du mit ihr! 3) Versäume nie die Messe! Der Jüngling trat darauf selbst in des Königs Dienst, und der väterlichen Ermahnungen eingedenk vermied er geflissentlich den Umgang eines gewissen Höflings, welcher den Leuten nur Uebles nachzureden wuste. Aber dieser, dadurch erbittert, raunte dem König zu, Wilhelm liebe die Königin, er möge nur die Probe machen und seine Gemahlin durch heftige Reden zum Weinen bringen; gleich werde der verliebte Diener mit ihr weinen. So geschah es wirklich, und der Verleumder riet dem zürnenden König, den Knaben im Kalkofen verbrennen zu lassen. Auf dem Wege dahin hörte Wilhelm im Walde eine Glocke und gieng zur Messe. Der Verleumder aber ließ sich aus Neugierde vom König hinausschicken, und als Wilhelm später zu den Kalkbrennern kam, wurde ihm die Antwort: „Sagt dem Herrn König, daß wir seinen Befehl vollstreckt haben!“ (Martini Poloni Sermones de tempore et de Sanctis, Argentine 1484, fol; Promptuarium exemplorum c. 18).

Hiemit stimmt wörtlich das mittelhochdeutsche Gedicht Der Sêle trôst aus dem 15. Jahrh. (s. die Stelle in Wackernagels Altdeutschem Lesebuch, Basel 1839, Spalte 986). Schon früher findet sich die Geschichte in deutscher Sprache, beim Teichner (um 1370), doch allzu dürftig und lückenhaft erzählt (Laßbergs Liedersaal, St. Gallen 1846, III, 318, v. 65 ff; Pfeiffer in Hagens Germania IX, 207 ff). Etwas ausführlicher als bei Martinus erscheint das Predigtbeispiel im Pomerium de tempore des ungarischen Franciskaners Pelbart gegen Ende des 15. Jahrhunderts.

Hier stellt der König eine doppelte Probe an: am ersten Tag schenkt er seiner Frau einen Ring, und der Diener stimmt in ihr freudiges Lachen ein; am folgenden Tag gibt er ihr einen Backenstreich, und der Diener weint mit der Weinenden (Ausgabe von 1502, Augustæ Vindelicorum, Dominica secunda post Penthecostem). Ihm folgte im 17. Jahrhundert Peter Lauremberg in seiner Acerra philologica, nur daß von ihm die katholische Messe in eine protestantische Predigt umgewandelt wurde (s. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert, Leipzig 1857, I, 356). — Das Speculum exemplorum, gleichfalls eine Sammlung von Predigtbeispielen aus dem 15. Jahrhundert, weicht in einer der väterlichen Lehren ab: statt den Umgang mit Verleumdern zu verbieten, befiehlt der Sterbende dem Jüngling an, sein Leben in Keuschheit der heiligen Jungfrau zu weihen. Er verfeindet sich in Folge dessen mit einigen Höflingen, welche den Zofen der Königin nachstellen, und von einem derselben geht die Verleumdung aus. Zu den Ziegelbrennern abgesandt geht er in die Kirche und schläft ein. Der Verleumder läßt sich nachschicken und jammert unter den Händen der Knechte vergebens, er sei es nicht, der verbrannt werden solle. In längerer Auseinandersetzung erzählt darauf der Gerettete dem König von den Lehren seines Vaters (Argentinae 1487, Distinctio IX, c. 133).

Die hier abweichende dritte Lehre ist in dem ansprechend erzählten deutschen Predigtmärlein der Straßburger Handschrift aus dem 15. Jahrhundert ganz weggefallen; der König gibt seiner Frau bei der Probe einen beckeling, Backenstreich (Pfeiffer, Germania III, 437). Der Verleumder ist rothaarig, und vielleicht lautete in dieser Fassung ursprünglich die ausgefallene Lehre: Hüte dich vor einem Roten! wie in der altnordischen Sage von Hakon Harekson, genannt Vigfûs. Dieser, nachdem er seine Lehrjahre in den Silber-, Gold- und Steinschmiden des Dänenkönigs Swein Ulfsson (1047—76) durchgemacht hatte, wurde von dem letztern nach England geschickt, um dort seine Kunst zu zeigen, und erhielt neben andern guten Lehren auch die mit, keinem Roten zu trauen und keine Messe vor dem Ende zu verlassen. In England geriet Wigfus mit einem dortigen Meister in Wettstreit, welcher, um ihn zu verderben, dem König von England einredete, der Däne arbeite

mit bösen Künsten. Sofort befahl der fromme Fürst, daß Wigfus am andern Morgen in den Wald zu den dort arbeitenden Knechten geschickt und von ihnen in einen brennenden Holzstoß geworfen werden solle. Unterwegs aber stieg der junge Däne, dem Rate seines Herren folgend, bei einer Kapelle ab und hörte die Messe. Der rote Engländer ritt ihm nach, kam vor ihm zu den Knechten und wurde statt seiner verbrannt; der König aber schenkte von da an dem wunderbar Geretteten sein volles Vertrauen (Fornmanna-Sögur 11, 430 ff; Weinhold, Altnordisches Leben, Berlin 1856, p. 94 f).

In andern Behandlungen des Märchenstoffs wird von den drei väterlichen Lehren nur die eine und wichtigste, keine Messe zu versäumen, erwähnt, so in der Legende von der heiligen Elisabeth von Portugal, welche bereits der Schillerschen Darstellung sehr nahe kommt. Elisabeth wurde geboren im Jahr 1271, ihre Eltern waren Peter III von Arragon und Constanze, die Tochter Manfreds von Apulien; ihren Namen erhielt sie zu Ehren ihrer Großtante, der heiligen Landgräfin von Türingen; man vermählte sie in ihrem zwölften Jahre mit Diniz (Dionysius), König von Portugal (1279—1325); nach einem Leben voll werktätiger Barmherzigkeit starb sie 1336 im St. Clarenkloster zu Coimbra, das sie gestiftet hatte, und wurde 1625 von Pabst Urban VIII canonisiert. Die Acta Sanctorum der Bollandisten handeln von ihr unter dem 4. Juli (De Sancta Elisabetha Lusitaniae Regina vidua, Juli II, 169). In ihrer ältesten, portugiesisch geschriebenen Lebensgeschichte aus dem 14. Jahrhundert (in lateinischer Uebersetzung ebenda 173 ff) steht noch nichts vom Gang nach dem Eisenhammer, ebenso wenig in der spätern sehr ausführlichen des Jesuiten Peter Perpignan (Petri Perpiniani S. J. de Vita et Moribus B. Elisabetae Lusitaniae reginae historia, Coloniae Agrippinae 1609) und in den Canonisationsakten (Acta Sanctor. a. a. O. 201), obgleich zur Zeit der letztern Schriftstücke das beliebte orientalische Märchen bereits dazu dienen muste, die Tugend der christlichen Königin zu verherrlichen. Dieß beweisen der Dominikaner Ludwig von Granada und der Jesuit Antonio Vasconcello. Elisabeth, so erzählt der letztere, pflegte in ihrer Fürsorge für die Armen besonders einen ihrer jungen Edelknaben mit geheimen mildtätigen Aufträgen zu betrauen. Aus Neid über diese Bevorzugung wurde er

beim König eines heimlichen Umgangs mit ihr bezichtigt und von diesem in mörderischer Absicht zu den Kalköfen vor der Stadt gesandt. Vasconcello läßt es dahingestellt, ob das Ereigniß in Lissabon oder Coimbra Statt fand. Der Jüngling, dem sein Vater eingeschärft, keine Messe zu versäumen, geht in die Kirche; mittlerweile sendet der König den Verleumder hinaus, der sofort von den Kalkbrennern mit Gabel und Dreizack angefallen und trotz seines Sträubens in den Ofen geworfen wird. So reinigten die Flammen den gefährdeten Ruf der heiligen Königin (Antonio Vasconcellius, Anacephalæoses, Antverpiae 1621, 4°., c. 8, 15, p. 99). Ganz ähnlich ist die Erzählung des etwas ältern Ludovicus Granatensis (De fidei et religionis christianae praestantia, L. II, c. 27 in den Opera, Coloniae Agripp. 1628, I, p. 286), nur daß hier der Edelknabe gleich in mehrere Kirchen geht. Ludwig († 1588) hat die Geschichte in einer — mir unbekannten — Lebensgeschichte der Heiligen gefunden und will sie nicht als eine Wunderlegende, sondern als eine merkwürdige historische Tatsache betrachtet wissen. Baillet, der die Erzählung etwas ausführlicher widergibt (er läßt, wie Schiller, den König selbst zu den Kalkbrennern hinausreiten), fügt hinzu, daß Diniz, der zuvor ein ausschweifendes Leben geführt von da an seinen Maitressen entsagt habe (Les vies des Saints, Paris 1715, II, Juillet, Sp. 115 ff). Fernando Correa de Lacarda, Bischof von Oporto, bezeichnet das Kloster Francisco da Ponte als den Ort, wo der Page zwei Messen hörte (aus seinem Leben der Heiligen, 1737, mitgeteilt von Liebrecht in Hagens Germania VII, 422). Der Stoff wurde dichterisch behandelt von dem Italiäner Gian Antonio Bianchi († 1755) in seinem Drama Il don Alfonso (Morgenblatt 1839, N. 117), von Mira de Mescua in dem Drama »Lo que puede el oir misa« (Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen, Berlin 1851, p. 542), als Ballade von Ignacio Pizarro de Moraes Sarmento, Romanceiro Portuguez, Lissabon 1841 N. 1 (Hagens Germania VII, 422).

In merkwürdiger Uebereinstimmung mit der portugiesischen Legende (nur daß von einer väterlichen Lehre keine Rede ist) befindet sich die Bamberger Sage von der heiligen Kaiserin Kunigunde. Auch sie wurde von einem gottlosen Kämmerling des Ehebruchs mit einem ihrer Edelknaben beschuldigt, und der Kaiser Heinrich II

sandte diesen zu einem Kalkofen jenseits des Mains. Aber unterwegs hörte der Todgeweihte in der Gertraudenkapelle die Messe, und der Kämmerling, welcher hinausgieng, um nachzufragen, wurde statt seiner in den Ofen geworfen (Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande, München 1852, I, 204. Die Lebensbeschreibungen von Heinrich und Kunigunde wissen nichts hievon).

Die Lehre, vor keiner Kirche, wo zur Messe geläutet wird, vorüberzugehen, findet sich als Grundlage für eine kommende Erzählung schon im Ruodlieb (v. 512 ff in Grimm und Schmeller, Lateinische Gedichte, p. 156); aber leider ist das Abenteuer, das diese Lehre illustrieren sollte, verloren.

Noch bleiben einige in Hauptzügen der Erzählung von den bisherigen abweichende Gestaltungen des Märchens zu erwähnen. Im Rosarium sermonum, einer Predigtsammlung des Mailänder Minoriten Bernardinus de Bustis (um 1480), ist die Lehre des Vaters, keine Messe zu versäumen, erhalten; der Jüngling wird jedoch nicht eines geheimen Umgangs mit seiner Gebieterin, sondern verräterischer Anschläge auf das Leben seines Herren bezichtigt. (Hagenaw 1508, fol. CXXVII^b, Sermo XII: de fructificatione et utilitate audientium missam).

Noch weiter ab liegt die legendenhafte Darstellung des Polychrest Meletaon (Johann Leonhard Rost † 1727) in der Wohleingerichteten, neuerfundenen Tugendschule: Theodosius, ein Grieche zu Constantinopel, ermahnt seine beiden Söhne Theophilus und Crispinus, nie vor einer offenen Kirchtüre vorüberzugehen. Bald darauf wird Constantinopel von den Türken erobert; der Vater fällt, und die Söhne werden Sklaven des Türken Schemet, der ihnen die Wahl läßt zwischen dem Uebertritt zum Islam oder dem Tod. Der eine Bruder, Crispin, wird wankend; aber Theophilus bleibt standhaft und macht ihm Vorwürfe in Schemets Gegenwart. Da ruft dieser im Zorn: Du wirst bald erfahren, wie gut es Deinem Bruder und wie schlimm es Dir gehen soll! — Theophilus wird hierauf zu den Ziegelbrennern geschickt, tritt aber unterwegs in die offene Michelskirche und bleibt bis zum Segen; mittlerweile wird der nachgesandte Crispin ins Feuer geworfen. Da bekehrt sich Schemet zum Christentum, flieht mit Theophilus nach Venedig und macht ihn zu seinem Erben (Teil I, Novelle 3: Der

gesegnete Kirchgang des beständigen Christen, s. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert I, 354). Nach Menzel (Deutsche Dichtung, Stuttgart 1858, I, 306) wurde diese Legende schon 1668 zu Straßburg in einem Schauspiel „die bestrafte Verleumdung" in schlechten Alexandrinern behandelt.

Wie diese Bekehrungsgeschichte weist schon die eigentümlich umgeformte Novelle des Giraldi Cinthio (2. Hälfte des 16. Jahrh.) auf eine neugriechische Quelle hin. Von einer väterlichen Lehre ist nicht die Rede. Lamprino, ein junger Christ aus Corfu, wird von Räubern gefangen und an den Sultan Selim in Constantinopel verkauft; in dessen Favoritin Tamulia, zu deren Kämmerer er bestellt wird, erkennt er seine Schwester, was aber beide geheim halten. Der Kämmerer Zelim beschuldigt ihn unerlaubten Umgangs mit ihr, und der Sultan schickt ihn nach dem Löwenzwinger, damit er dort den wilden Tieren vorgeworfen werde. Auf dem Wege dahin befällt ihn eine Todesahnung, und er betet lange im Walde. Der Verleumder, den die Neugierde, ihn zerreißen zu sehen, früher zum Zwinger führt, wird von den Wärtern entkleidet und den Löwen vorgeworfen. Als Lamprino dieß erfährt, entflieht er und schreibt an den Sultan, daß Tamulia seine Schwester sei. Später nach Selims Tode holt er sie nach Corfu, wo sie in ein Kloster tritt (Hecatommithi ovvero cento novelle, Montreal 1565, Decade 8, Novelle 6; übersetzt in Bülows Novellenbuch, Leipzig 1834, III, 242).

Der Schillerschen Ballade steht am nächsten eine Episode der Novelle La fille garçon von dem berüchtigten Restif de la Bretonne († 1806). Die Localisierung des Vorgangs in der Gegend von Vannes und Quimper läßt auf eine bretonische Quelle schließen. Außer dem Ort und den Namen der beiden Diener (Champagne und Pinson oder Blero) stimmt die Erzählung Schritt für Schritt bis in die unbedeutendsten Nebenzüge mit Schillers Dichtung überein: Der schöne gottesfürchtige Diener sucht alle Wünsche seiner Herrin, der Gräfin, zu erraten; sein Lob ärgert einen Kameraden, der ihn beim Herrn verlästert, er liebe die Gräfin, doch ohne ihr Wissen; der Graf geht selbst nach einem seiner Eisenhämmer und befiehlt einem Knechte, denjenigen in den Ofen zu werfen, welcher komme und frage: Hast du getan, was der Herr geboten? Dieses Auftrags freut sich der Knecht und wählt sich aus seinen Gesellen einen

Helfer, ebenso grausam wie er. Der Verleumder ruft den treuen Diener zum Grafen, und dieser entsendet ihn nach den Hochöfen. Aber beim Weggehen fällt dem Arglosen ein, auch die Gräfin zu fragen, ob sie keinen Auftrag für ihn habe, und sie wünscht, daß er für sie, die nicht wohl sei, die Messe höre. Er ist noch nicht aus dem Dorf, als geläutet wird. Da in der Kirche wegen der Sommergeschäfte der Ministrant fehlt, übernimmt er dessen Dienst, respondiert wohl dreiviertel Stunden, reinigt die Sacristei und stellt Alles wider an seinen Ort; unterwegs vollendet er die Gebete für seine Frau, seinen Herrn und sich. Beim Eisenhammer wird ihm der Bescheid: Es ist so gut, als wäre er sein Tage nicht gewesen. Der Graf, der ihm den Angeber aus Ungeduld nachgeschickt hat, ruft, als er ihn zurückkehren sieht: Wo kommst du her, Schurke? und er erwidert gelassen: Vom Eisenhammer. Als der Graf den Zusammenhang durchschaut, spricht er zur Gräfin: Verlaßt Euch auf den, er ist ein Liebling Gottes! — Götzinger, der die Erzählung im Auszug mitteilt (Deutsche Dichter erläutert, Leipzig 1857, I, 358), hält sie für die unmittelbare Quelle Schillers, und die einzige unbestimmte Aeußerung des Dichters, daß ihm der Zufall dieses Thema zugeführt habe, steht damit nicht im Widerspruch. Die Annahme einer mündlichen Mitteilung jedoch hat ihre erheblichen Schwierigkeiten. Es lassen sich nur zwei Fälle denken: entweder widerholte Schillers Gewährsmann einfach, was er bei Restif de la Bretonne gelesen hatte, oder er kannte die französische Volkssage, nach welcher dieser seine ins Breite gezogene Erzählung verfaßt hatte; beide Fälle, und ganz besonders der letztere, setzen aber eine staunenswerte Genauigkeit der Widergabe (sowohl vom Erzähler, als von Schiller und im zweiten Fall auch noch von Restif) voraus, wie wir sie im Leben sonst kaum zu erfahren pflegen. Wir bleiben dagegen vollkommen im Bereich des Wahrscheinlichen, wenn wir den elsäßischen Hammerschmid in das Gebiet der Sage verweisen und annehmen, daß Schiller das Buch von Restif de la Bretonne, der sicher nicht zu seinen Autoren gehörte, bei irgend einer Gelegenheit in die Hände bekam und zufällig darin auf die Geschichte vom Eisenhammer stieß. Dann erklären sich die Abweichungen in seiner Ballade nicht minder leicht. Statt des unschönen und im Reim unverwendbaren Quimper setzte Schiller das

wohlklingende Saverne, unbekümmert, ob es je Grafen dieses Namens gegeben, und statt der fremdartigen Namen Champagne und Pinson oder Blero wählte er die — offenbar dem Charakter ihrer Träger angepaßten — Namen Fridolin und Robert. Was er sonst an der Erzählung im Einzelnen änderte, geschah gleichfalls aus ästhetischen Rücksichten.

[132] Nulla Galliae Italiae Germaniaeque regio est, quae tot Palatia, tot Villas Regias, Curtesve Fiscales tam brevi intervallo contineat, ac nostra Alsatia (Als. ill. I, 689). Die wichtigsten Pfalzen waren Marlenheim und Kilicheim (wohl eine und dieselbe), Königshofen, Schlettstadt und Colmar, die kleineren Illzach, Isenburg, Ruffach, Epfich, Erstein, Schweighausen und Selz (ib. 690 ff). Die Renthöfe s. ib. 707 ff.

[133] Dagobert I, König von Auster und Neuster (622—38), Dagobert II von Auster (674—679), Dagobert III, einer der Puppenkönige unter dem Majordomat Pipins von Heristal (711 bis 715). — Die älteste Urkunde von dem monasterium Uuizunburg stammt aus der Regierungszeit Chlodwigs III (691—95); der erste bekannte Abt Ratfridus erscheint in Urkunden von 693—724 (Zeuss, Traditiones possessionesque Wizenburgenses, Spirae 1842, p. XIV). Zeuß verlegt die Stiftung des Klosters zwischen 685 und 690 (ib.). Die falsche Urkunde steht in der Alsatia diplom. N. 20. Der Dagobert, welcher dem monasterium quod dicitur Wizenburg Baden-Baden verlieh — balneas illas trans Renum in pago Auciacinse sitas quas Antoninus et Adrianus quondam imperatores suo opere aedificaverunt — war Dagobert III, im J. 712 (Tradit. Wizenb. p. XIII und 266). — Der Turm s. Schweighæuser, Bas-Rhin 173. — Die Krone s. ebenda 71. „König Dagobertus aus Franckreich hat hieher eine silberne (andere melden von einem Metall so nicht zu erkennen gewesen) und übergüldete Cron mit Leinen-Thürmen von schöner künstlicher Arbeit gezieret, so 24 Schuh in der Weite begriffen, verehret, daher dann der Name Cron-Weissenburg erwachsen; es ist noch vor dem dreissigjährigen Teutschen Krieg eine Cron allda in der Kirche, nur von Kupffer, gehangen und vielleicht noch, so aber nicht deß besagten Königs Dagoberti ist" (Han, Das Seelzagende Elsas, Nürnberg 1676, p. 327; ebenso Ursenson, Elsas und Breyß-

gau, Straßburg 1679, p. 86). Die Krone stammte vom Abt Samuel (1056—98); sie kam durch ein Diplom Karls V vom Jahr 1539 in das Wappen des Klosters und in Folge dessen auch in den Namen der Stadt; doch zogen die Einwohner die Bezeichnung Weißenburg am Rhein vor. Auf dem Reif der Krone standen lateinische Verse über das himmlische Jerusalem, dessen Ringmauern sie vorstellen sollte (Rheinwald, L'abbaye et la ville de Wissembourg, Wiss. 1863, p. 67 f). Die Krone im Kloster Münster s. das Inventar von 1659 (Curiosités d'Alsace II, 99; ferner Vues pittoresques de d'Alsace, dessinées par Walter, accompagnées d'un texte historique par Grandidier, Strasb. 1785, Munster p. 16); über diese und andere Kronen im Elsaß s. Pfeffinger, Hohenburg, Straßb. 1812, p. 74 f. — Das Weißenburger Mundat, das die Ueberlieferung gleichfalls dem Dagobert zuschreibt, stammt aus der Zeit Pipins des Kleinen (Schweighæuser, Bas-Rhin p. 171). — Ueber Otfrieds berühmtes Kloster vergl. Spach, L'abbaye de Wissembourg im Bulletin, I. Série, I, 2, 149 ff. — Die römische Wasserleitung s. Schweighæuser, p. 100. Nach dem Annolied war auch der Aquäduct, von dem sich in der Eifel noch Spuren finden, dazu bestimmt, Wein von Trier nach Köln zu leiten:

Triere was ein burg alt:
si cierti Rômère gewalt;
dannin man unter dir erdin
den wîn santi verri
mit steinîn rinnin
den herren al ci minnin,
di ci Kolni wârin sedilhaft. v. 512.

(s. die Stelle aus den Gesta Trevirorum in den Anmerkungen bei Bezzenberger, Mære von Sente Annen, Quedlinburg und Leipzig 1848, p. 113). — Dagobert II als Leibeigener des Straßburger Doms s. Hunkler, Leben der Heiligen des Elsaßes, Colmar 1839, p. 334; seine zwei heiligen Töchter Irmina und Adelheid s. ebenda 339 ff. — Die Sage von Heinrich II s. Stöber, Sagen 463. — „Dirre Dagobertus oder Dagebreht, sagt Königshofen, wonete vil in dütschen landen und allermeist in Eilsas zu Rufach und uf einre vesten, genant Ysenburg, und buwete zu Kircheim bi Marley eine schöne

vesten und burg und nante die Nuwe Troeye" (Chroniken der deutschen Städte IX, 626). — Reicher als das Elsaß ist die Pfalz an Dagobertsagen (s. A. Becker, Die Pfalz und die Pfälzer, Leipzig 1858, p. 27. 165. 337 f. 348 ff. 423. 426. 434).

[134] „Daß aber Pipinus nit sig ein Frantzoß gewesen, vermut ich daruß, daß von Jugent uff ich jngedenck bin, desselben Namen in yedermans Red, ouch der Kinder gewesen und noch sin, dann es wart brocht gar noh in ein täglichs Sprichwort, wann etlich zanckenden mit einander redten, daß sie sprochen, du magst das oder das Ding nit tun oder zu wegen bringen, wann du glich werst als wiß als Künig Pipis. Deßhalb ich nit glouben kan, daß die unsern so dick und gemeinsamklich einen Namen eines Frantzosen, sunder eines Tütschen in iren Leffzen geübt haben." Moscherosch, Tütschland Jacob Wimpfflingers von Slettstatt, Straßb. 1648. 4. (ohne Pagin.)

[135] Saltibus in nostris soliti discurrere reges,
Venatu varias exagitare feras.
Hic fugit ad fontes conjecta cerva sagitta,
Hac spumosus aper flumina nota petit.

Ermoldi Nigelli Elegia I, 99 (Pertz, Mon. II, 518); vergl. Strobel, Gesch. I, 135.

[136] Ausführlich handelt hierüber Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs, Berlin 1862, I, 445 ff.

[137] Et primo quidem (rex) Liudwardum, episcopum Vercellensem, virum sibi percharum et in administrandis publicis utilitatibus unicum consiliarium, obiecto adulterii crimine, eo quod reginae secretis familiarius quam oportebat immisceretur, a suo latere cum dedecore repulit; deinde paucis interpositis diebus conjugem Richardem — sic enim Augusta vocabatur — pro eadem re in concionem vocat, et, mirum dictu, publice protestatur, nunquam se carnali coitu cum ea miscuisse, cum plus quam decennio legitimi matrimonii fœdere eius consortio esset sociata. Illa e contra non solum ab eius, sed etiam ab omni virili commixtione se immunem esse profitetur, et de virginitatis integritate gloriatur, idque se approbare Dei omnipotentis iudicio, si marit o placeret, aut singulari certamine, aut ignitorum vomerum examine, fiducialiter adfirmat; erat

enim religiosa femina. Facto dissidio in monasterio quod in proprietate sua construxerat, Deo famulatura recessit. Reginonis Chronicon, a. 887 (Pertz, Mon. I, 597. Regino starb 915). Wörtlich in den Annales Metenses a. 887, vom Ende des 10. Jahrh. (Duchesne, Historiæ Francorum Scriptores, Lutetiæ 1661, III, 322).

Die Stelle bei Hermann dem Lahmen († 1054) lautet: Richarda imperatrix, adulterii cum Luitwardo Vercellensi episcopo, qui apud eam et imperatorem familiariter in palatio vigebat, ab imperatore et aliis incusata, divino judicio ab omni se virorum commixtione integram, et eatenus virginem se comprobavit, quamvis jam duodecim annis in conjugio imperatoris apparuerit. Moxque ab eo separata, in Andelahense coenobium virginum a se constructum secessit (Hermanni Contracti Chronicon a. 887 bei Canisius, Thesaurus Monumentorum ecclesiasticorum et historicorum, Antverpiæ 1725, fol., III, 254). Die Erzählung der Kaiserchronik (um 1137) s. Ausgabe von Maßmann, Quedlinburg und Leipzig 1849, II, 415 ff. Der Dichter beruft sich auf eine schriftliche Quelle: daz buoch kundet uns daz. v. 15416. In einem Hymnus auf Richardis imperatrix aus einer Straßburger Handschrift des 14. Jahrhunderts heißt es:

Flore vernans virginali
sub contractu conjugali
  pudoris fers signaculum,
victrix stas flamma non usta,
mente, carne tu venusta
  monstraris per miraculum.

Tanquam aurum es probata,
nec uxor adulterata,
  psallens igne gratularis;
spreto maritali nexu
perennem sponsum amplexu
  novo cantu comitaris.

Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters, Freiburg 1855, III, 492. —

Schon Pabst Leo IX, der bei seinem Besuch im Elsaß im J. 1049 ihre Gebeine erhob, soll Hymnen auf sie gedichtet haben

(Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. II, 238). Mit den obigen Versen stimmt die angeführte Predigtstelle: Lineis pannis cera intinctis, perfusis et inebriatis et ex quatuor angelis igne accensis involuta toto corpore, pannis circa se ardentibus psallens Domino, consumptis pannis et tandem in favillam redactis, apparuit splendida virgo, sicut integra mente, ita et incorrupta corpore et in medio ignis non aestuata nec incendio cute obfuscata nec pilo minuta (Acta Sanctor. Sept. V, 796). Königshofen dagegen läßt wie die heutige Volkssage Richardis mit dem Wachshemd durch ein Feuer schreiten (Chroniken der deutschen Städte VIII, 414). Die alten Straßburger Breviarien, welche 1484 und 1511 gedruckt wurden, folgen sowohl der einen wie der andern Version; an der einen Stelle heißt es von der Kaiserin: quam per ignem transeuntem flamma non nocuit, quae iusta odorem ignis non sensit in corpore; an der andern: convocati viri religiosi et imperii fideles — communicato procerum consilio, cereatam camisiam ei ad cutem induerunt et in quatuor partibus ipsam incenderunt. Ipsa vero, quasi ovis mansuetissima immobilis stetit, et ignis divinitus est extinctus, et in nullo eam penitus laedere potuit (Acta Sanctor. Sept. V, 796; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb., Pièces justif. N. 166, T. II, p. CCCX). Der Behauptung der Volkssage, selbst das Wachshemd sei unversehrt geblieben, entspricht, daß das letztere im Kloster Etival als kostbare Reliquie aufbewahrt wurde, la tunique de Saincte Richarde (Ruyr, Recherches des sainctes antiquitéz de la Vosge, Espinal 1634, 4°., p. 242; Acta Sanct. Sept. V, 796; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. II, 234).

Den Berichten der Zeitgenossen näher steht die Erzählung Sebastian Münsters, der nichts vom Vollzug des Gottesurteils sagt, dagegen die Kaiserin nach Hebammen verlangen läßt: „Keyser Carlen der dick oder feißt von dem geschlecht des grossen künig Carles, hett ein eefraw die hieß Richard (sant Richart bei Königshofen), des künig von Schottland tochter, die hett er im argwon mitt dem Bischoff von Vercell, der sein sunderlich rhatgeb was, vnd nam sie deshalben für vnd schwur auch, das er sie nie berürt het oder etwas onzimlichs von jr begert. Do sprach die from fraw, die sie nie het lassen mercken, das er keins manns wert were: Wolan,

bringen herzu die hebammen vnd andere erliche frauwen, die mein jungfrawschaft bezeugen. Bey disem mann wil jch nit mere wonen. Gefalt es euch, so wil ich auch auff fewrigen scharsachen ghan, vnd domit bezeugen mein reinikeit. Nach disem ließ sie sich scheiden vnd nam jr gut vnd bawet das closter zu Andlow, do sie auch begraben ligt" (Cosmographey, Basel 1553, p. 555). Münster folgt hier wörtlich dem Cuspinian († 1529), der die neuen Details wohl aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpft hat: Habuit autem Richardem Regis Scotiæ filiam - - Casta foemina, quae impotentiam viri tot annis celavit: Bene, inquit, res se habet, mariti jurejurando virgo, afferte obstetrices et mulieres honestas, quae meam integritatem attestentur: nec amplius tali marito cohabitabo. Si vultis insuper, ignitis vomeribus castitatem meam palam cunctis faciam (Johannes Cuspinianus, De Cæsaribus atque Imperatoribus Romanis, Basileæ 1561, fol., p. 262). Aus Sebastian Münster entlehnte sodann Bernhard Hertzog seinen Bericht; nur hat er scharsach (besser scharsahs Scharmesser, Pflugschar) für Scheermesser gehalten (Edelsasser Cronick, Straßb. 1592, B. 3, p. 18).

Die Stiftung des Klosters, welche die Legende der Anklage folgen läßt, fällt früher als diese ins J. 880; im folgenden Jahr wurde Richardis mit Karl in Rom gekrönt (am Weihnachtsfest 881); die Anklage fand statt 887; die dem Kloster von der Kaiserin verliehenen Statuten sind aus dem J. 893; ein Jahr darauf starb sie, den 18. Sept. 894. In ihrer Klosterzeit soll sie mehrere lateinische Gedichte verfaßt haben, von welchen Ruyr folgende Distichen anführt:

Inveni portum mundi perpessa procella
Et requiem votis mente capesso meis.
Despectis mundi regnis, coelestia curans
Perveni ad tutum divite mente scopum.
(Recherches des sainctes antiquitéz, p. 234.)

Ueber St. Richardis s. Acta Sanctorum, Bruxelles 1857, Sept. V, 793 ff: de S. Richarde Imp. Virg. Andlaviae in Alsatia; Grandidier, Hist. de l'église de Strasb. I, 234 und die erschöpfende Darstellung Dümmlers, Geschichte des ostfränkischen Reichs, Berlin 1865, II, 284 ff.

Die Sage von der h. Kaiserin Kunigunde erzählt das niderdeutsche Zeitbuch des Eike von Repgow, aus dem ersten Drittel des

13. Jahrhunderts folgendermaßen: Eme (deme koning Hinric deme anderen) wart gegeven tô wive de gôde Konigunde. se beleven beide unbewollen (unbefleckt) wante (bis) an eren ende. De dûvel wolde se doch unêren, dat se de keiser têch van ênes hertogen râde, dat su ene verhoget (verachtet, entehrt) hadde. De vrowe de bôt dar vore ere gerichte. Dar tô quam manich biscop. dar worden seven sech (Pflugscharen) geleget, de de vrowe solde treden. Se hof ûp ere hande tô gode unde sprac: „Herre god, dû wêst mîne scult allêne, ledege mi van dere nôt, alsô dû dedist de gôden Susannen van der unrechten bîtale (Beschuldigung).“ Se trat de scare baltlike (mutig) unde wart sêker mit grôten êren. De koning vêl ere dô tô vôte unde de hêrren alle (Ausgabe von Maßmann, Stuttgart 1857, p. 324). Die Legende, wahrscheinlich wie die auf Seite 289 angeführte in Bamberg entstanden, taucht schon im 12. Jahrh. auf, in der unter Friedrich I. vom Diaconus Adalbert verfaßten Vita Heinrici II, L. I, c. 21 (Pertz, Mon. VI, 805), weiter ausgesponnen in dem um 1200 hinzugefügten dritten Buch (Pertz VI, 819), welches ein türingischer Geistlicher in deutsche Verse umsetzte (Bechstein, Heinrich und Kunegunde von Ebernand von Erfurt, Quedlinburg und Leipzig, 1860, p. 53 ff). — Die Sage vom Ordal der englischen Königin Emma († 1052) tritt in den Chroniken nicht vor dem 14. Jahrhundert auf. She passed barefotte vppone nyne burnynge shares, fowr for her selfe, and fyve for Alwyne Bishoppe of Winchester with whome she was suspected with incontynencye, whiche historye you maye see at large in Ranulphus Higden, in his policronicone, L. 6, c. 23, and other auctors (Thynne, Animadversions on Chaucer, 1598, ed. Kingsley, London 1865, p. 54). Außer bei Higden († 1363) steht die Sage in der unter dem Namen des Abtes Brompton von Joreval in Richmondshire laufenden Chronik (Chronicon Joannis Bromton Abbatis Jornalensis, um 1330, bei Twysden, Historiae Anglicanæ Scriptores X, Londini 1652, p. 941) und hiernach bei dem Canonicus Henry Knighton (Henrici Knighton Canonici Leicestrensis Chronica, Ende des 14. Jahrh., L. I, c. 8; bei Twysden p. 2329). Den historischen Anhalt für die Sage mag das unfreundliche Verhältniß zwischen Emma und ihrem Sohne, König Edward, geboten haben, welcher sich nur durch Gewalt in

den Besitz des von ihr zurückbehaltenen Kronschatzes setzen konnte (Lappenberg, Geschichte von England, Hamburg 1834, I, 497). — Ueber die dem Rakschasa abgewonnene Sità s. Eichhoff, Poésie héroïque des Indiens, Paris 1860, p. 170. — Ueber Lìlâvati und Kâlidâsa s. Bhôdjaprabandha im Journal Asiatique, Paris 1854, VI, 416.

[138] Surgunt ambo (Kisilbertus et Eburhardus) in arma; ducibus Suevo et Norico litteras mittunt. Quibus secum sentire jam motis, quadam die cum collectas in armis apud Prisacham copias navibus transposuissent, ipsique interea in litoris planitie luderent tabula, Chuono quidam regii generis, churzibolt a brevitate cognominatus, fortuitu 20 militibus stipatus viros incurrit, Kisilbertum cum omnibus, qui in navi erant, quam insiluit, lancea infixa submersit; Eburhardum levitatis increpatum gladio in litore occidit. Erat quidem angusto in pectore audax et fortis; qui leonem, cavea effracta, se et regem solos inventos in consilio insilientem, rege, grandi quidem viro, gladium quem Chuono tunc, ut moris est, gerebat, arripere volente, ipse prosiliens incunctanter occidit. Diffamatur longe lateque, Henrici regis militem leonem se insilientem gladio occidisse. Mulieres ille et mala arborum naturali sibi quodam odio adeo execratus est, ut ubi in itinere utrumvis inveniret, mansionem facere nollet. Multa sunt, quae de illo concinnantur et canuntur, quae, quia ad nos redeundum est, praeterimus, nisi quod provocatorem Sclavum, giganteae molis hominem, e castro regis prorumpens, novus David lancea pro lapide straverat. Ekkehardi IV Casus S. Galli c. 3 (Pertz, Mon. II, 104; Grimm, Deutsche Sagen N. 471). Die Stellen über Giselberts Ende s. Wittich, Entstehung des Herzogtums Lothringen, Göttingen 1862, p. 122. Den sprichwörtlichen Ausdruck in Christian Weises Absurda comica von 1682 s. in Haupts Zeitschrift III, 168. — Kurzbolt, churzibolt heißt Däumling, Zwerg (Scherz Glossar. I, 849). — Der Todeskampf der Herzoge fällt ins J. 939, fand jedoch nicht bei Breisach, sondern in der Gegend von Andernach Statt (s. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Braunschweig 1863, I, 268). Vor Breisach lag zur selben Zeit König Otto I. Beide Orte hat die Sage vermengt; doch könnten

sie eben so leicht von Eckehart IV verwechselt worden sein. Wäre dem so, worüber wir nicht entscheiden können, so würde Kurzbold aus den elsäßischen Localsagen zu streichen sein.

[139] Ebenso bei Tschudi, Chronicon Helveticum, Basel 1734, I, p. 6, 1. Teil, 1. Buch, a. 1019 ff. — Die Quellen der Sage s. Grandidier, Oeuvres historiques inédites I, 501, Note 1 u. 2. Die schöne kurze Erzählung bei Grimm (Deutsche Sagen N. 511) weicht von den Quellen ab. Verwandt ist die türingische Sage vom eisernen Landgrafen Ludwig und Kaiser Rotbart (Grimm, Deutsche Sagen N. 558; Witzschel, Sagen aus Türingen, Wien 1866, p. 42). — Ueber Bischof Wernher s. Spach, Biographies alsaciennes (Oeuvres choisies, Paris et Strasb. II, 21 ff).

[140] Die Erzählung Stöbers muß der lebenden Volkssage entnommen sein. Bei Sebastian Münster heißt es nur, das Hofvolk König Heinrichs habe mit den Weibern und Töchtern der Bürger Mutwillen treiben wollen (Cosmographey, Basel 1614, p. 856). Bernhard Hertzog hält sich noch näher an die historische Tatsache: „Da erhub sich solches mörden, was stab vnd stangen tragen mochte, die Weiber waren vor zorn eitel Mann vnd schlugen den Keyser, daß er sein Kron vnd Keyserlich kleinot verzettet vnd hinder jhm ließ“ (Edelsasser Cronick, B. 2, p. 32). — Eine ähnliche Erfahrung machte Otto IV zu Breisach im J. 1212 (Annales Marbacenses bei Pertz, Mon. XVII, 173). Die Bürger überfielen seine Leute bei ihren Frauen und Töchtern und richteten ein solches Blutbad an, daß Otto sich flüchten muste (Richer, Abbatiae Senoniensis historia bei D'Achery, Spicilegium, Paris 1723, fol., II, 625).

Am obern Teil des Münsterturms über der Plattform ziehen seit Jahrhunderten zwei wundervoll gearbeitete Statuen die Augen der Besucher an: ein langbärtiger Mann mit Scepter und Reichsapfel blickt in trauernder Majestät in die Ferne hinaus. Die Ueberlieferung wollte in ihm den unglücklichen Vater Heinrichs V, den gebannten Kaiser Heinrich IV, und in dem gegenüberstehenden wehmütig abgewandten Mönch seinen Beichtvater erkennen (Piton, Strasbourg illustré, Strasb. 1855, I, 375). Nach anderer Deutung ist es Kaiser Heinrich VII und der wälsche Mönch, welcher ihm zu Bologna die vergiftete Hostie gereicht habe (Stöber, Sagen p. 497).

[141] In einer Urkunde von 1156 heißt es: Sub rege Friderico, eodem duce Alsacie (Als. ill. II, 550; Strobel, Gesch. I, 402). — Die Sage von der Gründung Hagenaus gibt Strobel, Geschichte des Elsaßes I, 248, nach handschriftlichen Anmerkungen zu einem Exemplar des Königshofen aus dem 15. Jahrhundert. Leider teilt er nur eine kurze Stelle im Urtext mit: und bedohte sich der herre do, wie gar wol an derselben stat eine keiserliche vesten und burg stünde, und das wasser so lüscheclìche ouch umbe die burg würde fliessen also es umbe die wilde hog flos, do sich die wilden diere uf zufluht mahtent (Anm. 5). — Ein Rodegerus de Haganoha in der Stiftungsurkunde des Klosters Fides in Schlettstadt von Friedrich dem Einäugigen, 21. Juli 1105 (Würdtwein, Nova Subsidia Diplomatica, Heidelbergæ 1785, VI, 290). — Die Gründung der Georgskirche s. Bulletin, II. Série, VI, 2, 162 ff. — Die älteste Beschreibung der Kaiserpfalz gibt Gebwilerus, Epistola ad Senatum Hagenovensem, 1528: quod vivo marmore a fundamento errectum et tribus capellis sibi invicem uno tecto subjectis, ac coctili lapide cameratis, distinctum intra paucos annos (rex) magnifico sumptu prius civitate perfici curavit (Als. ill. II, 356). — M. Johann Wagner, Schulpräceptor in Hagenau, schreibt darüber um 1589 an Martin Crusius in Tübingen: Die Stadt Hagenau ist von Friedrich dem Rotbart erbaut, und das Schloß oder die Burg war anfangs in einem sehr grossen und dichten Wald (dem heiligen Forst). Dieß ist ein starkes Gebäude, mit Quadersteinen rund und gewölbt, mit drei Kirchen übereinander: davon die unterste Gott dem Vater, die mittlere aber Christo, mit der Ueberschrift über der Türe: Haec capella in honorem Salvatoris est dicata, die höchste dem h. Geist gewidmet ist. Auf der Spitze des Turms ist eine goldene Taube, welches Zeichen die unsern auch auf ihrer Münze gebraucht (Martin Crusii Schwäbische Chronik, übers. von Moser, Frankfurt 1733, Fol., II, 380). — Specklin nennt das Schloß eine schöne Antiquität (Strobel, Gesch. I, 415). — Zeiller, der Bädeker des 17. Jahrhunderts, gibt folgende Schilderung: „Es ist obgemelter keyserlicher Palast, Burg oder die alte Pfaltz sehr eng vnd alt, auff welche hart zu steigen ist. Zu höchst oben ist der Gerichtsstuhl, wie sie jhn allda darvor an-

sehen vnd sagen, daß Keyser Friderich allda gesessen; so von Steinen gemachet ist. Vnten in dieser Burg ist die Kirche gewesen, darinn oben herumb noch feine gegossene steinerne alte Säulen; es seyn da drey auffeinander in der Runde gebawet vnd gewölbte Capellen vnter einem Dach, mit gebackenen Steinen vnderschieden, in welchen die besagte Keyserliche Kleinodien auff die 56 Jahr auffbehalten worden. Vnd ist solcher Palast beinahe mitten in der Statt gelegen" (Itinerarium Germanicum, Straßburg 1632, p. 633 und widerholt in Merians Topographia Alsatiæ, Frankfurt 1644 p. 19). — Die Pfalz war abgebildet auf den alten Stadtsiegeln (s. Bulletin, II. Série, V, 2, 122). Eine gute Zeichnung aus dem Jahr 1614 vom St. Georgskirchtum aufgenommen, reproduciert das Bulletin, II. Série, VII, 2, 120: Genauer Abrizz vun Hohenstauffer Burgschlozz zu Hagenau auch Hagenaw, wie solches von Sct Georgen Kirchthurm zu schaun ist, Anno 1614.

[142] Conradus Dei gratia episcopus Argentinensis universis presentium inspectoribus seu auditoribus salutem in Domino. Quia opus Ecclesie Argentinensis, sicut flores maii variis ornatibus consurgens in altum oculos aspicientium magis et magis allicit et eisdem dulcibus oblectaminibus alluditur, ideo cordi nobis inest ut idem opus — promovere fideliter studeamus etc., Ablaßbrief von 1275 (Spach, Une charte de l'evêque Conrad de Lichtenberg, 1841, p. 6; Strobel, Gesch. II, 96). — Von dem fertigen Turm sagt Aeneas Sylvius, nachdem er Straßburg an Schönheit mit Venedig verglichen, nur daß es gesünder sei: Ecclesia pontificalis cui monasterio nomen est, secto lapide magnifice constructa, in amplissimam fabricam assurrexit, duabus ornata turribus, quarum altera, quae perfecta est, mirabile opus caput inter nubila condit (Aeneae Sylvii Piccolominei Opera omnia, Basileæ, fol., p. 1052). Der Münsterturm „möcht wol zu den siben wunderwercken der welt für das achtest gesetzt werden" (Münster, Cosmographey, Basel 1553, p. 557).

[143] Eine Abbildung des Portals „uff der Gräten" (mhd. grede Stufe, Treppe vom lat. gradus) vom Anfang des 17. Jahrhunderts gibt Schadäus, Summum Argentoratensium templum, Straßb. 1617, p. 46. Der gelehrte Schilter führt die Verse an und „verteutscht" munter: Die Gnade göttlicher Barmherzigkeit

siehe bey der Sabine von Steinbach, durch welche ich, diese Figur, gemacht worden bin (Königshofen p. 559). Auch Grandidier (Essais p. 239) und Strobel (Gesch. des Elsaßes II, 95) stießen sich nicht daran. Friese übersetzt zwar richtig, nennt aber Sabina doch Erwins Tochter (Neue Vaterländische Geschichte der Stadt Straßburg, 1792, p. 220). Erst Schneegans handelte ausführlich darüber (Revue d'Alsace, Colmar 1850, p. 255; Alsatia 1856—57, p. 173; Stöber, Sagen p. 482).

[144] Herzog fand die Anekdote, nach einer handschriftlichen Anmerkung in Schöpflins Exemplar, in einer Fortsetzung des Königshofen, welche Schilter nicht gekannt hat (Stöber, Sagen 410). In keiner der bekannten Fortsetzungen wird der Tanz erwähnt; nur die Verteilung der Ringe wird bestätigt: „und da er von Straßburg fuhr den Rhein ab gen Speir, da lies er den besten Frawen und den erwölten jr jeglicher ein guldin Fingerlin zur letz" (Schilters Königshofen p. 145). Dieses Schweigen zeitgenössischer Berichte spricht jedenfalls mehr gegen die historische Treue der Sage als ihre angebliche innere Unwahrscheinlichkeit. — Die Notiz über das elsäßische Schwankbuch von König Sigismund gibt Cuspinian: Sigismundus — facetissimus et ingeniosissimus Princeps. De cuius vita ac facetiis liber historiarum insignis et grandis adhuc extat in Alsatia apud D. de Plumeneck, innumeras continens et jucundissimas historias ac facetias, quas egit Sigismundus in juventute cum Argentinensibus mulieribus, quae ejus semper gaudebant societate, aliisque illustribus foeminis, quibuscum familiariter et honeste semper convixit (De Cæsaribus atque Imperatoribus Romanis, Francof. 1601, p. 399). — Die Form Korbergasse bei Herzog hält der ungenannte Verfasser der Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter (Straßb. 1871, p. 103) für eine mißverständliche Verhochdeutschung des Straßburgischen „Kurben- oder Kurwengasse", aus Kurdewangasse (1309) zusammengezogen, und dieß statt älterem Kurdewenergasse (kurdewener, mittelhochdeutsch kurdiwæner Schuhmacher, — mittellateinisch cordubanarius, corduanarius, franz. cordonnier, — von mittelhochdeutsch kurdiwân Corduan', Ziegenleder aus Cordova, s. Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen, Bonn 1861, I, 140). Es ist noch heute die Gasse der Schusterläden.

[145] Ueber Koster und Gutenberg s. Léon de Laborde, Débuts de l'imprimerie à Strasbourg, Paris 1840; Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst, Leipzig 1840, p. 67 ff; Humphreys, History of the art of printing, London 1867, p. 45 ff; Gutenberg der „Eroberer" eb. 82. Die Buchdrucker in Straßburg s. Hermann, Notices II, 403 ff. — Ueber Mentelin, Strobel, Geschichte des Elsaßes III, 439 ff; für ihn plaidiert Dorlan, Quelques mots sur l'origine de l'imprimerie, Schlestadt 1840 und in seinen Notices historiques sur l'Alsace, Colmar 1843, I, 277 ff. — Wimpheling, geboren 1450, schreibt in seinem Verzeichniß der Straßburger Bischöfe: Sub hoc Roberto nobilis ars impressoria inventa fuit a quodam Argentinensi, licet incomplete: sed cum is Maguntiam descenderet ad alios quosdam in hac arte investiganda similiter laborantes ductu cuiusdam Joannis Genszfleisch, ex senio coeci, in domo boni montis (gutenberg), in qua hodie collegium est juristarum, ea ars completa et consummata fuit in laudem Germanorum sempiternam (Argentinensium Episcoporum Catalogus, um 1508, Blatt LXII). Doch verbessert Wimpheling diese Angabe in einem spätern Werk: Anno Christi 1440 Friderico III Romanorum imperatore regnante magnum quoddam ac pene divinum beneficium collatum est universo terrarum orbi a Joanne Gutenberg Argentinæ novo scribendi genere reperto. Is enim primus artem impressoriam (quam latiniores excusoriam vocant) in urbe Argentina invenit. Inde Maguntiam veniens eandem feliciter complevit. Interea Joannes Mentel id opificii genus inceptans multa volumina castigate ac polite Argentinæ imprimendo factus est brevi opulentissimus (Epitome Germanorum c. 65). — Maternus Berler hält zwar noch Gutenberg und Gensfleisch für zwei verschiedene Personen, sagt aber nichts von Mentelin und nichts vom Verrat; nach ihm wie nach Wimpheling war Gensfleisch blind vor Alter (Chronik p. 56 im Code historique et diplomatique de la ville de Strasb. I, 1843). — Das Anschlagen der großen Münsterglocke bei Mentelins Tod war nach Murschel urkundlich beglaubigt: „Sonsten findet sich auff dem Frawen-Hauß dieser Stadt ein sehr alt Buch, Liber pulsuum genandt, da man solchem Mentelino, als er gestorben, auch die grosse Glock zu Ehren in seiner Leich-

begängnuß geleutet hat, mit diesen Worten: Obiit Dominus Johannes Mentelin Impressor, Sabbatho post Conceptionem Virginis Mariæ Anno 1478 et factus est ei pulsus cum campana magna“ (Murschel, Flos reipublicae Argentinensis, Straßburg 1653, p. 46). Das Hus do Johannes Mentelin inne sitzet in der Dornesgasse, 1466 (s. Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter, Straßb. 1871, p. 54); beim Tiergarten (s. Piton, Strasbourg illustré, Strasb. 1855, I, 98). Schöpflin handelt von der fabulosa Argentinensium de originibus typographicis traditio in seinen Vindiciae typographicae (Argentorati 1760, p. 51 ff); das Zeugenprotokoll s. ebenda p. 5 ff; über Mentelin 95 ff. — Mentelins späte Grabschrift in Alexandrinern s. Behr, Straßburger Münster- und Thurn-Büchlein, Straßburg 1744, p. 137 ff; Stöber, Sagen 416; vergl. Alsatia 1850, p. 89. — Nach einer andern Tradition wird das Schloß Rauschenburg bei Ingweiler für den Muttersitz der Buchdruckerkunst gehalten (Stöber, Sagen 309).

Auch die Niderländer haben Sagen von einem ungetreuen Arbeiter, der die Harlemer Erfindung den Mainzern verraten haben soll (Humphreys, Hist. of the art of printing, p. 52). Nach Hadrian Junius von Harlem (um 1569) soll ein deutscher Arbeiter, Namens Johann, in der Christnacht Typen aus der Werkstatt Kosters gestohlen haben (eb. 57). Ein anderer verriet die Kunst dem Engländer Caxton (eb. 53).

[146] Die Sage s. Bulletin, I. Série, IV, 1, 101. — Ueber Peter von Hagenbach s. Schreibers Taschenbuch, Freiburg 1840, p. 3 ff; ein Gedicht auf ihn vom Ende des 15. Jahrhunderts ebenda 1844, 316; Alsatia 1850, p. 9; Strobel, Gesch. des Elsaßes III, 289 ff; Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsaßes, Berlin 1871, I, 111.

[147] Ueber den Zug König Heinrichs II im Jahr 1552 s. Strobel, Gesch. IV, 85—91. Es ist ein Irrtum, wenn Lorenz den König wirklich zu Gaste nach Straßburg kommen läßt (Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsaßes, Berlin 1871, I, 229). Rabutin, der an dem Zuge selber Teil genommen und den Marsch bis vor Straßburg genau beschreibt, sagt kein Wort davon: Pour ne fouler le territoire et pays circonvoisin à l'entour de Stras-

bourg, une nuit seulement l'armée y sejourna; le lendemain, tirant à main gauche, fut pris le chemin à une petitte ville appellée Hagueneau (Petitot, Collection complète des Mémoires relatifs à l'histoire de France, Paris 1823, XXXI, 85 und Michaud et Poujoulat, Nouvelle Collection des Mémoires pour servir à l'histoire de France, Paris 1838, VII, 415). Die im Text gegebene Darstellung beruht auf den Memoiren dessen, der die Seele des Unternehmens war, des Marschalls Vieilleville, von seinem Secretär Carloix († 1571) verfaßt (s. Michaud et Poujoulat IX, 133).

Der Meistersänger Kleinlawel erzählt den Heerzug Heinrichs II in folgenden Reimen:

Nachdem der Frantzos die statt Metz,
Thol Verdun eingenommen,
Ist er auch für Straßburg zu letz
Mit großer Kriegsmacht kommen.
Da rüst man sich zur gegenwehr
Vnd wolt jhn nicht einlassen,
Darumb must er mit seinem Heer
Wider ziehen sein straßen. (Straßb. Chronik, 1625, p. 148).

Der Vorfall veranlaßte die Straßburger, das äußere Judentor stärker zu befestigen, wie die Inschrift besagte: Heinrico Galliarum rege militem in Carolum V Imp. Augustum per hanc Germaniae partem ducente S. P. Q. Argentinensis portam hanc aggere et fossa muniri fecit Anno Domini MDLII Mense Majo (Silbermann, Localgeschichte der Stadt Straßburg, 1775, p. 101 und Plan XV, N. 1).

Die Meise im Straßburger Arsenal s. Hermann, Notices I, 284. Achtzig Stück Straßburger Geschütz, darunter die uralte Meise, wurden nach Einnahme der Stadt durch die Franzosen zum Umgießen nach Breisach geführt (Strobel, Gesch. des Elsaßes V, 135). Ein alter bekannter Spruch rühmt:

Nürnberger Witz,
Straßburger Gschütz,
Venediger Macht,
Augsburger Pracht.

Ulmer Geld
Sind berühmt in aller Welt.
(Piton, Strasburg illustré, Strasb. 1855, I, 42).

Der Feuergewehre geschieht überhaupt zum ersten Mal Erwähnung bei der Verteidigung der Straßburger gegen die sogenannten Engländer unter Engerraud de Coucy im Jahr 1375 (Königshofen, Chroniken der deutschen Städte IX, 817; Specklin, s. Silbermann, Localgesch. von Straßb. p. 89; Strobel, Gesch. II, 375). Ein berühmtes Geschütz der Straßburger im burgundischen Krieg hieß der Strauß (Strobel III, 321. 335. 456). Mit ihm und dem „Löwen" ließ Kaiser Max I bei seinem Besuch in Straßburg 1505 Uebungen vornehmen (eb. III, 475). Die Stadt lieferte ihm zu einem beabsichtigten Römerzug 1508 unter andern Büchsen den „jungen Rohraffen" (eb. III, 480). — Die Spitznamen der Straßburger sind Meisenlocker und Hans Dännel, Hans Daniel, ein unter den ältern Bürgerfamilien allverbreiteter Vorname (Stöber in Frommanns Mundarten II, 561). Wenn ein Feind sich näherte, pflegten die Straßburger zu sagen: „Wir werden ihm mit unsrer Meise locken" (Piton, Strasbourg illustré I, 44).

[148] Im Jahr 1685 erschien der Befehl, daß alle Richter, Magistrate, Notare und Gerichtsschreiber des durchaus deutschen Landes sämmtliche Akten in französischer Sprache abzufassen hätten (Strobel, Gesch. V, 170). Im selben Jahr ergieng der Befehl an alle Einwohner sich französisch zu kleiden (Coste, Réunion de l'Alsace à la France, Strasb. 1841, p. 162). Der Magistrat von Straßburg muste auf königlichen Befehl, 1686, allen französischen Familien das Bürgerrecht um ein Drittel des gesetzlichen Preises gewähren (Strobel V, 188). Der Protestantismus sollte vernichtet werden. Kinder protestantischer Eltern, welche katholisch werden wollten, hatten schon im siebten Jahre die Wahl, ob sie das Elternhaus verlassen wollten, und die Eltern hatten ihnen standesgemäßen Unterhalt zu geben, 1681 (Strobel V, 183). Gemischte Ehen wurden im Jahr 1680 kurzweg verboten und erst 1774 wider erlaubt; doch musten dieselben vom katholischen Priester eingesegnet und alle Kinder katholisch werden (Billing, Gesch. des Elsaßes, Basel 1782, p. XXXIX). Den Protestanten wurde 1681 verboten, ihre Kinder auswärts erziehen zu lassen (Strobel V, 185).

Alle unehelichen Kinder wurden seit 1682 katholisch getauft (Billing p. XXXVII). Der Uebertritt zum Protestantismus wurde strenge untersagt, dagegen solchen, die zum Katholicismus übertraten, dreijährige Befreiung von allen außerordentlichen Abgaben zugesichert, 1683 (Billing p. XXXVIII). In Selz wurde die reformierte Gemeinde während des Gottesdienstes durch Dragoner zum Uebertritt gezwungen, 1684 (Strobel V, 186). An jedem Ort, wo die Protestanten nur den dritten Teil der Bevölkerung ausmachten, hatte ihr Gottesdienst von selbst aufzuhören. Die Prediger wurden eingekerkert oder vertrieben (eb. 189). Waren aber nur sieben katholische Familien in einer Gemeinde, so hatte diese ein katholisches Pfarrhaus und Schulhaus zu bauen und den katholischen Schulmeister zu erhalten (Billing XXXVIII). Wenn eines der Eltern zum katholischen Glauben übergieng, musten alle Kinder folgen, 1686 (eb.). In Nordheim musten die Protestanten die Steuern ergänzen, die den Convertiten waren erlassen worden, 1688 (Strobel V, 190). Als die Protestanten in Folge dessen nach Heilbronn und ins Herzogtum Wirtenberg auswanderten, wurde die Auswanderung durch königlichen Befehl verboten (eb.). Den lutherischen und reformierten Consistorien wurde die Ehescheidung untersagt. 1722 (Billing XXXVIII). Kein Protestant durfte sich an einem rein katholischen Ort niderlassen, 1727 (eb. XXXIX). — Nach diesen Gewalttaten der königlichen Regierung lese man die von wahnwitzigem Haß gegen das Deutschtum der Elsäßer schäumenden Reden der Propagandisten und des Maires Monet in der Schreckenszeit (Strobel VI, 237. 253. 281. 346 ff. 410 ff).

„O elendes, vormals edles, durch Straßburg aber unglückselig gemachtes Elsaß!" ruft der Panierherr von und zu Hochfelden, Ruprecht von Ichtersheim, die treuen Reichsbürger seien unschuldig und darum zu bedauern, setzt er weißagend hinzu, „daß sie ohne Martialisches Feuer der Stücken, Bomben, Carcassen und Minen schwerlich werden mehr zu der Kayserlichen vorgehabten Glückseligkeit gelangen", noch weniger werde die Stadt als eine Jungfrau in den Kreiß des römischen Reichs zurückkehren können; es werde „diese grosse Stadt kümmerlich anderst als durch ihr und des gantzen Landes Hunger zu gewinnen sein" (Gantz neue Elsaßische Topographia, Regenspurg 1710, 4°., Unter-Elsaß p. 32).

[149] Weitere Zeugnisse für Königshofens deutschen Patriotismus s. Chroniken der deutschen Städte VIII, 402. 404. 421; IX, 623 f und Hegels Vorrede VIII, 183. — Nos, mi carissime Thoma, gloriabimur a majoribus nostris Germanis processisse. Wimpheling, Epitome Germanorum (Basileae apud Hervagium 1532, p. 316, datiert von 1502). — Das Manifest Karls VII von Frankreich vom Jahr 1444 über den Zug seines Sohnes, des nachmaligen Ludwig XI, gegen die Schweizer s. Barante, Histoire des Ducs de Bourgogne de la maison de Valois, Paris 1825, VII, 189; 5. edition, 1837, VI, 352. Es heißt darin: Wir haben um so lieber dem Wunsche (des Kaisers Friedrich III) entsprochen, als die französische Krone seit vielen Jahren ihrer natürlichen Grenzen beraubt ist, welche einst bis an den Rhein reichten, und sie daselbst ihre Souveränität wider herstellen will.

Wo man in die ältere Geschichte und Literatur der Elsäßer hineingreift, findet man Proben ihrer deutschen und antiwälschen Gesinnung, s. z. B. das Streitgedicht Sebastian Brands gegen die Franzosen:

O Han, du suchst anschlag vnd Lyst,
wie du kompst uff den Tytschen mist 2c.
(Strobel, Beiträge p. 38).

Es ist anheimelnd zu lesen, mit welcher Wärme elsäßische Männer des 16. Jahrhunderts deutsche Art und deutsche Cultur auch gegen den Uebermut der südlichen Wälschen, der Italiäner, verteidigen. Vasari läßt sich bekanntlich in der Bewunderung seiner Landsleute häufig zu ungerechter Geringschätzung der Kunstleistungen anderer Völker verführen. Dagegen tat Einsprache der Straßburger Kunsthändler und Kunstfreund Bernhard Jobin, Fischarts Schwager (in seiner Vorrede zu den von ihm im Jahr 1573 veröffentlichten „Contrafeytungen oder Antlitzgestaltungen der Römischen Bäbst", verdolmetscht von J. Fischaert). Nachdem er den Italiäner auf Jan von Eik, Martin Schön von Colmar, Albrecht Dürer, Hans Holbein und Tobias Stimmer von Schaffhausen verwiesen hat, schließt er: „Derwegen bedunckt mich hiemit klärlich genug dargethan, das jhnen die Teutschen mit viel besserem grund vnd billicherem schein, dann andere Nationen, die widerstattung, ergäntzung vnd auffbringung des Rechten Malens (welches bey manigfältigen zerstörungen der Statt Rom nach Constantini Magni zeiten in ein

abgang geriet) zueignen vnd vendiceren: Oder wa sie schon eigen lob vnd neid zu vermeiden, solches rhums vnd vortheils sich begeben, doch mit andern Völckern wol zugleich in einem Siegeswagen mögen triumpffieren. Dann die Redliche auffrichtigkeit der Teutschen nicht so vnärtig vnd vergünstig ist, das sie nit neben jhnen andere Nationen jhrer sondern art halben liessen etwas gelten vnd die kunst mit gleichmässiger geschicklichkeit üben" (Alsatia 1852, p. 23).

Hören wir weiter den wackern Specklin, den Vauban des 16. Jahrhunderts: In der Vorrede zu seiner Architectura bezeichnet er als die fürnehmste Ursach, welche ihn zur Herausgabe des Werks trieb, die ungerechtfertigte Behauptung der Ausländer, man habe „sein lebenlang niemalen gehört oder gesehen, daß die vollen Teutschen etwas news erfunden hetten." Er fragt, wogegen denn die Italiäner ihre großen Festungen, deren sie sich so sehr in großen Büchern rühmen, erbauten; die Antwort sei: „für daz grausam geschütz." — „Wer hat dann nun daß geschütz erfunden? die Bücher, dauon sie schreiben, wer hat daß Trucken erfunden? kompt es nit von unß Teutschen her? welche zwo inuentiones vnd kunst jetz zumal die höchsten in der Welt seind, dessen Rhum vnß auch der Türck (wiewol er vnser Erbfeind ist) zulegt. Wann solches ein Italianer erfunden hette, könnte kein Mensch von jrem pracht vnd rhum zukommen, ja alle Welt vnd Menschen müsten Kinder vnd gänß gegen jhnen sein, weil sie ohn das gern alles auff sich ziehen wölten. Hat vnß nun Gott, wie die warheit, solche zwo herrliche künst gegeben, so ist je nit zu zweifeln noch zu leugnen, daß er uns Teutschen noch mehr andere gaben vätterlich mitgetheilet habe: sagen sie unß nun, wer hat das preßwerck zu Müntzen (so jetzund in Italia vnd Hispania gebraucht wird) erfunden? — Item in den suptilen künsten, daß klein Vhrmachen, daß schönste schreinerwerck, Malen, kupfferstechen, Gießwerck in Berckwercken vnd in allerhand kriegshändlen, welche alles zum scherffsten von unß Teutschen herkommt — ich halts auch darfür, daß Gott uns Teutschen solche gaben fürnemlichen mittheilt, daß wir solches mit danckbarkeit von jm annemmen, nit also aufgeblosen sein vnd vnseren nechsten darumm verachten. Waz solten wir mehr begeren, daß wir nit vor andern Nationen in der gantzen welt hetten: Wir haben ja erstlich die erkanntnuß Gottes durch sein Wort vnd Euangelium, Zum andern

die höchste Oberkeit, daß Keyserthum mit seinen schönsten vnd dapffersten glidern, den Ständen des Reichs, als Churfürsten Grauen vnd Herren, demnoch, Gott sey lob, den heiligen Frieden, darum wir billich Gott dancken, Ehren, preisen und loben sollen." — Schließlich kommt der treuherzige Straßburger auf die Trinklust der Deutschen, eine köstliche Stelle, welche nicht übergangen werden darf: „Anlangende aber, daß (der Italiäner) vnß volle Teutschen heißt, die nichts wissen, deren erstes bekenne ich, daß der drunck vnß Teutschen etwas mehr dann andern anhange; hergegen gedencke er, mit was grossen lastern Italia erfült sey vnd daselbsten in vollem schwanck gehen; wann man solche (gegen einem starcken drunck) sehen vnd halten solte, würde solchs der Teutschen drunck weit vbertreffen, als Vieh vnd knaben, Weiber vnd Töchter schenden, Todschläg, Mörd, Abgötterey vnd andere Sodomitische abscheuliche sünden, vnd obwol daß zudrincken bei vnß Teutschen darumb nit verantwort ist, vnd auch ichs für eine grosse sünd halte, so ist doch zu zeiten leidlicher, etwan mit einem guten freund ein starken drunck zu thun, die zeit zu kürtzen, seiteinmal es doch niemands schwerlicher vnd schedlicher dann jnen selbs felt, als denen der kopff schwer vnd der seckel lär wirdt vnd zuletst schlaffen begeren, welches weltlicher weise etwas geringer zu achten, dann solche Sodomitische sünden, mit denen Italia behafft ist" (Architectura, Straßb. 1589, Vorrede, ohne Seitenzahl. Ueber Specklin, 1536—1589, s. Schneegans in den Elsäßischen Neujahrsblättern, Basel 1847 p. 1 ff; L. Spach, Oeuvres choisies, Paris et Strasburg 1866, I, 73 ff).

In einem Zeitlied aus dem bischöflichen Krieg von 1592—93 heißt es:

Straßburg, du jungfrau schöne,
Halt fest, bewahr dein ehr!
Vil fromme werden dich krönen,
Solts sein dem teufel schwer.

Keim welschen dich vermähle,
Du adenliche zier,
Der mördt, der brendt, der stähle,
Gott wirdt Dir helffen schier.

(Alsatia 1858—61, p. 117).

Moscherosch, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, rühmt das Festhalten der Straßburgerinnen an der deutschen Tracht (Gesichte Philanders von Sittewald, Straßb. 1665, I, 18). Noch zu Goethes Zeit war Straßburg in Sprache und Sitte, in Kleidung und Hausgerät vollkommen deutsch. Der Fremde hätte ebenso gut glauben können, er befinde sich in Frankfurt oder Mainz, wenn ihn nicht die Uniformen der Garnison daran erinnert hätten, daß er auf französischem Grund und Boden weile (Spach, La ville et l'université de Strasbourg en 1770 in den Mémoires du congrès scientifique de France, Strasbourg 1842, I, 65).

Um auch aus neuerer Zeit noch ein erfreuliches Zeugniß aufzuführen, stehen hier zum Schluß die schönen herzlichen deutschen Worte des verstorbenen Eduard Reuß in seiner Vorrede zu den Gedichten des Drechslermeisters Daniel Hirtz von Straßburg (Straßburg 1838, p. XI): „Wir reden deutsch" heißt nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserem Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus. Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur Ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen; aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur, wer unseres Ursprungs vergessend um des eitlen Flitterstaats napoleonscher Lorbeern willen noch jetzt im Liebe die eiserne Rute küßt; unser Todfeind ist, wer eine frevelnde Hand an das Heiligtum unserer Nationalität legt. Unsere Meistersänger müssen die Wurzel der wahren Freiheit in unserer Deutschheit zu finden wissen.

Vergleiche die eben erscheinenden Deutschen Stimmen aus dem Elsaß, Berlin 1871. Ueber das Deutschtum im Elsaß und seine Bedeutung für die deutsche Kulturgeschichte s. das schöne Buch von Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses, Berlin 1871.

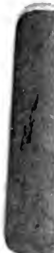
150 Da sprach M. Phil. M(elanchthon): Es ist eine alte Prophezey, daß der König von Frankreich fur Straßburg soll geschlagen werden 2c. und ist der Wahrheit ähnlich. Denn diese Stadt liegt an der Grenz und im ersten Anlauf, ist eine Festung;

dieselbige wird der Kaiser und Franzos am ersten angreifen, Andern zum Exempel. M. Luthers Tischreden, c. LXXVI, 5 (Ausgabe von Förstemann, Leipzig 1846, III, 659). Eine Salzburger Weißagung verkündet, die Franzosen werden noch einmal nach Deutschland kommen, aber am Rhein (bei Köln) eine gänzliche Niderlage erleiden, worauf Frankreich in sieben Teile zerstückelt werde (Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie IV, 202; Vernaleken, Alpensagen, Wien 1858, p. 67). Ausführliches über diese in mythischen Anschauungen, in den Sagen vom letzten Weltkampf, wurzelnde Weißagung s. Kuhn, Sagen aus Westfalen, Leipz. 1859, I, 204 ff.












3 0000 118 518 558